

02741 a

1 60. 1980

Heft 1, März 1980 / 60. Jahrgang

M 1459 F

ST
AR
BW

TR

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Landesverein Badische Heimat e. V., Freiburg



Kirche in Tovar

1245

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND
60. Jahrgang / Heft 1, März 1980

Herausgeber

Landesverein

Badische Heimat e. V.

für Heimatkunde und Heimatpflege,
Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst,
Familienforschung

Präsident Dr. Franz Laubenberger
Schriftleitung: Ernst Bozenhardt

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich.

Redaktion und Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12
7800 Freiburg i. Br., Tel. (0761) 73724

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliedsbeitrag abgegolten.

Jahrespreis
für Einzelmitglieder DM 25.-

Einbanddecken zu 7.- DM für den Jahrgang 1979 sind vorrätig.

Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Verlag vor.

Alle Sendungen für die Zeitschrift sind an den Landesverein Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12, zu richten. Für unverlangte Manuskripte und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen.

Zahlstellen des Landesvereins
Postscheckkonto Karlsruhe 164 68-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
Deutsche Bank Freiburg i. Br. 37 04 37
Öffentl. Sparkasse Freiburg, Girokonto 200 3 201
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010 012 bei der Öffentl. Sparkasse Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte nicht vergessen

Gesamtherstellung
und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlag,
Karl-Friedrich-Straße 14-18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-1
Telex 07826904 vgb d
Reproduktionen:
Schuler & Co., Freiburg i. Br.
Kartäuserstraße 50

Inhalt

1843 Tovar 1979 Die Alemannensiedlung im Hochland von Venezuela. <i>Thomas Kopp, Zell a. H.</i>	1
Josef Baders „Badenia“. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	15
Frühlingserwartung. <i>Gedicht von Hans Babrs</i>	23
Osterhaas. <i>Gedicht von Wilh. Raabe</i>	24
Wilhelm Raabes Begegnungen mit Freiburg. <i>Paul Malthan, Freiburg</i>	25
Wenn über stiller Heide. <i>Gedicht von Wilh. Raabe</i>	34
Auf den Spuren Iwan Turgenjews in Baden-Baden. <i>Klaus Fischer, Baden-Baden</i>	35
Seeliges Wandern. <i>Gedicht von Johanna Benzing</i>	40
Adelsheimer Miniaturen. <i>Gerhard Schneider, Hannover/Adelsheim</i>	41
Stille Insel. <i>Gedicht von Theodor Meny</i>	49
Alte Akten. <i>Gedicht von Oskar Kohler</i>	50
Begegnungen mit einem alten Buch. Historischer Essay zur Geschichte Ichenheims im 20. Jahrhundert. <i>Kurt-Dietrich Mroßko, Neuried-Ichenheim</i>	51
Frankenland. <i>Gedicht von Arthur Trautmann</i>	64
Odenwälder Leben im Übergang ins Industriezeitalter. <i>Peter Assion, Freiburg/Walldürn</i>	65
Ein badisches Lese- und Unterrichtsbuch von 1849. <i>Helmut Bender, Freiburg</i>	75
Früher Morgen. <i>Gedicht von Helmut Steinbach</i>	78
Belohnte Ausdauer. <i>Folkmar Längin Wessling</i>	79
Bedrohte Erholungslandschaft Schwarzwald. Volkskundliche Feldforschung auf neuen Wegen. <i>Rolf Wilh. Brednich, Freiburg</i> ..	83
Die heiligen Prinzen kehren zurück. <i>Albert F. X. Bissinger, Freiburg/Ettlingen</i>	95
Auftakt. <i>Gedicht von Rosemarie Neumann</i>	99
Ausstellung des Badischen Landesmuseums Karlsruhe	100
Christoph Arnold (1779-1844). Zum 200. Geburtstag eines badischen Baumeisters. <i>Adolf Schmid, Freiburg</i>	101
Atilas Grab und das Gold in den Reben. Wie eine Volkssage in die Weinwerbung kam. <i>Georg Schmidt-Abels, Freiburg</i>	111
Bravour. <i>Gedicht von Rosemarie Neumann</i>	115
Anschriften der Autoren dieses Heftes	116
Der Mönchhof in Neuenheim. <i>Barbara Schnur, Heidelberg</i>	117
Fachwerkhäuser „Kreuz“ 1553 in Stetten a. k. Markt, Landkr. Sigmaringen. <i>Erwin Rohrbach, Stuttgart-Schönberg</i>	125
Nachtwanderung. <i>Gedicht von Theodor Meny</i>	128
Totale Zerstörung der Stadt Neuenburg am Rhein im Spanischen Erbfolgekriege. <i>Winfried Studer, Neuenburg</i>	129
Ruf zur Heimkehr. <i>Gedicht von Johanna Benzing</i>	134
Rätschen - Dären - Klappern. Von einem alten Brauch in der Karwoche. <i>Karl Kurrus, Freiburg</i>	135
Buchbesprechungen	139

BADISCHE HEIMAT

MEIN HEIMATLAND

Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatpflege / Natur- und Denkmalschutz
Volkskunde und Volkskunst / Familienforschung

Herausgegeben im Auftrag des
Landesvereins Badische Heimat e. V.

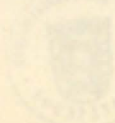
Präsident Dr. Franz Laubenberger, Freiburg

Schriftleitung: Ernst Bozenhardt, Freiburg i. Br.

60. Jahrgang

Inhaltsverzeichnis
mit 49. Ekkhart 1980

Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12



I. Aufsätze

1. Kulturgeschichte und Kunst

Heft Seite

Tovar 1843—1979, die Alemannensiedlung im Hochland von Venezuela Thomas Kopp, Zell a. H.	1	1
Josef Baders „Badenia“ Helmut Bender, Freiburg	1	15
Wilhelm Raabes Begegnungen mit Freiburg Paul Mathan, Freiburg	1	25
Auf den Spuren Iwan Turgenjews in Baden-Baden Klaus Fischer, Baden-Baden	1	35
Adelsheimer Miniaturen Gerhard Schneider, Hannover/Adelsheim	1	41
Begegnungen mit einem alten Buch Kurt-Dieter Mrossko, Neuried-Ichenheim	1	51
Odenwälder Leben im Übergang ins Industriezeitalter Peter Assion, Freiburg/Walldüren	1	65
Ein badisches Lese- und Unterrichtsbuch von 1849 Helmut Bender, Freiburg	1	75
Die heiligen Prinzen kehren zurück Albert F. X. Bissinger, Freiburg/Ettingen	1	95
Der Mönchhof in Neuenheim Barbara Schnur, Heidelberg	1	117
Fachwerkhäuser „Kreuz“ 1553 in Stetten a. kalten Markt Erwin Rohrbach, Stuttgart-Schönberg	1	125
Die Hollerbacher Malerkolonie Michael Sieber, Dossenheim	2	167
Badener im Kapland/Südafrika. Hans Jürgen Linde, Auswanderer von 1753 und seine Nachkommen Peter Assion, Freiburg/Walldüren	2	191
Johann Baptist Alzog. Ein bedeutender Freiburger Kirchenhistoriker Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	201
Johann Peter Hebels Vreneli Ludwig Vögely, Karlsruhe	2	221
Aufrechter Gang. Versuch einer Annäherung an Hch. Hansjakob Wolfgang Wipprecht, Renningen	2	235
Die Eichrods, eine badische Dichterdynastie Helmut Bender, Freiburg	2	249
Johann Georg Jacobi, Professor der schönen Wissenschaften und Poet dazu Helmut Bender, Freiburg	2	253
Ernst Friedrich Sturm, Dichter und Übersetzer — Revolutionär und Lehrer Helmut Bender, Freiburg	2	265
Ludwig Boeckh, ein bewährter Pädagoge Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	271
Reinhard Baumeister, Schöpfer u. Begründer des Wissenschaftlichen Städtebaus Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	281
Joseph Albrecht v. Ittner Helmut Bender, Freiburg	2	285
Prominente Besucher des Karlsruher Naturhistorischen Museums im Jahre 1835 Gaston Mayer, Karlsruhe	2	319
Heidelberger Tage eines Frühvollendeten Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	2	329
Dem Gewissen gehorcht Hans Leopold Zollner, Ettingen	2	333
Die Feier zum 100. Geburtstag v. Hermann Burte am 17. Febr. 1979 in Maulburg Karl-Heinz Pohle, Wehr	2	337
Die Vorstände des Bad. Bezirksamtes Oberkirch bis zum Ende des 1. Weltkrieges Engelbert Strobel, Karlsruhe	3	359
Die 4 frühen Benediktinischen Klöster in der Ortenau. Ettenheimmünster—Gengenbach—Schuttern—Schwarzach Willi Hensle, Lahr	3	399
Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg in den Jahren 1802—1808 Hermann Schmid, Überlingen	3	419



	Heft	Seite
Oskar Kohler: Alte Akten	1	50
Arthur Trautmann: Frankenland	1	64
Helmut Steinbach: Früher Morgen	1	78
Rosemarie Neumann: Auftakt	1	99
Rosemarie Neumann: Bravour	1	115
Theodor Meny: Nachtwanderung	1	128
Johanna Benzing: Ruf zur Heimkehr	1	134
Helmut Steinbach: Zerbrechlich	2	190
G. A. Rapp: Schwarzwald	2	210
Johanna Benzing: Heimweh	2	216
Johanna Benzing: Belchenwanderung	2	264
Karl Kurrus: D'Liabi blit	2	269
Karl Kurrus: Verbei-kumme	2	270
Richard Gäng: Blüetebaum am Schwarzwaldhus	2	273
Richard Gäng: Am Summerobed	2	274
Walter Flor: Sommer	2	279
Walter Flor: Und du reifst	2	280
Paul Zimmermann: Eine Amsel singt dann	2	298
Theodor Meny: Mensch — Weltall — Ewigkeit	2	304
Otto Gillen: In dir blickt sich das Dasein an	2	332
August Ganther: D'r Schwarzwald	3	357
August Ganther: D'Haimet	3	358
August Ganther: D'Landtagwahl	3	378
Hans Bahrs: Aber die Bauern sichern das Brot	3	398
Karl Seemann: Astern	3	418
Hans Bahrs: Abend nach der Ernte	3	430
Karl Seemann: Der Herbst	3	434
Heinz G. Huber: Altes Haus	3	440
Otto Gillen: Im Spiegel	3	446
Otto Gillen: Der Kreislauf	3	452
Theodor Meny: Aufwärts den Pfad	3	460
Theodor Meny: Griff ins All	3	472

III. 49. Ekkhart 1980 (Heft 4/1979)

Zum Gedenken an Martin Heidegger	3
Badischer Kalender 1980	4
Alphabetisches Verzeichnis zum Ekkhart-Kalendarium	28
Die Verleihung des Hans-Thoma-Preises an Professor Peter Dreher.	
Ansprache von Minister Prof. Dr. Helmut Engler	37
Abendfeier. Gedicht von Hans Bahrs	43
Bergeinsamkeit. Gedicht von Hans Bahrs	44
Das innere Gesicht der Welt. Zum Gedenken des Malers Paul Maier-Pfau.	
F. K. Mathys, Basel	45
Der Zeichner Gunther Vogel. Eberhard Brügel, Freiburg	53
Musik. Gedicht von Otto Gillen	64
Professor Hermann Wolff, Interpret der Heimatlandschaft	
Ludwig Vögely, Karlsruhe	65
Bergbauern. Gedicht von Hans Bahrs	72
Die Brüder Asam am Oberrhein. Hans Leopold Zollner, Ettlingen	73
Relativ. Gedicht von Helmut Steinbach	90
Dem Ehrenpräsidenten des Landesvereins Badische Heimat	
Dr. Eberhard Knittel zum 80. Geburtstag. Ludwig Vögely, Karlsruhe	91
Kleine Nachtmusik. Gedicht von Otto Gillen	94
Otto Gillen, Dichter, Journalist und Kunsthistoriker. Arnold Amann, Freiburg	95
Da Du zurück denkst. Gedicht von Otto Gillen	96
Laudatio auf Heinrich Voegelé-Mönnighoff. Wolfgang Oehler, München	97



Christoph Arnold (1779—1814) zum 200. Geburtstag eines badischen Baumeisters		
Adolf Schmid, Freiburg	1	101
Adolf Hausrath (1837—1909)		
Gustav A. Ungerer, Heidelberg	2	153
Die Hollerbacher Malerkolonie		
Michael Sieber, Dossenheim	2	167
Hermann Baisch, der bekannte Tiermaler		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	179
Genannt der „badische Kolping“, ein Gedenkblatt für den Priester Franz Xaver Höll		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	2	181
Johann Baptist Alzog. Ein bedeutender Freiburger Kirchenhistoriker		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	201
Caritaspräsident Albert Stehlin (1900—1969)		
Albert Bissinger, Freiburg	2	205
Der Vater der „Klinge“. Dem Kinderdorfgründer — Gründer Heinrich Magnani zum Gedenken		
Hans Leopold Zollner, Ettlingen	2	211
Johann Baptist Kolb (1774—1816). Ein Pionier der badischen Landesbeschreibung		
Hermann Schmid, Überlingen	2	217
Karoline von Günderode. Zum 200. Geburtstag der Dichterin		
Beate Stiehl, Tübingen	2	231
Die Eichrods. Eine badische Dichterfamilie		
Helmut Bender, Freiburg	2	249
Johann Georg Jacobi. Professor der schönen Wissenschaften und Poet dazu		
Helmut Bender, Freiburg	2	253
Ernst Friedrich Sturm. Dichter und Übersetzer — Revolutionär und Lehrer		
Helmut Bender, Freiburg	2	265
Ludwig Boeckh, ein bewährter Pädagoge und Althilologe		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	271
Mutter Jolberg, Begründerin des Diakonissen-Mutterhauses in Nonnenweier		
Helmut Bender, Freiburg	2	275
Reinhard Baumeister. Der Schöpfer und Begründer des wissenschaftlichen Städtebaus		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	281
Josef Albrecht von Ittner. Kanzler des Malteserordens		
Helmut Bender, Freiburg	2	285
Johann Georg Duttlinger		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	295
Anton Fendrich, Schriftsteller und Abgeordneter		
Helmut Bender, Freiburg	2	299
Aloys Schreiber, mehr als ein Reiseschriftsteller		
Helmut Bender, Freiburg	2	305
Franz Alexander Böhm. Der erste badische Kultus- und Unterrichtsminister nach der Trennung von der Justiz		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	2	311
Johann Sebastian Clais (1742—1809)		
Gaston Mayer, Karlsruhe	2	315
Ludwig Wilhelm Otto, Graf von Mosloy (1754—1817)		
Erwin Dittler, Kehl-Goldscheuer	2	323
Die Vorstände des badischen Bezirksamtes Oberkirch bis zum Ende des Ersten Weltkrieges		
Engelbert Strobel, Karlsruhe	3	359
6. Buchbesprechungen	1	139
	2	239
	3	505

II. Gedichte

Hans Bahrs: Frühlingserwartung	1	23
Wilhelm Raabe: Osterhas	1	24
Wilhelm Raabe: Wenn über stiller Heide	1	34
Johanna Benzing: Seliges Wandern	1	40
Theodor Meny: Stille Insel	1	49

	<i>Heft</i>	<i>Seite</i>
Als 1845 die Bahnlinie Offenburg—Freiburg eröffnet wurde Engelbert Strobel, Karlsruhe	3	431
Offenburg und das Hanauerland vor rund 140 Jahren Helmut Bender, Freiburg	3	435
„Offenburger Querschnitte“ anno 1942 und zuvor Helmut Bender, Freiburg	3	441
Das „löblich ambath“ zu Oberachern Albert Bissinger, Freiburg	3	447
„Sagen und Gedichte des Acherthals und seiner näheren Umgebung“ Helmut Bender, Freiburg	3	453
„Böse Zeit, Bö's' Geschrei“ Hans-Rüdiger Fluck, Kehl	3	461
Die Apollonia Rohrbach aus Rammersweier, ein Opfer des Hexenwahn vergangener Zeit Helmut Bender, Freiburg	3	469
Von der feierlichen Eröffnung der „Ludwigs-Straße“ Hans Leopold Zollner, Ettlingen	3	473
Kurorte und Heilquellen im Mittelbadischen. Aus einem Bäderführer anno 1898 vorgestellt Helmut Bender, Freiburg	3	477
Gewerbetreibendes Mittelbaden um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts Helmut Bender, Freiburg	3	483
Die Wiedereinführung der evangelischen Konfession in den einstigen fürstenbergischen Länden des mittleren und oberen Kinzigtals Kurt Klein, Hausach	3	487

2. *Geschichte*

Adelsheimer Miniaturen Gerhard Schneider, Hannover/Adelsheim	1	41
Begegnungen mit einem alten Buch. Historischer Essay zur Geschichte Ichenheims im 20. Jahrhundert Kurt-Dietrich Mrofsko, Neuried-Ichenheim	1	51
Totale Zerstörung der Stadt Neuenburg am Rhein im Spanischen Erbfolgekrieg Winfried Studer, Neuenburg	1	129
Aufrechter Gang, Versuch einer Annäherung an Heinrich Hansjakob Wolfgang Wipprecht, Renningen	2	235
Die Stadt Oberkirch — Mittelpunkt des Renchtales seit vielen Jahrhunderten Hans-Martin Pillin, Ottenhöfen	3	349
Aus Offenburgs großer Zeit. Die Offenburger Versammlungen von 1847—1849 Ludwig Vögely, Karlsruhe	3	379
Der rechtsrheinische Teil der Diözese Straßburg in den Jahren 1802—1808 Hermann Schmid, Überlingen	3	419

3. *Literatur und Literaturgeschichte*

Ein badisches Lese- und Unterrichtsbuch von 1849 Helmut Bender, Freiburg	1	75
Belohnte Ausdauer Folkmar Längin, Wessling	1	79

4. *Volkskunde und Brauchtum*

Bedrohte Erholungslandschaft Schwarzwald. Volkskundliche Feldforschung auf neuen Wegen Rolf Wilhelm Brednich, Freiburg	1	83
Attilas Grab und das Gold in den Reben. Wie eine Volkssage in die Weinwerbung kam Georg Schmidt-Abels, Freiburg	1	111
Rätschen — Därrn — Klappern. Von einem alten Brauch in der Karwoche Karl Kurrus, Freiburg	1	135

	<i>Seite</i>
Der Läger-Schüler Walter Seidl. Rüdiger Wolff, Bad Herrenalb	105
Wilhelm Gerstel (1879—1963). Dietmar Lüdke, Freiburg	109
Das Ganze . . . oder Chaos. Gedicht von G. A. Rapp	116
Dr.-Ing. Walter Hohmann zum 100. Geburtstag. Robert Hensle, Mannheim	117
Otto Lenz (1876—1934) — ein Sammlerleben. Gaston Mayer, Karlsruhe	131
August Ganther — niederalemannischer Mundartdichter und volkstümlicher Erzähler. Helmut Bender, Freiburg	135
Karl Bertsche, ein Leben für Abraham a Sancta Clara. Andreas F. Cedzich, Rheinfelden	145
Alte Tanne. Gedicht von Richard Gäng	156
Meine Erinnerungen an Karl Bertsche. Rudolf Graff, Mannheim	157
Prof. Dr. Karl Bertsche in memoriam. Gottlieb Treiber, Plankstadt	159
Gedenkblatt für den Dichter Bonafont. Johannes Werner, Karlsruhe	161
Goethe und sein Sohn. Lili Fehrle-Burger, Heidelberg	167
Justinus Kerner und das Badische. Helmut Bender, Freiburg	171
Der Streit um ein Weihnachtslied. E. Müller-Ettikon	179
Herbst / Winter. Gedichte von Rosemarie Neumann	182
Vier Geschichten aus dem Hausfreund, aber nicht von Hebel. Eine Berichtigung. Ludwig Rohner, Schwäbisch Gmünd	183
Chronik der Katholischen Kirche in Baden 1979. Arnold Amann, Freiburg	185
Der Kreislauf. Gedicht von Otto Gillen	190
Evangelische Landeskirche in Baden 1979. Albrecht Wolfinger, Karlsruhe	191
Autorenverzeichnis	196

1843 TOVAR 1979

Die Alemannensiedlung im Hochland von Venezuela

Thomas Kopp, Zell am Harmersbach

Auf den „Deutschen Auswandererstraßen“ zogen auch immer wieder Alemannen hinaus in die weite Welt, oft in größeren Gruppen, wie z. B. jene 374 Personen, die 1843 aus dem Kernraum Kaiserstuhl und verschiedenen weiteren Orten zwischen Freiburg und Lahr kommend in der Küstenkordillere von Venezuela eine verlockend angebotene „Neue Heimat“ suchten. Heute leben in der damals gegründeten „Kolonie Tovar“ die vierte bis siebente Generation mit mehr als 1000 Nachkommen. Sie und ihre Siedlung näher kennenzulernen, ist nicht nur etwa „touristisch interessant“, sondern in verschiedener Hinsicht für uns daheim vielsagend: ein diesbezüglicher Bericht könnte v. a. ein wertvoller Beitrag sein zum Thema

„Alemannen in aller Welt“,

besonders auch deshalb, weil zum Vergleich wertvolles Material aus früheren Aufsätzen unserer Zeitschrift vorliegt. Schon 1916, im 3. Jahrgang von „Mein Heimatland“, bringt W. Groos eine Schilderung Tovars, und 1932 („Mein Heimatland“, Heft 3/4) schreibt M. Kollofrath über die „Badischen Landsleute in Venezuela“. Der Verfasser betont die dama-

lige Abgeschlossenheit der Siedlung — zehn Reitstunden von Caracas entfernt — und spricht vom „Andenken an die Heimat“ und von den „heimatlichen Lauten des badischen Oberländerdialekts“.

Im Heft „Badische Heimat“, 3/4, 1951, schildert Eugen Fischer einen „Besuch bei den Landsleuten in Tovar“. Die Arbeit vermittelt den Eindruck, es handle sich um ein Dorf, das seinen alemannischen Charakter über die 100 Jahre Fremde gut erhalten habe: Die Siedler „sind deutsch geblieben... Und nun erlebte ich sofort die alte Heimat.“

Im Heft „Badische Heimat“, 1/2, 1971, erzählt Karl Kurrus von denselben „Kaiserstühlern in Tovar“, wobei sich aber im Vergleich mit Fischer ergibt, wie sich innerhalb der 20 Jahre von 1951 bis 1971 doch manches geändert hat, was schon der Untertitel von Kurrus' Aufsatz andeutet: „Sprachinsel in Venezuela wird überflutet“.

So fragt man sich heute, wie die Entwicklung wohl weitergegangen ist und weitergehen wird. Und deshalb dürfte es angebracht sein, diesbezügliche Beobachtungen vom Januar 1979 als Fortsetzung der erwähnten Arbeiten — wieder in einem Heft der „Badischen Heimat“ — zu veröffentlichen.

Vorweg müssen wir zum besseren Verständnis der anstehenden Fragen einen Blick auf die

Geschichte Tovars

werfen, selbst wenn sich dabei Wiederholungen — aber auch Berichtigungen und Ergänzungen — ergeben.

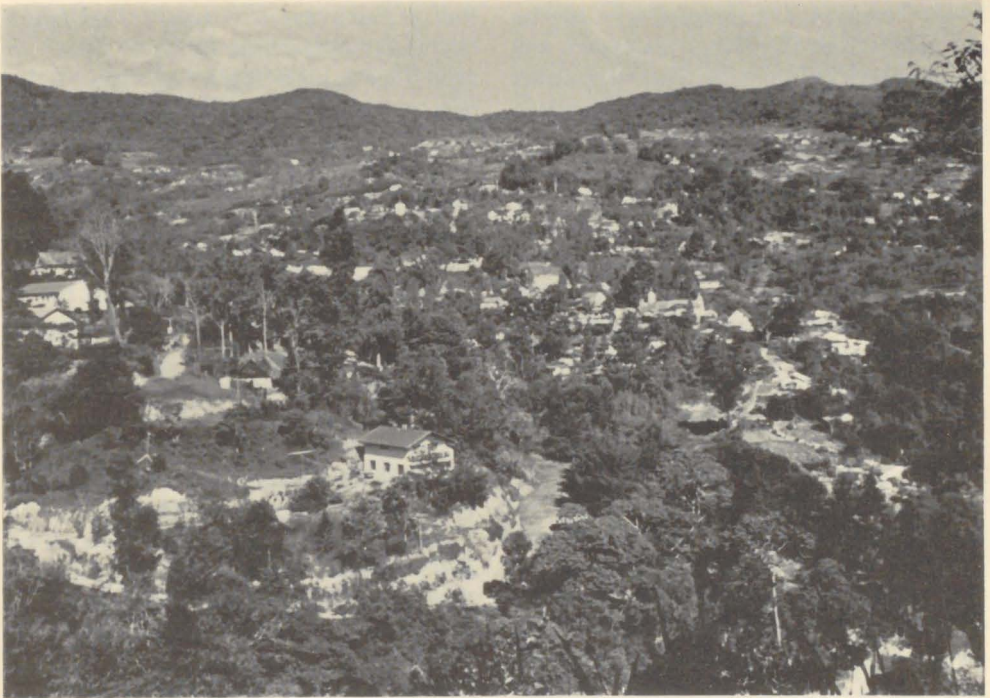
Wo große Gruppen die Heimat verlassen, liegen Notstände vor. Für die Tovar-Auswanderer gibt ein Bericht des Bezirksamts Kenzingen von 1842 Auskunft und zugleich erschütternden Einblick in die Behörden-Technik jener Zeit, gegen die Nöte der Untertanen anzugehen: „So möchte es wohl nur erwünscht sein, wenn eine Anzahl von Familien (auswandern), welche im Hinblick auf ihre Vermögensverhältnisse dem bisherigen Vaterland weiter nichts entziehen, als ihre gesunden Arme, die wir hier so leicht entbehren können.“ Zur allgemein schon ungünstigen Lage der Landwirtschaft kamen noch Mißernten hinzu. Um ein Beispiel herauszugreifen: statt der durchschnittlich 450 Sester Kartoffeln je Morgen gab es 1842 nur 192. Koch schreibt in seiner Dissertation „La Colonia Tovar“: „In den Gemeinden ging man daher dazu über, an die hungernde Bevölkerung täglich eine Suppenmahlzeit auszugeben. Die Armenhäuser waren überfüllt, und man zahlte denjenigen Bürgern, die sich um ‚Wegzug‘ bemühten, aus der Gemeindekasse Reisekostenbeiträge.“ (Seite 37)

Die Notlage einzelner Handwerkerbetriebe äußerte sich ganz besonders bei den Webern. So ist's nicht verwunderlich, wenn diese Gruppe mit ihren Angehörigen ein Achtel der nach Venezuela Ziehenden ausmachte.

Doch waren die materiellen Zustände allein nicht entscheidend — sowohl für die Auswanderungsbereiten selbst, wie für die Behörden, die ihre Einwilligung geben mußten. Es kam dazu die durch die „Überbevölkerung“ gekennzeichnete geistige Einstellung jener Zeit. Während aber Malthus, der Theoretiker der „Überbevölkerung“, „die

einzigste Chance für die Armen darin erblickte, daß sie später heirateten und ihre Nachkommenschaft beschränkten, glaubte man in Baden, durch die Auswanderungen einen Weg zu finden“ (Koch, Seite 35). Die Bevölkerung des Oberrheinkreises war tatsächlich von 1812 bis 1842 um ein Viertel gestiegen. Das Kenzinger Bezirksamt schreibt: „... nach unserem Dafürhalten ist die Auswanderung das geeignete Mittel, sich der überschwenglichen Bevölkerung... zu entledigen.“ Und ein Wasenweiler erklärte: „Wir befassen uns seit Jahren mit Auswanderungsplänen und werden mit Fleiß dort ein besseres Fortkommen finden als hierzu Lande, wo uns die Lage der Leute wegen und der Menge derselben immer drückender zu werden scheint.“ (Koch, Seite 34)

Es war eine schicksalshafte Fügung, daß diese Notlage im alemannischen Raum zusammentraf mit Bestrebungen in Venezuela, Auswanderer ins Land zu bringen. 1830 ist dieser südamerikanische Staat selbständig geworden — aber es fehlten Menschen. Die guten Ergebnisse bei der Kolonisation Brasiliens, vielleicht auch Nordamerikas und Rußlands, gaben den Venezolanern die Anregung, ebenfalls Siedler ins Land zu rufen. Man bat 1840 den Geographen Agustin Codazzi, der in Paris an der Vorbereitung eines „Atlases von Venezuela“ arbeitete, Gegenden vorzuschlagen, wo man Einwanderer ansiedeln könnte. Dabei entstand bei Codazzi die Idee, selbst eine Kolonie in Venezuela zu gründen. Ob aus ideellen und nationalen Gründen oder aus Selbstsucht, wäre wert, näher untersucht zu werden. Betreffs „Menschenmaterial“ fiel sein Blick auf Deutschland, von wo ja auch schon andere Staaten mit Erfolg ihre Siedler „bezogen“ hatten. In langen Gesprächen unterhielt er sich mit Alexander Humboldt, besonders aber mit seinem deutschen Mitarbeiter Alexander Benitz. Und wieder war es eine schicksalshafte Fügung, daß dieser Benitz von Endingen (geb. 1813) stammte, somit dessen heimatli-



Tovar im Hochland von Venezuela

cher Raum für die Werbung vorgezeichnet war.

1841 kamen Codazzi und Benitz nach Venezuela; ersterer begann sofort mit der Suche nach geeignetem Siedlungsland. Mit viel Mühe erforschte er die Küstenkordillere und glaubte, dort die Voraussetzungen für eine Musterkolonie gefunden zu haben: Meeresnähe, nicht weit weg vom bevölkertsten Teil Venezuelas (60 km nach der Hauptstadt Caracas), geeignetes Klima für Europäer (trotz Äquatornähe in 1900 m Höhe eine angenehme Mitteltemperatur), fruchtbarer Boden und genügend Wasser. Das in Aussicht genommene Gebiet gehörte der Grafenfamilie Tovar, die bereit war, das Land den europäischen Einwanderern zur Verfügung zu stellen (und später sogar schenkte!). Codazzi konnte im November 1841 seiner Regierung mitteilen: „Ich habe persönlich die Untersu-

chung... durchgeführt, weil es mir schien, daß ein Gelingen der Kolonisation von der vorteilhaften Lage abhängt, die man für die erste Siedlung findet, da diese in der Zukunft dazu berufen sein soll, als Anziehungspunkt zu dienen.“

Einige Stellen des Codazzi-Berichtes seien ihrer vielsagenden Bedeutung wegen wiedergegeben: „Weiter wird es von Vorteil sein, daß die Individuen in ihrer neuen Umgebung alle, ja noch bessere Bequemlichkeiten vorfinden mögen als sie sich früher leisten konnten, so daß sie schließlich sagen können: ‚Wir schliefen im Land des Despotismus und sind auf dem Boden der Freiheit erwacht... Wir bezahlen keinerlei Steuern, und für einen Zeitraum von 16 Jahren sind wir von jeglichen politischen und militärischen Diensten befreit...“ (Koch, Seite 21/23)

In der Heimatlandschaft von Benitz begann die planmäßige Werbung, besonders mit Hilfe einer Schrift, die den Titel trug: „Über die neuen Ackerbaukolonien in Venezuela“. Die Auswanderungsbereiten wurden als „Abkömmlinge jener stolzen Sieger des abendländischen Reiches“ bezeichnet. Koch vermutet in diesen pompösen Worten „Schmeichelei oder eine Höflichkeitsfloskel“, ich hingegen eher eine wörtliche Übersetzung der für solche Anlässe üblichen schwulstigen spanischen Sprache. Wir können uns heute noch vorstellen, wie dies auf die Leute in ihrer Not wirken mußte, und dazu die Versprechungen: schon beim Eintreffen urbar gemachtes Land, neue Häuser, Vieh und Ackergeräte, Vorschuß der Reisekosten, Finanzierung des Lebensunterhaltes in der ersten Zeit. So kam es, daß sich schnell etwa 80 Familien mit fast 400 Personen meldeten. Im Dezember 1842 wurde in Endingen im „Pfauen“ der Vertrag zwischen der venezolanischen Regierung und den auswanderungsbereiten Familien unterzeichnet.

Anschließend fand eine kirchliche Feier statt, in der man den zukünftigen Einwohnern von Tovar ein Bild vom heiligen Martin übergab, der jenseits des Weltmeeres ihr Schutzpatron werden sollte. Der Überlieferung nach wurde getanzt und gejubelt, bevor man sich anschickte, „ins Paradies zu ziehen“. Niemand ahnte dortmals wohl, daß statt der versprochenen „Goldenen Zukunft“ ihrer eine unwahrscheinlich harte Wirklichkeit harnte...

Am 19.1.1843 fuhr die Gruppe von Le Havre auf dem Segelschiff „Clemence“ ab. Schon auf der Überfahrt begann das Elend: Pocken brachen aus, 14 der Auswanderer starben. So haben diese Alemannen wieder einmal ins „Deutsche Weltwanderbuch“ eine „Knochenstraße“ gezeichnet — aber auch eine Lebensspur: auf See wurde ein Mädchen geboren.

Nach 45 Tagen traf das Schiff in La Guaira, dem Hafen von Caracas, ein und mußte so-

fort in Quarantäne; erst nach 16 Tagen durften die Einwanderer an Land; sie kamen für zehn Tage auf ein Gut, wo sie dann für den bevorstehenden Marsch in die „Neue Heimat“ mit Lebensmitteln versorgt wurden. Der Aufstieg ins Gebirge — bis 2000 m ü.d.M. — war, wie ein Chronist schreibt, „traurig und schwer“. Beladen mit Habe und Eßwaren wanderten Männer, Frauen und Kinder auf engen Pfaden dahin — im Kampf mit einem tropischen Urwald, Flüsse durchwatend, in Angst vor Schlangen und wilden Tieren (die es in Wirklichkeit auch gab).

Am 8. April 1843 betraten die Einwanderer das erträumte „Gelobte Land“, fanden aber kaum etwas vom Versprochenen vor. Sie wurden in der Wildnis in notdürftig errichteten Baracken untergebracht. Mancher der Enttäuschten fing auf gut Alemannisch zu schimpfen an; bei einigen reifte gleich hier der Entschluß umzukehren.

Die Mehrheit aber biß auf die Zähne und begann, aus dem Nichts ein neues Daheim zu schaffen, was besonders dank der verschiedenen Handwerker, wie Schmiede, Schreiner, Wagner und Töpfer, in kurzer Zeit gelang. Mit Hilfe der Wasserkraft arbeiteten bald Sägewerke und Mühlen. Ein Chronist meldet dazu noch ergänzend: „Die erste Bierbrauerei in Venezuela wurde in Tovar eingerichtet; unter den Eingewanderten war ein Braumeister.“

Viel Einsatz forderte die Herstellung der innergemeindlichen Wege. Die Siedler wohnten rings ums Hochtal z.T. weit zerstreut. Lange Zeit mußten die Familien zwei oder drei Tage wöchentlich für den Bau der Verbindungswege arbeiten.

Wenn es in verhältnismäßig kurzer Zeit und trotz ungeheurer Schwierigkeiten besonders auch personeller Art (Streit mit Codazzi und Benitz) gelang, aus dem „Nichts im Urwald“ eine „Neue Heimat“ zu schaffen, ist dies die große, einmalige Leistung der alemannischen Siedler von Tovar!

Zur eigenständigen — konservativen — Entwicklung trug überwiegend das „Koloniegesetz“ betreffs Neugründung von Familien bei: Es durfte nur innerhalb der eigenen Koloniegemeinschaft geheiratet werden. „Mischheiraten“ waren verboten. Verstöße wurden mit Landverlust und „Vertreibung“ aus Tovar geahndet. Noch 1964 berichtete ein alter Kolonist: „... es war ein scharfes Gesetz, daß niemand eine Hiesige heiraten durfte... Sie bekamen kein Land, kein Recht, niemand sprach mit ihnen, bis sie weg waren. Dann war man wieder gut zu ihnen, sie durften Besuche machen, aber nicht sich niederlassen.“ (Koch, Seite 169)

Hand in Hand mit diesem Bestreben, „das Blut nicht durcheinander kommen zu lassen“, also das biologische Erbe zu erhalten, war man bemüht, das volkscundliche Gut, einschließlich der Sprache (siehe später), nicht zu verlieren. So bewirkten Abgeschlos-

senheit, Überlieferung und die Ausschaltung von „Ungetreuen“, daß sich die Kolonie Tovar als eine „alemannische Siedlung im Hochland von Venezuela“ bildete, von der dann ein Besucher sagen konnte, sie sei vergessen von der Zivilisation, hätte eigene Gesetze und lebe unter wirklich hoffnungslosen Bedingungen. Aber gerade im Kampf hat sich der „alemannische Dickkopf“ auf seine Art bewährt.

Augenzeugen

Wie der „lange Leidensweg“ sich gestaltet hat, sei zusammenfassend in Berichten von „Außenstehenden“ gezeigt:

Der Geograph Dr. F. Kühn nennt die Siedler Tovars „Pioniere einer Rodungskolonie, die ihren deutschen Charakter durch mehrere Generationen auch in den Tropen, anscheinend ohne Degenerationsanzeichen gewahrt“ habe. Die Leute hätten seelische Wi-

Schule in Tovar





„Willkommen in der Kolonie Tovar. Gegründet 1843 von deutschen Einwanderern aus dem Schwarzwald. Höhe 1890 m ü. d. M. Durchschnittliche Temperatur 16°“

derstandskraft gegen Entbehrungen gezeigt. Genau nach einem Jahrhundert des Bestehens von Tovar kam ein Freiherr von Tiefenhausen in das „vergessene Dorf“ und schrieb u. a.: „Ihr alemannisches Volkstum hatten sich die Bauern in Tovar rein erhalten. Ihre Lebensweise und ihre Bräuche waren ebenso wie ihre Arbeitsweise auf dem Stand von 1843 stehen geblieben.“

Eugen Fischer berichtet in dem schon erwähnten Heft „Badische Heimat“ des Jahres 1951: „Nach vielem schwerem Ringen setzte sich die zähe Art schließlich durch, es sind Deutsche geblieben und sie gedeihen auf eigener Scholle.“ Doch fügt Fischer auch an, das Verbot der Mischeheiraten sei 1943 aufgehoben worden, „und es ist zu fürchten, daß es nun mit der Reinerhaltung des Deutschtums zu Ende ist“.

C. Koch faßt in seiner Dissertation von 1969 zusammen: „Träger der modernen Zivilisation nun, in die jetzt die ehemalige ‚Ackerbau-Colonie‘ einbezogen wird, sind die Venezolaner. Deren verständnisvoller Respekt für die ethische Eigenart der Siedlung wird es den Tovarianern erleichtern, sich als Mitbürger des Landes zu verstehen...“ (Seite 300)

K. Kurrus berichtet 1971 über seine Landsleute im Rückblick auf Fischers Arbeit: „In den vergangenen 20 Jahren hat sich aber vieles geändert“, und gibt deshalb seinem Aufsatz den Untertitel „Sprachinsel in Venezuela wird überflutet“.

Schließlich ist in einem Reisehandbuch der Gegenwart Tovar als „Rummelplatz des Tourismus“ dargestellt!

Die Augenzeugen deuten einen Weg an, der von einer abgeschlossenen alemannischen Waldsiedlung zu einer durch moderne Verkehrsmittel aufgeschlossenen venezolanischen Ortschaft mit „Touristenfunktionen“ führt. Daß diese Entwicklung in der Gegenwart nicht haltmacht, dürfte klar sein, und deshalb tauchen für uns in der Urheimat der Siedler Fragen auf:

Was haben die heutigen Tovarianer der vierten bis siebenten Geschlechterfolge von ihrem alemannischen Erbe noch erhalten?

Wie haben sie sich den Umwelt-Kräften angepaßt?

Wie wird es in dieser Beziehung weitergehen?

Herkunft

Dabei muß vorweg noch die Herkunft der Siedler näher besprochen werden.

Man bezeichnet sie allzugerne als „Kaiserstühler“. Vom Kaiserstuhl selbst, einschließlich Emdingen, aber kommt nur ein Viertel der Auswanderer, zusammen mit dem Umland (+ Herbolzheim) nicht ganz die Hälfte. Gerne redet man auch von „Schwarzwäldern“. Auf der Tafel am Orts-

eingang Tovar heißt es, die Leute seien aus der „Selva Negra“ (Schwarzwald) gekommen. 1964 schrieb „Welt am Oberrhein“ von den „Schwarzwaldbauern in Tovar“. Dabei muß festgestellt werden, daß aus dem eigentlichen Schwarzwald nur eine Familie und zwei Ledige stammen, erstere aus Welschensteinach, letztere aus Dörlinsbach. Wer von „Breisgauern“ spricht, erfaßt damit etwa drei Viertel der einstigen Auswanderer, das restliche Viertel wären „Ortenauer“. Die hier und da gehörte Bezeichnung „Badische Landsleute“ würde wohl stimmen, dürfte aber zu weit gefaßt sein. Als ich den z.T. schon von anderer Seite verwendeten Begriff „Alemannen“ gewählt hatte, fand ich dafür nachträglich die Berechtigung hierzu in einem Gespräch mit alten Tovarianerinnen, bei dem sich zeigte, daß es auf Alemannisch am besten geht.

Der Vollständigkeit halber sei noch eine Zusammenstellung gebracht, aus der die Herkunftsorte und die Anzahl der von dort 1843 Ausgewanderten ersichtlich sind:

Ettenheim	54
Herbolzheim	51
Wasenweiler	45
Wyl	32
Forchheim	31
Münchweier	26
Endingen	18
Ihringen	14
Jechtingen	10
Eichstetten	7
Hugstetten	6
Oberbergen	6
Wagenstadt	6
Altdorf	5
Gündlingen	5
Welschensteinach	5
Bötzingen	4
Opfingen	4
Ringsheim	4
Merzhausen	3
Dörlinsbach	2
Kollmarsreuthe	2

Buchheim	1
Hecklingen	1
Heimbach	1
Neuerhausen	1
Sasbach	1
Tenningen	1
Waltershofen	1
Wettelbrunn	1

Die folgenden Familiennamen von Auswanderern aus Ettenheim — um ein Beispiel zu bringen — finden sich dort heute noch: Blank, Frey, Herbstrith, Griesbaum, Isele, Jäger, Kanzler, Müller, Ramstein.

Tovar 1979

Die vorhin aufgetauchten Fragen waren es auch, die uns — meine Frau und mich — bewegten, als wir im Januar 1979 Tovar besuchten.

In der vom Verkehr überfluteten Millionenstadt Caracas ist's ein Unternehmen eigener Art, die abfahrtsstelle nach Tovar zu finden. Ein Kleinbus brachte uns dann aus dem nervenpeitschenden Betrieb und stinkigen Abgasen verhältnismäßig schnell hinauf in die über 2000 m hohen Berge der venezolanischen Küstenkordillere. Auf dieser Fahrt wuchs immer mehr die Achtung vor den Erstsiedlern, wenn wir uns vorstellten, wie diese einst auf einer schlechten Urwaldschneise mit Hab und Gut und Kindern einen Höhenunterschied von fast 2000 m in tagelangen Märschen überwinden mußten. Wir aber schafften die 60 km bequem in zwei Stunden. Am Ortseingang kündete eine Tafel:

„Willkommen
in der
Kolonie Tovar
Gegründet 1843
von deutschen Einwanderern
aus dem Schwarzwald
Höhe ü. d. M. 1890 m
Mittlere Temperatur 16 Grad“

(aus dem Spanischen übersetzt)

Der Bus lud uns auf dem alten Dorfplatz ab. Das Fachwerk von Kirche und Schule ließ an Kaiserstuhl und Rheinebene denken. Im Schulhof wimmelte es von blonden und schwarzhaarigen Kindern. Es ging laut her, aber Deutsch vernahmen wir nicht. An der gegenüberliegenden Platzseite stand ein Fachwerkhaus mit groß aufgemalter Bezeichnung „Café Muuhstall“. Wir kommen im „Hotel Kaiserstuhl“ — Besitzerin Angelica Ruthmann — unter. Ein Tor mit schmiedeeisernem Rebenschmuck lädt ein und in der Empfangshalle ein Schwarzwälder Bollenhut. Unser angewiesenes Häusle am Hang trägt die Bezeichnung „Schneewittgen“. Ein Jungmann — Elio Ruh — mit roter Weste und schwarzer Hose bediente. Wir unterhielten uns mit ihm; Deutsch kann er nicht, nur ein paar „gastronomische Brocken“ blieben erhalten. V. a. beeindruckte sein „Bibiliskas“. Wir bekamen einen „Plato aleman“: Sauerkraut, Kartoffelschnitz, Kesselfleisch, Bratwurst, also die alemannische „Metzelsupp“. Die Küchenhilfe und Waschfrau, der gute, alte Hausgeist, der morgens als erster zur Stelle ist, heißt Carmen Breitenbach de Misli. Bei ihr merken wir mit freudiger Überraschung: Ihr „Tovar-Dütsch“ ist wirklich alemannischer Dialekt: „Mi Mueder — luege — e bitzli — i mueß jetzt wäsche go — Tuets Wosser nit laife?“

Es gibt noch weitere Hotels mit anheimelnden Namen: „Drei Tannen“, „Freiburg“; das Pracht- und Paradestück aber ist „Selva Negra“ (Schwarzwald), baulich zwar aus vielen Einzelgebäuden zusammengestückt. In der Empfangshalle sitzen schmucke Maidli in Dirndlkleidern, spanisch redend. Aus den Lautsprechern erklingen Jodler und Schwarzwälder Volksmusik.

Das „Alte Tovar“

Gleich am Tage unserer Ankunft wollten wir noch das „Alte Tovar“ kennenlernen. Auf schlechten, steilen Wegen mit tiefen Schlag-

löchern ging's am Hang hoch. Ziemlich weit oben erreichen wir den Kranz der Einzelsiedlungen mit sauberen, meistens weiß getünchten Gebäuden. In einem Garten arbeitete der Hausvater. Und als ob wir irgendwo im Kaiserstuhl wären — und nicht im Hochland von Venezuela —, mit größter Selbstverständlichkeit unterhielten wir uns in Alemannisch über Garten- und Landbau, Kaffeeanlagen, Wasserfragen, wirtschaftliche Verhältnisse. In einem andern Haus diente eine Erdbeerpflanzung als „Anknüpfungspunkt“. Wir fragten, ob Beeren zu kaufen wären; die Besitzerin verneinte, sie seien erst kürzlich gespritzt worden. Die junge Frau war mit ihren drei blonden Kindern allein zu Hause, der Mann arbeite droben in den Bergen. Die Mutter erklärte uns ausführlich die Verwandtschaftsverhältnisse zu den Familien Guth und Gerig. Sie zeigt uns stolz die Weihnachtskrippe, die eine ganze Zimmerwand einnimmt und „herrlich“ elektrisch beleuchtet ist. Als der Junge den Strom einschaltete, begann sogar ein Vogel zu singen... Die Krippe bleibe bis Lichtmeß (2.2.) aufgebaut — genau wie daheim im Alemannenland!

Beim Weiterwandern wurde es uns zur Selbstverständlichkeit, in Deutsch nach dem Weg zu fragen. An einer Kreuzung erzählten sich zwei Frauen das Neuste vom Tag — auf gut Alemannisch. Wir fingen ein Gespräch an, aber die beiden Alten verhielten sich gegenüber den Fremden doch recht zurückhaltend. „Was, Ihr kommt us Dütschland? Mir kenne nit recht Dütsch, aber auch nit recht Spanisch.“

Wir gingen zurück ins Tal, wieder auf unvorstellbar schlechten Wegen. Zwischen dem hochgelegenen Kranz der Siedlerhöfe und dem Talgrund liegt noch Urwald. Es dämmerte, in den Bäumen raschelte es: ein Faultier hängte sich an einen Ast. So erinnerte uns die Umwelt doch wieder daran, daß wir nicht im Kaiserstuhl wanderten, sondern im Hochland von Venezuela. Aber im „Schnee-

wittchen-Hüsl“ fühlten wir uns dann doch wieder daheim. Und am folgenden Morgen, schon vor Sonnenaufgang, weckten Hundegbell, Hahnenschrei und Vogelsang. Zum Frühstück gab's neben den Früchten des Landes selbstgebackenes Brot, vom deutschen Metzger hergestellte Wurst, selbstgemachte Erdbeermarmelade. Auf die Frage, ob auch der Kaffee „kolonieeigen“ sei, erhielten wir keine rechte Antwort.

Tovars zweites Gesicht

Bei weiteren Erkundungsgängen erkannten wir bald, daß Tovar außer dem von Erbe und Kampf um Erhaltung geformten Gesicht heute ein zweites hat: die Wochenend- und Ferienhäuschen, die im letzten Vierteljahrhundert — nachdem die Kolonie Anschluß an die Welt gefunden hatte — v. a. durch die „reichen Leute von Caracas“ erstellt wurden. Die Häuschen zeugen von Wohlstand und Wohnkultur, sind umgeben von gepflegten Anlagen und besitzen z. T. eigene Schwimmbecken. Schon die Namen sagen, daß die Besitzer keine „echten alten Tovarier“ sind: „Lueg ins Tal“, „Im Schatten“, „Alphütte“, „Auf der Mauer“. Auch die Bezeichnung „Humboldt-Tal“ sei in diesem Zusammenhang genannt. Zum zweiten Gesicht gehören die Hotels, deren Besitzer keine alteingesessenen Tovar-Leute sind, sondern von auswärts Zugezogene.

Tovar als „Touristenzentrum“

Die 1963 fertiggestellte Asphaltstraße Caracas—Tovar brachte es mit sich, daß die Hochlandsiedlung heute noch ein „drittes Gesicht“ zeigt, v. a. in dem Tourismus gewidmeten „Centro comercial“ (Geschäftsviertel). Vorbereitet wird der Reisende schon von Caracas her, am Straßenrand liegen unglaubliche Mengen von „Zivilisations- und Kultur-Unrat“. Und dann das Geschäftszentrum! Abgesehen von den für die Kolonisten

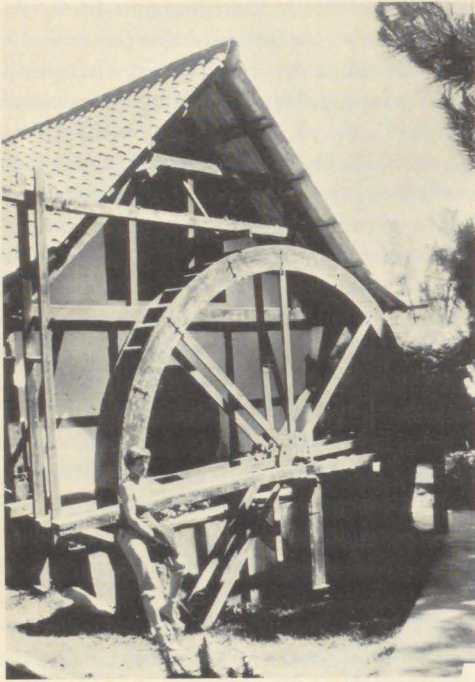
selbst bestimmten Einrichtungen (Post, Behörden usw.) stehen hier die Souvenir-Läden, die neben den von Tovarierern erzeugten Eigenprodukten, wie Marmelade, eingemachte Gurken, Sauerkraut, Gebäck, die ganze Skala eigenständiger aber auch Allerwelts-Andenken anbieten. Die Gaststätten sind auf „International“ eingestellt. Eine Tafel kündigt, man spreche neben der Landessprache englisch, deutsch und jüdisch. Als Speisen werden u. a. angepriesen: „Apfel Strudel, Bergle de Nueces, Gulasch con Ñokis, Eisbein con Sauerkraut, Wiener Snitzel, Platos Alemanes“.

Im schon erwähnten Reisehandbuch wird empfohlen, die Kolonie Tovar am Wochenende zu besuchen — um die Siedlung so richtig in Funktion zu erleben, einschließlich Jodeln, Dirndl, Bollenhut. Wir selbst mieden bewußt dieses Wochenende, einfach deshalb, um Tovar ohne diese „Funktionen zu erleben“. Leider aber war es deshalb auch nicht möglich, das Museum zu besuchen, das seine Pforten nur an den „Rummeltagen“ öffnet. Wenigstens aber sahen wir am Eingang die Steine mit den eingravierten Zeichnungen — Zeugnisse dafür, daß lange vor den Alemanen, sicherlich in vorkolumbianischen Zeiten, hier im Waldtal der Küstenkordillere schon Menschen lebten...

Auf dem Friedhof

Wir besuchten den Friedhof der Kolonie Tovar. Ruhestätten der Verstorbenen können in alten Siedlungen manchen Aufschluß vermitteln, besonders dann, wenn man dort, wie wir, einen Totengraber trifft, der nicht nur über die stummen Zeugen in den Gräbern Bescheid weiß, sondern auch viel vom Leben der Gegenwart.

Der Friedhof liegt am Hang des Tales zwischen dem Dorfkern mit Kirche und Schule und dem Geschäftsviertel. Eine lange, steile Treppe führt hinauf, so daß es sicherlich recht mühselig ist, die Toten zur letzten Ruhe zu bringen.



„Mühle im Schwarzwald“ in Tovar

Die Anlage bietet ein uneinheitliches Bild. Von der oberen Seite, wo die Straße vorbeiführt, gelangt auch allerhand Unrat herein. Die meisten Gräber sind mit Mosaikplättchen „gebaut“; nur wenige Holz- und Schmiedeisenkreuze erinnern noch an das „Jahrhundert der Abgeschlossenheit“.

Die Grabinschriften, einschließlich der Vornamen — Carlos, Juan, Francisco... —, sind fast durchweg in der spanischen Landessprache gehalten. Auf dem Grab des einstigen Werbers und Mitbegründers der Siedlung steht:

„Carlos Benitz
fall. en el año 1868
Recuerdo de los Colonos“

(zu deutsch: Karl Benitz gestorben im Jahre 1868 Erinnerung der Kolonisten)
Dazwischen findet sich die eine und andere Inschrift noch in Deutsch:

„Dem Lehrer Egon Galler
gestorb. 5. Mai 1917“

Auf dem Grab vom Bruder des Totengräbers lesen wir:

„Rudolf Collin
geb. am 14. Mai 1909
entschlief in Jesus am 27/12/69
Die Lehrer aber werden
leuchten wie des Himmels
Glanz und die Schule zur
Gerechtigkeit weisen wie
die Sterne immer und ewiglich“

Der Totengräber selbst, der 67jährige Heinrich Collin, ist einer der typischen Vertreter der alten Kolonisten, die in der Zeit der Selbstversorgung nicht nur Landbebauer waren, sondern auch andere Berufe beherrschten. Collin arbeitet als Maurer und Schreiner, hat sich eine Maismühle gebaut und aus Freude am Werken sogar eine Geige und zwei „Orgeln“. Als das erste Harmonium fertig war, weihte es der Erbauer selbst ein mit „Großer Gott, wir loben dich“; es dient heute im evangelischen Gottesdienst. Das zweite Instrument steht im Museum.

Die Katholiken — so erzählt der Totengräber auf unsere Frage — hätten einen eigenen Geistlichen, zu den Evangelischen komme ab und zu einer von auswärts. In den Gottesdiensten würde oft auch noch ein deutsches Kirchenlied gesungen.

Und die heutige Jugend? Collin meint, daß eigentlich nur wenige von ihnen die Kolonie verlassen; Arbeit fänden sie genug: beim Bauen, in den Gaststätten und Geschäften. Übrigens — so fügte der Mann an — könnte man beobachten, wie die Kinder von Deutschen, die erst in letzter Zeit gekommen sind, viel schneller das fremde Wesen der Umwelt annehmen als die der alten Siedler. „Und wie beurteilen Sie die Zukunft Tovars?“ Ja, da ist viel Unsicherheit. Manche sagen, die Regierung denke an „Abbau der Kolonie“. Die letzte Hoffnung unserer Leute knüpfte sich an den neuen Präsidenten...

V. a. bereite die Wasserfrage Sorgen. Die einst im Urwaldtal reichlich fließenden Quellen werden im gerodeten Tal immer spärlicher. Die Regierung habe verboten, weiterhin Wald zu fällen und zu brennen. (Das Tovar-Tal trägt zur Wasserversorgung von Caracas bei!)

Der Blick schweift von der Stätte der Toten hinaus ins grüne Land der Lebendigen. Wir sitzen auf einem sonnigen Plätzchen. Es ist Januar — wir hörten vom kalten Winter in Europa (1979). Hier aber ist milder Frühling: 10 Breitengrade vom Äquator entfernt, in fast 2000 m überm Karibischen Meer. Wir kommen ins Sinnen übers Gestern, Heute und Morgen der Alemannensiedlung. Wo steht sie im 136. Jahr ihrer Geschichte? Können wir nun nach unseren Beobachtungen die Entwicklungslinie ziehen, die zeigt, wie es weitergehen wird?

Alemannisch unter Palmen

Für diesbezügliche Untersuchungen eignen sich v. a. die volkscundlichen Äußerungen und darunter besonders die Sprache.

Wir hörten, daß die meisten Auswanderer des Jahres 1843 aus der Gegend zwischen Freiburg und Lahr kamen, also aus dem alemannischen Sprachraum. Wenn heute bei den Tovarianern von „Kaiserstühler Mundart“ geredet wird, müssen wir an das über die Herkunft der Siedler Gesagte erinnern.

Sicherlich war das Alemannisch der Auswanderer nicht einheitlich, denn ein Ettenheimer sprach anders als ein Enderger. Oskar Kilian zeigt in seiner Schrift „Die Mundarten zwischen Schutter und Rench“ (1935), wie die einzelnen Orte, z. T. sogar Ortsteile, des untersuchten Raumes ihre eigenen charakteristischen Merkmale aufweisen. Ob sich nun bei unsern Auswanderern im Laufe eines Jahrhunderts eine einheitliche Mundart bildete — etwa wie in den rußlanddeutschen Siedlungen Argentiniens, wo die Kolonisten auch aus verschiedenen Dörfern stammten —, ist wohl anzunehmen, aber noch nicht

planmäßig untersucht. Die Aufgabe zu lösen bliebe der „letzten Stunde“ vorbehalten!

Ebenso sollte geprüft werden, ob sich in der heutigen Tovar-Mundart auch Spuren der später v. a. aus Sachsen, Hessen und Mecklenburg Eingewanderten finden.

Als kleiner vorläufiger Beitrag zum „Tovar-Alemannisch“ seien im folgenden einige während unseres Aufenthaltes in der Kolonie gehörte Brocken zusammengestellt:

Bibiliskas

Rattig (Rettich)

Karrieble (Gelbe Rüben — Ker = Keller, nach Baum, Alem. Taschenwörterbuch)

Rohne (Rote Rüben)

Muhn (Muni = Farren)

Sock (Rucksack)

Zobendkofe (Vieruhrvesper — Zobeneh = Nachmittagsvesperbrot, nach Baum; Zobetrinke = Vieribrot, Durbach)

Rii-Brot (das Brot der früheren Zeiten, aus Mais und einer Wurzel hergestellt — nach unserem Kellner)

Ruu-Brot (nach Collin)

Großili (Großmutter)

Pfulge (Kopfkissen)

Stündli (frühere religiöse Zusammenkunft)

Daß die überlieferten Mundartgesetze selbst noch in der Ferne wirken, bewies die alte Waschfrau mit ihrem „Corocos“. Wie „Sock“ aus „Sack“ wurde aus Caracas mit den drei A das alemannische Wort mit drei O: „Corocos“!

Andererseits spürt man natürlich vielfach den Einfluß der Landessprache, d. h. des Spanischen. Man schreibt da und dort ein deutsches Wort nach spanischen Sprachgesetzen: so wurde aus unserem Hausnamen „Schneewittchen“ „Schneewittgen“: Einer, der das Deutsche nicht beherrscht, spricht dann das G richtig als Ch; das Ch selbst würde ja „tsch“ lauten. Der Familienname Müßle wird zu „Misle“, Rudmann zu Rutmann, Rutman. Andererseits findet man bei denen, welche die Landes- als „Muttersprache“ gebrauchten, deutsche Wörter spanisch ausgesprochen.

Aus dem Familiennamen Breitenbach wird „Bre-itenbatsch“. Unser junger Kellner spricht von „Ka-iser-s-tuhl“ und „Fre-i-burg“ (da das Spanische die deutschen Doppellaute und st nicht kennt).

Und wenn nun gar so ein Spanisch-Geschulter etwas Deutsches schreiben muß, kommt fast Unglaubliches heraus, wie die Niederschrift des „Kaiserstuhl-Liedes“ beweist:

„Bu ti reben plün
am stailen felsenjank
histd mai Kaiserstuhl“

(Wo die Reben blühen
am steilen Felsenhang,
ist mein Kaiserstuhl...)

(nach Koch, Seite 244)

Die Jüngeren, besonders die, welche nur in eine rein venezolanische Unterrichtsanstalt gingen (also in keine „Deutsche Schule“), gebrauchen fast ausschließlich die Landessprache. Wir redeten Schüler auf der Straße deutsch an; sie verstanden uns nicht und gaben keine Antwort.

Für die Aufnahme fremder Brocken aus der Umweltsprache, eine Erscheinung, die wir vom benachbarten Elsaß her kennen, finden sich in der Kochschen Dissertation zahlreiche Beispiele; drei seien wiedergegeben: „Es war mal eine Zeit, da sind wir voluntario (freiwillig) gegangen. Wir hatten müssen eine tarea (Arbeitspensum) geben...“ „Das hatten allweil die Alten wollen, daß allweil la misma sangranidad, daß das nämlich Blut nicht durcheinander kommt...“ „Wo sie haben wollten, daß wir sollen colaborar (mitarbeiten) in der carretera (Straße), da hab ich gesagt: Mira (Schauen Sie), es war einmal eine Zeit, da sind wir voluntario (freiwillig) gegangen...“ (Seite 167, 168, 249)

Da mit dem Tode jedes Älteren ein Stück „Dütsch“ verloren geht, ist vorauszusehen, daß in verhältnismäßig kurzer Zeit das „Alemannisch unter Palmen“ Seltenheitswert haben wird.

Bei der sprachlichen Umvolkung spielt der Dialekt — „El Badisch“ nennt ihn ein Chronist — eine wesentliche Rolle. Der Ausspruch der beiden Frauen, die wir am Wege trafen, sie würden „nicht recht Dütsch kennen“, ist vielsagend. Besonders bei der Unterhaltung mit Hochdeutschsprechenden haben manche — leider und unberechtigt — mit ihrem „Dütsch“ Minderwertigkeitsgefühle, wie auch das von Fischer gebrachte Beispiel beweist, wo die Wirtin bezüglich „Kaiserstühler Mundart“ meinte: „Da muß man sich schämen.“ So sprechen sie lieber spanisch, mit dem sie dann dem Gegenüber meistens sogar überlegen sind.

„Alti Gewohnete“

Der Weg vom überlieferten Erbe zu den „Forderungen“ einer stark wirkenden Umwelt der Gegenwart, wie wir ihn auf sprachlichem Gebiet angedeutet sahen, zeigt sich auch bei den „alti Gewohnete“. Ganz besonders beim „Koloniegesetz“, welches das Heiraten regelte. Darüber schreibt Koch: „Wenn für die Zeit vor 1925 die Behauptung nicht zutrifft, daß die Siedler wegen einer hohen verwandtschaftlichen Integration zu Heiraten mit Venezolanern gezwungen gewesen wären, so ist dies nach 1925... schon eher als Motiv für Mischehen in Betracht zu ziehen. Ebenso kann angenommen werden, daß... (die) Lebenseinstellung der Kolonisten gegenüber den venezolanischen Menschen und ihrer Kultur eine Änderung bewirkt hat. Je mehr die zwischenmenschlichen Kontakte zunahm, desto weniger konnte die Gruppenideologie von der Frevelhaftigkeit einer Mischehe aufrecht erhalten werden.“ (Seite 280)

Durch das schulische Zusammenleben der Siedlerjugend mit den Venezolanerkindern ist eine weitere Voraussetzung geschaffen, daß in naher Zukunft Mischehen noch häufiger werden.

Andererseits ist es interessant, wie der Venezolaner Nestor Rojas noch 1973 in seinem Schriftchen zum 130. Kolonie-Jubiläum die „deutsche Ehe“ sieht: „Mann und Frau teilen Verantwortung und Arbeit. Der Mann baut das Haus und richtet es ein, die Frau widmet sich dem Landbau, der Pflege der Kinder und Haustiere, dem Brotbacken (jeden Freitag).“

Bezüglich Kleidung schreibt Rojas: Zum sonntäglichen Kirchgang „kommen die Frauen mit ihren in lebendigen Farben gehaltenen Kleidern, die Alten noch im Stil der Tracht von 1800 mit herrlichen Kopftüchern.“ Wenn wir dann aber hören, „die Jugend kleide sich nach der gegenwärtigen Mode“, so haben wir hier eine Entwicklung, die in der Urheimat genau so verlief.

Der Chronist von 1973 möge uns mit den Augen des Venezolaners weiteres Volksgut der Tovarjaner schildern: Beim Kirchweihfest und in der Karwoche ist die Beteiligung der Bevölkerung recht stark, man singt Lieder in Deutsch und Spanisch. Der Adventskranz („Krone“) wird aus Kieferzweigen gemacht. (Er ist wohl in Neuerer Zeit von den deutschen Wochenendlern eingeführt worden.) An Weihnachten erstellt man Christbaum und Krippe, „heidnische Gebräuche, gemischt mit christlichen“ (!) und läßt sie bis zum 2. Februar (Maria Lichtmeß) stehen. Zur Krippe gehört ein Tablettchen, damit die Besucher eine Gabe spenden können. Die Geschenke bringen die Drei Könige — wie im übrigen Venezuela auch; also nicht das „Christkindle“, wie einstens in der Urheimat. Als in Tovar gesungene Weihnachtslieder nannte mir Collin: „O Tannenbaum“, „Ihr Kinderlein kommet“, „Stille Nacht“, „O du fröhliche“ und „Es ist ein Reis entsprungen“. Da diese Lieder vor der Auswanderung entstanden sind, ist anzunehmen, die Einwanderer hätten sie mit ihrem „geistigen Gepäck“ von zu Hause gebracht.



Könnte er nicht vom Kaiserstuhl sein?

Schließlich ist noch recht vielsagend, was Rojas über Sterben und Beerdigung der Tovarjaner schreibt: „Die Kolonisten nehmen den Tod eines Familienmitgliedes mit großer Ergebung hin. Man hört sie nicht schreien und lamentieren“ — wie bei den Eingeborenen Südamerikas üblich. Eine Beerdigung sei „das Symbol der Tovar-Gemeinschaft. Ganze Familien kommen aus den abgelegensten Winkeln, ohne Rücksicht auf Entfernung, Sonne und Regen. Neben dem Leichnam steht ein Glas mit Weihwasser. Jeder, der kommt, macht mit einem Rosmarinzwig ein Kreuz über den Toten — als letzten Gruß.“

Wie stark trotz der „Umbruchsituation“ Überlieferung nachwirken kann, zeigt sich augenscheinlich beim Hausbau. Sicherlich waren die meisten Geburtshäuser der Auswanderer des Jahres 1843 in Fachwerk er-

richtet, man also annehmen kann — und Unterlagen bestätigen es —, diese heimatliche Bauweise sei im jungen Tovar „durchweg“ verwendet worden. In der ganzen Entwicklungsgeschichte der Kolonie ist zu verfolgen, daß man dem Fachwerk treu blieb, sowohl bei den privaten wie bei den öffentlichen Bauten.

Wenn nun aber in unserer Zeit mancher sich diese „kostspielige Bauart“ nicht leisten konnte, suchte er wenigstens dieselbe durch „Imitation“ vorzutauschen, so daß auch diese Häuser „urheimatlich“ wirken (und deshalb Kritik von deutscher Seite nicht angebracht wäre).

Das Erscheinungsbild

Eine weitere wesentliche Frage stellt sich dem Besucher: Könnten bei den Einwanderern, als sie in ein ganz fremdes Klima versetzt wurden, und ihren Nachkommen körperliche Veränderungen eintreten, selbst wenn sie jegliche Mischung mit der Bevölkerung des Gastlandes vermieden (was ja bei den Tovarianern grundsätzlich 100 Jahre der Fall war)? Dr. Rita Hauschild ging diesem Problem wissenschaftlich nach und legte die Ergebnisse 1950 vor: „Colonia Tovar, eine anthropologische Vergleichsuntersuchung zwischen einer badischen Siedlung in Venezuela und ihren Heimatdörfern“. (Zeitschrift f. Morph. u. Anthr., 42, 1950). Fischer hat das Wichtigste dieser Arbeit folgendermaßen zusammengefaßt: „Die Gesichtszüge haben sich nicht geändert... Gleich geblieben sind auch die Haar- und Augenfarben im Durchschnitt. Aber die Überraschung: Die Körpergröße hat durchschnittlich zugenommen und die Köpfe sind schmaler geworden. Und das sind gerade die Eigenschaften, die auch die Vorfahren der Kaiserstühler vor bald 1000 Jahren gehabt haben. Wenn man

die Gebeine der damals eingewanderten Alemannen untersucht, findet man, daß diese größer und schmalschädlicher waren als ihre heutigen Nachfahren. Diese Eigenschaften haben also die Auswanderer wieder erlangt! Erklären kann das die Wissenschaft bis jetzt nicht. Es ist eines der vielen Geheimnisse der Natur...“

Der Weg ins Morgen

Wohin der Weg in Tovar führt, liegt ziemlich fest. Denken wir uns die durch die Beispiele der Jahre 1924 bis 1971 gekennzeichnete Entwicklungslinie über unsere Beobachtungen von 1979 hinaus folgerichtig fortgesetzt, dann muß man — abgesehen von jeder Romantik und Politik — sagen: *Die Kolonie Tovar steht an einem ihrer entscheidenden Punkte, wo ein fast eineinhalb Jahrhunderte in der Fremde bewahrtes Erbe aufgeht im Volkstum des Umlandes* — eine Erscheinung, die sich bei allen Auswanderergruppen früher oder später zeigt, nicht zuletzt darin begründet, daß man um der nackten Selbsterhaltung willen sich den Verhältnissen einer „Neuen Heimat“ anpassen muß, was nach Koch (Seite 299) besagt, „sich von Wertvorstellungen zu befreien, die gerade darauf ausgerichtet waren, die ‚dütsche‘ Eigenständigkeit zu wahren gegenüber einer Umwelt, in die man sich nun integrieren muß, wenn man nach deren Maßstäben wirtschaftliche Erfolge erzielen will“.

Das Roseggersche

„O Heimat, wir sind alle dein,
so weit und fremd wir gehen...“

Kein Weg ist, den wir heimlich nicht
nach einem Heimweg fragen...“

hat dort seine Grenzen, wo im Laufe der Zeit die Umwelt stärker wird als das Erbe.

Quelle: C. Koch, La Colonia Tovar, Barel 1969

Josef Baders „Badenia“

Helmut Bender, Freiburg

„Schon früh hatte Bader Sinn und Neigung für geschichtliche Studien gezeigt... Außer einer großen Anzahl kleinerer Schriften... sind von seinen historischen Arbeiten zu nennen: ... Fahrten und Wanderungen im Heimathlande (1853—56), sowie die von ihm gegründete und herausgegebene Zeitschrift ‚Badenia‘ (1839—44 und neue Folge 1859—64)...“ möchten wir eingangs aus den „Badischen Biographien“ (Heidelberg 1875) zitieren, ihr Herausgeber, der Altmeister badischer Geschichtsschreibung, Friedrich von Weech, hat diesen Beitrag selbst gezeichnet. Ein knapper Lebensabriß Baders sollte chronologischer und thematischer Zusammenhänge wegen nicht fehlen: Am 20. Dezember 1805 in Tiengen am Hochrhein geboren, studierte er zunächst Theologie in Freiburg, danach Jura, indes „hatte er das Unglück, wegen seiner Theilnahme an der Studentenverbindung Germania religirt zu werden, und warf sich nun auf sein Lieblingsstudium, die vaterländische Geschichte...“ (damit ist vorzugsweise die badische Geschichte gemeint) — soweit aus dem „Universal-Lexikon vom Großherzogthum Baden“ (2. wohlfeile Ausgabe, Karlsruhe 1847, „Bearbeitet und herausgegeben von einer Gesellschaft von Gelehrten und Vaterlandsfreunden“). Das war 1824 geschehen, und es brauchte mehr als ein Dutzend Jahre, bis es Bader gelang, wenigstens als Gehilfe am Generallandesarchiv in Karlsruhe in den Staatsdienst übernommen zu werden (1837). Inzwischen hatte er schon eine stattliche Reihe von Arbeiten abgefaßt und auch herausgegeben, damit erwarb er sich das Wohlwollen und die Freundschaft des Freiburger Historikers Heinrich Schreiber, der ihn nach besten

Kräften förderte und ihm Gelegenheit bot, sich im dortigen Stadtarchiv mit älteren Urkunden vertraut zu machen. Sein nächstes Ziel war nun die Abfassung einer badischen Geschichte: „Unter mannigfachen drückenden Lebensverhältnissen bereitete er sich hierzu vor [und entschloß sich], die Geschichte der jetzt badischen Lande für das allgemeine Volk zu schreiben... Gleich das erste Heft (März 1834) erhielt großen Beifall und verschaffte dem Werke eine steigende Zahl von Abnehmern: 1836 wurde es vollendet und bald darauf eine 2te Auflage davon nötig. Schon während der Herausgabe dieser badischen Landesgeschichte wurde B. von der Freiburger historischen Gesellschaft zu ihrem Mitg. iede ernannt...“ (wieder aus dem „Universal-Lexikon“ als zeitgenössischer Quelle zitiert). Bader wurde im darauffolgenden Jahr (1837) von der Universität Freiburg die Würde eines Dr. phil. für eine ausgeschriebene Preisfrage zuteil (der normale Weg einer Promotion war ihm wegen seiner ehemaligen Religierung ja verschlossen). Indem wir den Komplex der im folgenden behandelten Zeitschrift „Badenia“ zunächst ausklammern, verfolgen wir kurz seine weitere Vita: 1841 wurde er zum Kanzlisten, 1844 zum Assessor und 1854 zum Archivrath im Generallandesarchiv ernannt. Bis 1872 arbeitete er in dieser Eigenschaft in Karlsruhe, danach setzte er sich zur Ruhe und übersiedelte nach Freiburg, wo er am 2. Februar 1883 verstarb. Neben seiner Mitarbeit an zahlreichen Zeitschriften (etwa „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins“; „Freiburger Diöcesanarchiv“) veröffentlichte er noch eine Reihe vorwiegend monographischer Schriften, so u. a. „Die ehemaligen

Breisgauischen Stände“ (1846), „Deutsche Frauenbilder aus verschiedenen Jahrhunderten“ (1877), ferner u. a. „Das Thal Simonswald“, „Die Schicksale des ehemaligen Frauenstiftes Güntersthal bei Freiburg im Breisgau“, „Fürstabt Martin Gerbert von St. Blasien“. 1881 konnte in 3. umgearbeiteter Auflage seine „Badische Landesgeschichte für Jung und Alt“ erscheinen.

Bader wird in der Regel als Historiker und Reiseschriftsteller apostrophiert. In diesem Sinn will auch seine Zeitschrift „Badenia oder das badische Land und Volk... für vaterländische Geschichte- und Landeskunde“ verstanden sein. „Mit Karten, Lithographien und colorirten Abbildungen von Landstrachten“ erschien ihr erster Jahrgang (in 6 Heften) „In Verbindung mit mehreren Freunden des Vaterlandes“ zu „Karlsruhe und Freiburg in der Herder'schen Kunst- und Buchhandlung 1839“. In Wirklichkeit hat der unermüdliche Herausgeber den Großteil der Beiträge selbst abgefaßt. In seinem Vorwort begründet Bader die Absichten und das Erscheinen eines solchen Fortsetzungswerkes (in Lieferungen publiziert), er führt darin u. a. aus: „Das freudige Aufblühen der historischen Literatur in Deutschland ist... sicherlich eine der beachtenswerthesten Erscheinungen unserer Zeit... ich mache bloß aufmerksam auf das Interesse, welches die einzelnen deutschen Staaten an ihren Spezialgeschichten täglich in steigendem Maaße gewinnen... Die Nothwendigkeit dieser... Arbeiten ist also klar, schwerlich indessen würde das mühsame, trockene und kostspielige Sammeln, Herausgeben und Durchforschen der historischen Quellen einen ersprießlichen Fortgang nehmen, wenn nicht zugleich noch andere Schriften bemüht wären, Liebe und Interesse für vaterländisch-historische Lektüre im Volke zu verbreiten... Obgleich unser Großherzogthum ein sehr junger Staat ist, so erfreut es sich dennoch einer schon ansehnlichen vaterländischen Literatur. Durch die Sanktblasianer,

durch Schöpflin und die kurpfälzische Akademie fand man einen soliden Grund gelegt... Nur aber hatte bisher neben der Reihe gelehrter Erzeugnisse die populäre Verarbeitung derselben gemangelt...“ Bader verteidigt hier seine Abfassung einer „Badischen Landesgeschichte“, die „selbst in den Hütten entlegener Waldorte... als ein vertrautes Lesebuch zu finden“ ist. — „Diese Empfänglichkeit des badischen Volkes für einheimische Geschichte und Landeskunde... rechtfertigt nun auch das gegenwärtige Unternehmen, welches uns bisher gemangelt hat... Ich hatte früher vorgehabt, die historische Beschreibung unserer merkwürdigen [= bemerkenswerten] Städte, Klöster und Burgen herauszugeben; dann aber schien mir eine Lebensbeschreibung unserer berühmten und verdienten Männer, also ein badischer Plutarch, nützlicher und anziehender; ferner schien es mir interessant, die Sagen unseres Landes zu sammeln und zu bearbeiten, und endlich beschäftigte mich auch der Gedanke einer badischen Landes-Chronik... bis meine Verlagshandlung mich zu dem Entschluß vermochte, Alles in Einem zu vereinigen und unter dem Namen Badenia als eine vaterländische Zeitschrift, mit Karten und Bildwerken an das Licht treten zu lassen... Im Einverständnisse mit der Verlagshandlung wurde nun festgesetzt: 1tens die Beschreibung und Geschichte der verschiedenen jezt badischen Landschaften, der merkwürdigen Städte und Dörfer, der ehemaligen Klöster der alten Burgen und Bergschlösser; 2tens die Beschreibung aller Naturmerkwürdigkeiten des Landes; 3tens alle alten und noch im Munde des Volkes lebenden Sagen...; 4tens die Lebensbeschreibung aller verdienten oder merkwürdigen Männer und Frauen der jezt badischen Landesteile; 5tens eine Landes-Chronik oder kurzgefaßte chronologische Beschreibung aller im Großherzogthum von 1839 an vorgefallenen merkwürdigen Ereignisse, Handlungen und Veränderungen; 6tens endlich ein vollständiges Ver-

zeichniß aller über und in Baden erschienenen interessanten Schriften, Bildwerke und Landkarten...“.

Was sich Bader vorgenommen, ist viel, wenn nicht zu viel; inwieweit er es — großteils ja auf sich selbst gestellt — zur Ausführung brachte, wird eine Durchsicht der „Badenia“-Bände erweisen. In seinem Enthusiasmus bittet er im folgenden alle Freunde der Geschichte und Landeskunde, ihm behilflich zu sein und ihn auch „in historisch-statistisch- und topographischer Beziehung gültig zu unterstützen“.

Doch sein nahezu ausschließlicher Alleingang spiegelt sich bereits im Inhaltsverzeichnis dieses ersten Bandes, dessen Haupttitel wir hier wiedergeben möchten: „Die Gründung und Aufnahme von Karlsruhe / Die ehemalige Grafschaft Hauenstein und ihre Bewohner / Bernhard der Heilige, Markgraf von Baden / Das klekgauische Hochschloß Küssaberg / Hedwig, Herzogin von Schwaben zu Hohentwiel [badisch eingemeindet!] / Die Schicksale der rheinischen Pfalz / Meister Erwin von Steinbach / Ueberblick der Schicksale von Konstanz / Kurze Geschichte der Landschaft Breisgau / Badisches Ober- und Unterland / Kurze Schilderung des Hauses Fürstenberg / Das erste Christenthum in unserer Heimat / Rudolf der Erste, König der Deutschen / Die Ortenauischen Herren von Windeck / Ursprung und erstes Aufblühen der Stadt Bretten / Geschichte des Gotteshauses St. Blasien / Die Burgen des deutschen Mittelalters / Die Kämmerer von Worms, genannt von Dalberg / Das badische Hanauer Ländchen / Rudolf der Erste, Markgraf von Baden / Altbreisach oder Schicksale einer Festung / Abriß der Geschichte des Klekgaus / Schicksale des ortenauschen Schlosses Ortenberg / Hatto, Bischof zu Basel und Abt zu Reichenau“. Am Sechspunkteprogramm Baders gemessen, haben sich hier Schwerpunkte zu 1tens, 3tens und 4tens herausgebildet, während die andern Vorhaben kaum greifbar,

5tens und 6tens werden schon gar nicht praktiziert. Dennoch können wir keinesfalls vom hier Gebotenen enttäuscht sein, auch den Vorwurf, den man ihm von einigen Seiten gemacht hat, er ließe den Norden über der ausgiebigeren Behandlung des Südens, seiner engeren Heimat, verkümmern, wollen wir ihm ersparen. Es gibt in diesem ersten Band eine ganze Reihe von Höhepunkten, von Beiträgen, die sich auch heute noch mit Interesse und Behagen, ja mit Vergnügen lesen. In diesem Zusammenhang muß darauf hingewiesen werden, daß man durchaus richtig handelte, wenn man die drei ersten Bände der „Badenia“ (man kann sagen, ihr Herzstück) jüngst reprintiert hat (Magstadt, Bissinger-Verlag 1979; vgl. Rezension Badische Heimat, H. 3, 1979, 59–79). Immer wieder weiß der schriftstellerisch begabte Bader in lebhaften und auch persönlich gehaltenen Schilderungen historisches und kulturelles, auch biographisches Geschehen geschickt und animierend wiederzugeben.

Ein „Zweiter Jahrgang“ schloß 1840 an („im Kunst-Verlage“ in Karlsruhe). Alles in allem hält er das Niveau des Vorangegangenen. Da gibt es u. a. eine „Chronik der ehemaligen Reichsstadt Offenburg“, eine „Skizze Der Odenwald“, „Züringen, die Stammburg unseres Fürstenhauses“, „Das Jsteiner Dinggericht“, „Der Schwarzwald und seine Bewohner“, „Aeltester Anbau unserer heimatlichen Gaue“, „Die Landgrafschaft Breisgau, wie sie an Oesterreich kam“, eine „Skizze Mannheim und Heidelberg“, „Die Grafen von Sulz, ein heimatliches Gemälde“, „Der Bauernkrieg im Speierischen“, „Geist und Lebensart unseres Adels im Mittelalter“, „Die ehemalige Herrschaft Triberg“, „Etwas über Hebel“, „Die ehemalige straßburgische Herrschaft Oberkirch“, „Uebersicht der Schicksale Bruchsals“, „Schicksale der Wiedertäufer im Hauensteinischen (vom sel. Pfarrer Meier)“ / „Zur Geschichte des Tabakrauchens im Großherzogthum Baden“ und „Ein Ausflug nach St. Peter“. In ähnli-

cher Beschaffenheit findet sich der Dritte Jahrgang (im Karlsruher Kunstverlag 1844). Allerdings empfindet man einen Teil der hier eingerückten Beiträge als persönlicher, auch im Stil gereifter, der Reiseschriftstellerei mehr zugehörig. Glanzstücke in diesem Sinn etwa die „Erholungsreise durch's Großherzogthum“ sowie „Spaziergang durch's Markgrafenland“ (= Markgräflerland) und „Wanderung durch die Ortenau“. Darüber hinaus wieder eine Fülle topographisch-historischer Themen (etwa „Die Schicksale Ladenburgs“ / „Das Kloster Oehningen“ / „Ueber die Urgeschichte Pforzheims“ / „Sankt Georgen auf dem Walde“ / „Bruchsal, durch die Franzosen zerstört“. An Monographisch-Biographischem wäre zu nennen: „Die Herren von Staufen“ / „Daniel Schöpflin“ / „Die Freiherren von Kaltenbach“ / „Die Edlen von Reinach“ / „Bischof Diethelm von Krenkingen“ / „Bischof Otto von Hachberg“ / „Der Sänger Braunwart von Augheim“. Allgemeiner Natur, teilweise auch ins Allgemeinhistorische übergehend, Themen wie „Ueber vaterländische Ortsnamen“ und „Historische Schattenstriche“.

Mit dem Dritten Jahrgang (wieder in 6 Hefen) schließt die erste Serie der „Badenia“. Doch bevor wir uns der Neuen Folge zuwenden, einige Bemerkungen zur Bebilderung dieser Publikationen. Sie ist reichhaltig und qualitativ außergewöhnlich. Es finden sich neben erstklassigen Stahlstichen Aquatintablätter (im Ersten Jahrgang) und Lithographien beigegeben, sowohl landschaftliche als vereinzelt Wappen- und Grabdenkmal-Thematik und Genrebilder. Die Landkarten sind in der Regel grenzkoloriert oder lithographisch-reliefhaft gehalten. Höhepunkte bilden die handkolorierten Trachtenblätter, vorwiegend aus dem Schwarzwald, aber auch aus dem Hanauerland und Odenwald; sie vor allem sind es, die dem Werk im heutigen Antiquariatshandel einen vierstelligen Betrag beimessen. Recht hübsch machen sich auch die aufklappbaren lithographischen

Falttafeln, etwa nach Merianvorlagen. Etlliche Burgenstiche sind im Nachhinein geradezu klassisch geworden. Verglichen mit den fast gleichzeitig erschienenen Poppelstahlstichen (in Huhn's „Großherzogthum Baden in malerischen Original-Ansichten“, Darmstadt 1842ff.), muß man ihnen im allgemeinen den Vorrang geben. Im 1843/44 ebenfalls im Karlsruher Kunstverlag veröffentlichten Baderschen Band „Badische Volkssitten und Trachten“ (als „Badische Bräuche und Trachten“ 1977 neu herausgebracht) wurden die eigentlichen Trachten- und dann auch die Genrebilder mit entsprechenden Kommentaren neu zusammengefaßt. Letztere reichen vom „Schwarzwälder Jahrmarkt“ und „Schwarzwälder Kirchgang“ bis zur „Schwarzwälder Spinnstube“ und zur „Schwarzwälder Bauernhütte“.

Nicht nur Bücher, auch und gerade Zeitschriften haben ihre eigenartigen Schicksale. Volle 15 Jahre mußten verstreichen, bis die „Badenia“ ihre Fortführung fand. Ein „Erster Band“ der Neuen Folge erschien so erst 1859, nunmehr im Verlag von Adolph Emmerling in Heidelberg. Im Vorwort entschuldigt sich der Herausgeber, daß ihn Krankheit, aber mehr noch die politische Lage (der Restaurationszeit nach der 48/49er Revolution) davon abgehalten, die Zeitschrift nach dem Erscheinen des Dritten Jahrganges fortzuführen. Er hatte auf die allgemein-deutsche Sache gesetzt, „hatte sich hinreißen lassen [und] kehrte nach dem traurigen Scheitern derselben wieder ganz in sein Heimatland zurück, um nach einer so heftigen Gemüthsbedrängniß in der Beschäftigung mit den Details der badischen Specialgeschichte und Landeskunde die politische Seelenwunde möglichst zu vergessen.“ Und er beschließt seine nationale Lamentatio mit den Worten: „Wir, in Baden können es [das Verzichten] mit Liebe und Befriedigung [gemeint ist die Überwindung der nationalen Sache]. Denn in diesem schönen, gesegneten Lande, bei diesem arbeitsamen, sittlichen,

verständigen Volke, mit dieser freisinnigen Verfassung, unter diesem deutschgesinnten, alles Gute und Schöne fördernden Fürsten und seiner humanen, aufgeklärten, wohlwollenden Regierung — da darf es, zu leben, und zu streben eine Freude sein.“ Ange-schlossen findet sich ein „Plan dieser Zeitschrift“, dem wir im großen ganzen die Fortführung der ehemals erschienenen Jahrgänge attestieren können: „Ich betrat diesen Weg im Jahre 1836 mit der ‚badischen Landesgeschichte für das Volk‘ und setzte ihn von 1839 bis 1844 in der Zeitschrift ‚Badenia‘... nach einem ausführlichen Plane fort. — Diese Zeitschrift erfreute sich einer ungewöhnlich starken Abnahme und eines sehr ermunternden Beifalles unter allen Klassen unserer Bevölkerung, wurde jedoch in der Folge der seit 1845 eingetretenen Mißjahre und politischen Wirren unterbrochen. Nach Wiederherstellung unseres 1849 erschütterten Staatsgebäudes begann ich mit den ‚Fahrten und Wanderungen im Heimatlande‘ eine Art von Fortsetzung derselben...“ Bader erwähnt im folgenden seine Mitarbeit an der Neufassung des Heunisch, er lieferte „Beigaben“ zu dessen Neufassung (1857, bei Groos, nachmalig Emmerling in Heidelberg), Heunisch dankte Bader im Vorwort mit den Worten: „Was die Geschichte des Landes, die Alterthümer desselben, das badische Leben und Wesen in gesellschaftlicher Beziehung, die Volkscharacter, die Sitten und Gebräuche, die Mundarten, die Wissenschaften, Kunst und sittliche Kultur betrifft, hatte Herr Archivrath Dr. Joseph Bader zur Bearbeitung übernommen. Sein Ruf in der vaterländischen Literatur ist bekannt...“ Bader aber wiederholt in seinem „Badenia“-Vorwort die 6 Punkte, die er bereits 1839 im Ersten Jahrgang der Zeitschrift aufgestellt hatte, nur daß er einige Angaben und Forderungen näher detailliert. Und: „Mit einem Worte — die Badenia soll in ihren Mittheilungen alles Dasjenige angenehm und lehrreich zu schildern oder zu beleuchten su-

chen, was innerhalb der jetzt badischen Lande und Oertlichkeiten jeweils von Bedeutung, von Einfluß, von Interesse war und ist, besonders die kulturgeschichtlichen Verhältnisse.“ Er betont in diesem Zusammenhang, daß seine Mitarbeiter für ein möglichst breites Publikum und nicht für Fachgelehrte schreiben möchten.

Vom Äußern her ist festzuhalten, daß die Neue Folge ein kleineres Buchformat hat und daß ihre Bebilderung weitgehend reduziert wurde. Es finden sich in diesem neuen Ersten Band lediglich einige lithographische Tafeln, von der Lithographischen Anstalt Creuzbauer in Karlsruhe inszeniert. Die Satzanordnung befriedigt soweit, die zahlreichen Fußnoten finden sich exakt mitumbrochen, lateinische Schrift wurde der deutschen, wo erforderlich, zur Seite gestellt. Badersche Glanzstücke und Höhepunkte bilden u. a. die Themen „Eine Fahrt an den Bodensee“ und „Das badische Unterland“. Auffallend gegenüber den früheren Bänden die mehr ins Gewicht fallenden Mitarbeiter. K. Asbrand schrieb über „Das Schloß Staufenberg in der Ortnau“ und über „Das Kriegsjahr 1796 am Oberrhein“; L. Reich über „Die badische Landschaft Baar“ und „Aus den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs“; Pr. Fickler über den „Heiligen Jüngling von Niklashausen“ (= den Pfeifer von Niklashausen). Darüber hinaus finden sich anonyme und daher wohl aus Baders Feder stammende Beiträge über „Das berühmteste Weinjahr“ (1540), über „Eine altbadische Fürstengestalt“ (= Markgraf Christoff), über „Die deutsche Reichsgränzfestung Philippsburg“, über „Die Kommunisten von Amoltern“ (am Kaiserstuhl), „Ueber historisch-statistische Ortsbeschreibung“, über „Konstanz und Pater Buzelin“, ferner „Ein Gang über den Fremersberg“ (bei Baden-Baden) sowie über „Rothenfels im Murgthale“. Mehr oder weniger sämtliche Aufsätze halten inhaltlich und sprachlich das Niveau der

alten Bände. Ein „Namen- und Sachregister“ findet sich angeschlossen.

1862 erschien der Zweite Band dieser „Badenia“, wieder bei Emmerling in Heidelberg. Im Vorwort entschuldigt sich der Herausgeber, „die Erscheinungs-Ziele der Hefte nicht einhalten zu können“. „So viel freie Zeit aber, als nöthig wäre, um die Hefte der Badenia vierteljährlich erscheinen lassen zu können, ist dem Herausgeber neben seinem Archivdienste nicht gegönnt. Er war daher schon entschlossen, dieselbe aufzugeben, wurde indessen davon wieder abgebracht, und will nunmehr, unter Beihilfe einiger Freunde und Förderer vaterländischer Literatur, mit der Zeitschrift eine Aenderung vornehmen, welche geeignet sein dürfte, deren Leser eher zu befriedigen, als es in der bisherigen Weise möglich war. Ein neuer Prospectus soll hierüber in Bälde das Nähere mittheilen.“ Bildmaterial gibt es in diesem Band keines; was die Thematik und deren Ausführung angeht, so wurde das Niveau jedoch erneut gehalten. Asbrand schreibt über „Herzog Ernst von Schwaben“ und über „Herzog Liutolf von Schwaben“; der Konstanzer Arzt und Historiker J. Marmor über „Die Juden zu Constanz“ sowie über „Die Constanzer Zunftempörungen“; L. Reich über die „Geschichte der Stadt Hüfingen“; K. Staiger über „Die Fischerei im Bodensee“; das übrige ist nicht namentlich gezeichnet und dürfte somit wieder aus Baders Feder stammen. Hier noch einige Themen dieses Bandes, die mit Sicherheit von Bader abgefaßt wurden: „Eine Fahrt in's Pfinzthal“ / „Eine Schwarzwaldwanderung“ / „Jm Balderich — ein Genrebild“ / „Waldkirch im Elzthale“.

1864 legte der Verlag Emmerling den „Ersten Band Badenia — Zeitschrift des Vereins für Badische Ortsbeschreibung“ vor. Im Vorwort finden wir eine Erklärung der bereits im vorigen Band angedeuteten Veränderung, von Bader abgefaßt. Es heißt da u. a.: „Die historische Zeitschrift Badenia... ist in Folge

der General-Versammlung des Vereins ‚für badische Ortsbeschreibung‘ vom 7ten Mai 1863 als Organ für dessen Veröffentlichungen an denselben übergegangen. — Es wurde dabei festgesetzt, daß diese Zeitschrift fortan in 4 Heften von je 8 bis 10 Druckbogen im bisherigen Formate erscheinen solle. Was den Inhalt der einzelnen Hefte belangt, so traf man die Einrichtung, welche die verschiedenen Landestheile möglichst berücksichtigt.“ Im folgenden referiert Bader über eine sinngemäße Verteilung größerer und kleinerer Beiträge. „Sämmtliche Arbeiten sollen sich auf quellenmäßige Erhebungen und wissenschaftliche Forschungen gründen... Jm übrigen aber soll der Mitarbeiter durch keine näheren Bestimmungen gebunden und ihm namentlich die literarische Form seiner Mittheilungen völlig überlassen sein. — Die Redaction der Zeitschrift indessen wird sich immer bemühen, eine gewisse Gleichmäßigkeit und eine klare, gemeinverständliche Sprache in das Ganze zu bringen, damit die Veröffentlichungen des Vereins nicht allein von Fachmännern und sonst Gebildeten, sondern auch in den Kreisen der Handwerker und selbst der Landleute gelesen werden können.“ Bader ergeht sich alsdann noch detailliert über populäre Darstellungsweisen, wie er sie ja schätzt. Sein Anliegen ist es, durch den Verein in der Redaktion entlastet zu werden. — Es folgt eine „Berichterstattung über die Gründung des Vereins“ durch Pfarrer Wirth. 1862 war es „in Uebereinstimmung mit Herrn Archivrath Dr. Bader“ zu einem „Aufruf zur Gründung eines Vereins für Ortsbeschreibung im Großherzogthume Baden“ gekommen. 1863 „erfolgte auf diesen ‚Aufruf‘ eine [erste] Versammlung“, es wurde ein Ausschuß gebildet, der eine „Einladung nebst Programm“ inszenierte, welche an „60 bewährte Freunde der Vaterlandskunde“ versandt wurde, 45 gaben ihre Zustimmung. Ein Hauptanliegen war nun, „daß der zu gründende Verein die einzelnen Ortsbeschreibungen nach dem Vorgange Wirten-

bergs zusammenfasse. Hiergegen erhoben sich Stimmen, die darauf hinwiesen, daß man zunächst am Ziel der Ortsbeschreibungen festhalten sollte. „Die Landesversammlung in Karlsruhe, am 7ten Mai vorigen Jahres [1863], bei welcher 40 bis 45 Männer aus allen Theilen des Landes und aus allen Ständen und Berufsarten erschienen waren, constituirte den Verein... Sie erklärte als vorzugsweisen Zweck die Ortsbeschreibungen des Großherzogthums; die Vereinigung derselben zu Amtsbeschreibungen sei eine Zeitfrage, welche der Verein sich vorbehalte, und Arbeiten über culturhistorische Gegenstände aller Art (wohl ein Zugeständnis an Bader und den ursprünglichen Charakter der „Badenia“) wären nicht ausgeschlossen. Es folgen die Einzelbestimmungen und Satzungen, wir fassen zusammen: pro Mitglied ein Gulden Jahresbeitrag; der Vereinsvorstand besteht aus 11 Mitgliedern, die ihrerseits „einen Vorsitzenden, Schriftführer und Kassensführer“ wählen; Redaktion wird durch einen zu ernennenden „Preßausschuß vorgenommen“; jährlich eine Hauptversammlung; die Vereinszeitschrift ist bis auf weiteres die bisherige „Badenia“. Im Vorstand befinden sich zunächst neben Bader Graf von Berlichingen, die Professoren Fickler in Mannheim und Fecht in Durlach sowie Pfarrer Wirth in Haßmersheim. Eine weitere Forderung: „Es sollen die Vereinsarbeiten allmählig (in ungebundener Weise) das Material zu einer badischen Topographie liefern, wie sie im Beginne des Jahrhunderts der Archivrath Kolb („Historisch-statistisch-topographisches Lexicon von dem Großherzogthum Baden...“, 3 Bände, Karlsruhe 1813—1816) versuchte, nur in wissenschaftlicherer und eingehenderer Weise, wie es der jezige Stand der Vaterlandskunde erfordert.“ Doch sollten nicht nur einzelne Gemeinden Berücksichtigung finden, vielmehr „auch von den geschichtlichen, naturhistorischen und gesellschaftlichen Verhältnissen größerer Gebiete...“ die Rede sein, „wobei namentlich die culturge-

schichtlichen Beziehungen ihre Beachtung finden werden“. Es folgt nach allgemein gehaltenen zuversichtlichen Absätzen ein „Verzeichniß der Mitglieder des Vereins für badische Ortsbeschreibung 1864“. Daß sich darin eine stattliche Zahl führender Geister findet, versteht sich von selbst, allerdings sind die meisten erklärlicher Weise im nordbadischen Raum angesiedelt.

Was bietet diese neue „Badenia“? „Der Durlacher Brand in dem orleans’schen Erbfolgekrieg“ — von Fecht; „Die ehemalige Herrschaft Bamlach und Rheinweiler“ — von Bader; „Die Erbauung Mannheims durch Kurfürst Friedrich den Vierten“ — von Fickler; „Die römischen Werke am badischen und schweizerischen Oberrhein“ — von J. Vetter; „Die Stadt Mosbach...“ — von Wirth; „Beiträge zur Geschichte der Baar“ — von Freiherr v. Schreckenstein; „Die Landschaftsnamen in Baden“ — von Bader; „Säckingen’s Schicksale...“ — von Bader; „Heidelberg im Jahre 1688“ — von Bader; „Hofsgrund im Breisgau“ — von Trenkle; „Burghart von Hohenfels“ — von Bader; „Mannheims Vorgeschichte...“ — von Fickler; „Meine Heimatgaue...“ — von Bader; „Wo lag der von Kaiser Valentinian befestigte mons Pirus?“ — von Vetter; „Ueber die Bevölkerungszunahme in den bedeutenden Städten Badens“ — von Vetter. Deutlich läßt sich so die intensive Mitarbeit Baders sowie die Vorherrschaft oberbadischer Themen erkennen. Im Gegensatz zum zweiten Band der „Badenia“ Neue Folge gibt es hier auch wieder „lithographische Beigaben“, u. a. „Mosbach im Jahre 1645“.

Die Geschichte der Zeitschrift „Badenia“ fand hiermit ihren eigentlichen Abschluß. So interessant sich die einzelnen Themen dieses neuen Bandes auch geben, mit der „Umfirmung“ ist ihre Ära doch letztlich zu Ende. Über den Fortgang der Orts- und Amtsbeschreibung hier zu referieren, wäre ein ganz neues Feld, das unserm Referat über Bader und seine „Badenia“ nicht mehr zusteht (er

wird im eben skizzierten letzten Band nicht mehr auf der Titelseite als Herausgeber mitaufgeführt).

Seltsamerweise hat sich die Literaturgeschichte, auch nicht die badische, Baders in keiner Weise angenommen. Man hat ihn versehenlich zu den Historikern oder doch zu den Kulturhistorikern verwiesen oder allenfalls zu den Reiseschriftstellern, von denen man in dieser Disziplin erst jüngst wieder wissen will. Doch gemessen am Stil zahlreicher Schöngeister und Poeten seiner Zeit gibt sich Baders Stil und Aussagekraft mitunter entschieden vorteilhafter und zeitloser.

Gewiß, das biedermeierlich-spätromantische Element kommt da und dort kräftig zum Ausdruck, doch gerade dies verleiht seinen Werken auch genügend Charakter und Grundsubstanz. Die „Badenia“-Bände sind voll von Funden, die einen noch heute ansprechen. Wer noch so moderne Landeskunde und Heimatgeschichte treibt, kann an diesen Publikationen nicht vorübergehen. In ihrer geschickten Mischung von Fakten und Erzähltem geben sie uns Heutigen — nicht zuletzt durch ihren dokumentarischen Wert — vielleicht noch mehr als sie den Zeitgenossen gegeben haben. Manche Details hat man zu überlesen, manches Pathos auch zu dämpfen — aber was bleibt, bietet genug, bietet unerwartet reichlich.

Zuletzt bietet sich uns an, Josef Bader nochmals selbst zu Wort kommen zu lassen. Gern hätten wir einige Passagen seiner unverkennbaren Landschafts- und Reiseschilderungen gebracht, doch diese müßten wir in unsern Auszügen derart verstümmeln, daß es schade darum wäre, denn sie üben ihre Reize und Anregungen nur dann aus, wenn sie größere Zusammenhänge wiedergeben und in der Atmosphäre des Ganzen gedeihen können. So wählen wir etwas aus den „Bemerkungen über die Abfassung vaterländischer Topographien“ (vgl. „Badenia“, Erster Band Neue Folge, 1859, S. 299ff.), denn gerade diese

Forderungen und Leitsätze werden einerseits Baders wesentlichsten Bemühungen und andererseits der Grundhaltung und dem Charakter dieser Zeitschrift unbedingt gerecht: „Wer über eine Gegend oder Ortschaft etwas Tüchtiges und Werthvolles schreiben will, muß längere Zeit darin gewohnt haben... Leider jedoch ist es eine häufige Erscheinung, daß die Bearbeiter von Amts- und Ortsbeschreibungen gar zu viel Fremdartiges herbeiziehen und das Einheimische darüber vernachlässigen. Sie beginnen ihre geschichtlichen Abtheilungen gewöhnlich mit Julius Cäsar, tragen aus verschiedenen Werken allgemein Geschichtliches, Naturhistorisches, Landwirthschaftliches und dergleichen zusammen und wenden es mit freigebiger Phantasie auf ihre Gegend oder ihren Wohnort an... Wer die Geschichte und Beschreibung seiner Gegend oder seines Wohnortes liefern will, der zeichne sich vor Allem genau auf, was an alten Gebäulichkeiten, Denkmälern, Sitten, Trachten und Gebräuchen, an alten Sagen, alten Namen, Gemarkungsbezeichnungen noch zu entdecken ist; dann fasse er eine getreue Beschreibung des gegenwärtigen Standes von Grund und Boden, von Leuten und Verhältnissen ab, und erst hiernach sammle er aus Druckwerken, Urkunden und Akten die auf seinen Gegenstand bezüglichen Angaben... Wer nun dergestalt eine historisch-topographisch-statistische Beschreibung... liefert, erwirbt sich auch das Verdienst einer sehr dankens- und lobenswerthen Arbeit... Der Schriftsteller, welcher ein ganzes Land und Volk zum Gegenstande seiner Darstellung machen will, bedarf neben den allgemeinen Quellen noch der speziellsten und genauesten örtlichen Nachrichten und Angaben... Jch weiß freilich wohl, daß derlei mit vielfachen Opfern an Zeit, Mühe und Geld verknüpfte Arbeiten weder durch das Interesse des großen Publikums, noch durch pekuniären Gewinn belohnt werden... Aber der wahre Freund seiner Heimath, seines Landes und Volkes arbeitet ja nicht um

des baren Lohnes, sondern um der guten Sache und seiner Ehre willen...“ — was für unsern Autor und seine „Badenia“ unbedingt zutrifft — von Kleinkariertheit und Lokalpatriotismus keine Spur, können wir abschließend und rückblickend beruhigt konstatieren. Und was die Tradition, die Kontinuation angeht, so dürfen wir letztlich im-

merhin auf die größere Linie hinweisen; Bader selbst hat im Vorwort zum letzten Band auf das „Magazin von und für Baden“ (Karlsruhe 1801ff.) hingewiesen, die „Badische Heimat“ aber schließt ein halbes Jahrhundert später, just am Vorabend des Ersten Weltkrieges, vielversprechend, wenn auch im Geist eines neuen Jahrhunderts an.

Frühlingserwartung

*Singe, mein Mund, das jubelnde Lied
Weit über Täler und Höb'n.
Blase, du fröhlicher Frühlingwind,
Hin über Bäche und Seen.*

*Rühre die alten Bäume nun an,
Du gütiger Sonnenhauch.
Osterfeuer aus schweigender Nacht
Brennen nach uraltem Brauch.*

*Blase den alten, grämlichen Schnee
In alle Winde dahin.
Frühling will sein nun im weiten Land.
Frühling, nach dir steht mein Sinn.*

Hans Babrs

Osterhas

*Sprang der Osterhas
Durch die grünende Welt;
Kinder und Verliebte
Suchten im sonnigen Feld.*

*Welch ein schönes Nest
Hat mein Liebchen entdeckt!
Unterm Veilchenbusch
Fein war es versteckt.*

*Viele schöne Eier
Lagen glänzend drin,
Und mein jubelndes Liebchen
Kauerte neben es hin.*

*„Eier rosenrot!
Eier himmelblau!
Keins von ihnen schwarz!
Keins von ihnen grau!“*

*Die rosenroten
Waren voll Küsse,
Die himmelblauen
Waren voll Lieder —
Und Dämmerung ward es,
Eh' wir nach Haus kamen!*

Wilhelm Raabe

Wilhelm Raabes Begegnungen mit Freiburg

Paul Malthan, Freiburg

1. Vorspiel

Raabe hat in der Geschichte „Im Siegeskranze“ einer erzählfreudigen Großmutter wie selbstverständlich eigene Erfahrungen mitgegeben, neben dem fast schon historischen Gegenstand — Kindheitserinnerungen aus der Franzosenzeit — das beklemmend Gegenwärtige, die innere Auseinandersetzung mit dem „unruhvollen und angsthaften Frühling des Jahres 66“.

Die freundlichen Gestirne, die in den flüchtigen Stuttgarter Jahren über dem Leben des dreißigjährigen jungen Ehemanns und Dichters strahlten, drohten hinter dunklen Wolken zu verschwinden. Württemberg stand in der Krise dieses Jahres 66 mit dem Deutschen Bund auf der Seite Österreichs; Raabe hatten die wechselvollen geschichtlichen Schicksale seiner Weserheimat zum Klein-deutschen gemacht. Unter der Wirkung des preußischen Sieges bei Königgrätz entlud sich das Gewitter. Raabe und ein Gesinnungsgenosse, ein aus Holstein stammender Redakteur, wurden von der großdeutschen Mehrheit einer Versammlung an die Luft gesetzt. Als sie sich draußen „buchstäblich in die Arme fielen“, war der Grund gelegt zu einer Lebensfreundschaft, die Raabes mit dem jüngeren Paar Marie und Wilhelm Jensen unlösbar verbinden sollte.

2. Von Nord nach Süd

Eine größere räumliche Trennung schien zunächst nicht vorgesehen. Wohl ging Jensen bald als Redakteur nach Flensburg und dann nach Kiel, aber nur wenige Jahre später verlegte Raabe seinen Wohnsitz nach Braunschweig. Während Raabe sich nicht von seinem Heimatraum zu lösen vermochte und al-

len scherzhaften und ernststen Mahnungen zum Trotz unbeirrbar in Braunschweig einwurzelte, folgten Jensens dem ihnen gemäßen Gesetz der „Mobilität“, vor allem dem unrastigen Ehrgeiz des Mannes, der immer begieriger nach den Lorbeeren des Romanschriftstellers und Lyrikers griff, und suchten die Bereiche eines bewegten geistigen Lebens. So wandten sie sich 1876 wieder gen Süden und beschlossen die Übersiedlung nach Freiburg.

Mit sehr gemischten Gefühlen nimmt Raabe den „neuen Zeltabbruch“ zur Kenntnis und kleidet sie in die Klageöne des Hausgeistes, des „Lar“, dessen phantastischer Figur er einen sicheren Wohnplatz zugedacht hatte. „Hu, ist das ein Leben! Hab' ich es mir nicht so vorgestellt? Da holen sie mich schon wieder vom Brette! ... Muß unsereiner denn immer mit von der Partie sein?“

Mehr noch als persönliches Bedauern über die Trennung verraten die weiteren Bemerkungen den Zwiespalt zweier Lebensstile: „Könnt Ihr denn nicht noch ein einziges Jahr lang stillsitzen? — Müßt Ihr denn alle Braten Eures Daseins auf dem Sattel gar reiten? Es war doch so schön... aber für solche zarten Zusammenhänge geht Euch leider jeglicher Sinn ab.“

Der jähe Ortswechsel der Jensens von Kiel nach Freiburg hat für den schwer beweglichen Raabe nur Fragezeichen übriggelassen. Er denkt an diesem Februartag anno 76 an den Tag vor 10 Jahren, als „wir uns zum erstenmal zu Gesicht bekamen“. Die letzten Briefe, die Marie und Wilhelm Jensen mit Raabe wechseln in den Pfingsttagen, atmen die Nähe des Abschieds. Marie scheint recht zu behalten: „Nach Kiel bist Du bis jetzt



Wilhelm Jensen

nicht gekommen, und ich fürchte, nach Freiburg kommst Du erst recht nicht!“

Als Wilhelm Jensen dann seinerseits leicht und unbekümmert die Route Kiel—Freiburg ausmalt, schaltet sich der Freund sofort ein: „Lieber Wilhelm, hast Du es schriftlich, daß der Mensch gemacht wurde, um in Freiburg im Breisgau zu leben? Ich wünsche es von ganzem Herzen, nämlich daß Ihr es verbrieft vom Schicksal habt.“ Ganz leicht scheint dem Holsteiner der Abschied auch nicht geworden zu sein. Marie berichtet, daß ihr Wilm Husum und die Halligen aufgesucht habe, und sendet die letzten Reise Grüße aus Preetz, „einem hellen norddeutschen Städtchen“. Dem Freunde bleibt nur der Wunsch: „Hat Euch der Norden gewaschen, so wird Euch der Süden wohl wieder abtrocknen.“

3. Jensens in Freiburg

Seltsam, welche verschiedenartigen Töne nach dem Einzug der Jensens in Freiburg

aufklingen. Raabe: „Bei der Anzeige Eurer Geschäftsverlegung nach Freiburg in Baden wird einem spukhaft wehmütig zumute, und das ist Alles!“

Die Götter schützen Euch! Schreibt bald und fröhlich aus der Gartenstraße!“ Wilhelm Jensen besingt gleich die neue Umwelt. Zuerst lakonisch:

„Dich grüßt aus Sanct Peter.
Das Weitere später.“

W. J.

Dann fügt er dem Brief seiner Frau ein größeres Poem an:

„Ich schrieb Dir aus St. Peter.
Bekamst Du die Karte peutète?“

Und dann im gleichen Stil weiter. Etwa so:

„Bergüber, von uns gen Asien,
Schreib ich Dir aus St. Blasien.“

Oder:

„Und kommst Du, wohin sich's gut fährt,
das ist St. Trudpert.“

Das Gedicht gipfelt natürlich in dem Wunsch:

„O komm, komm bald und geh nicht wieder fort

Freiburg im Breisgau ist der schönste Ort!

Wir bleiben hier, bis unser Faden reißt;

Die Luft ist heilsam hier für Leib und Geist...“

Daß schließlich auch die vertrauten Örtlichkeiten der gemeinsamen Stuttgarter Tage beschworen werden, um dem Wunsch nach Wiedervereinigung Nachdruck zu geben, versteht sich auch für ihn von selbst.

In seltsamem Gegensatz zu diesen Äußerungen eines oberflächlich heiteren Lebensoptimismus steht der gleichzeitige Brief von Marie Jensen. „Lieber Raabe! Unser Zustand hat sich wieder einmal heillos verändert, und in meinem Kopf ist so vieles... verloren gegangen beim Umzug, daß ich wirklich in Angst darum bin, ob wir Dich denn noch als den Alten auf dem alten Fleck haben. Laß es mich bald schwarz auf weiß sehen! Ich bin eine Närrin, daß ich Heimweh nach Kiel habe, bin wohl völlig verrückt, daß mir das

schöne Freiburg mit seinen hellen Wassern und dem Münsterturm, unsere Wohnung... und der große Garten... mein Herz nicht mehr erfreuen. Vielleicht steckt mir der Umzug noch zu sehr in den Gliedern und eine unerklärliche peinigende Angst vor dem nächstem Umzuge.“ „Es geht mir dumpf im Kopf herum, daß wir nun im Tusculum und vor der letzten ‚Phase‘ sitzen — und ich kann nur nicht viel dabei denken.“

So paßt es zum Bilde dieses August 76, daß sie „trotz 33 Grad R. im Schatten hier noch nicht warm geworden ist“.

Der 8. September als beiderseitiger Geburtstag (Raabe 45, Marie J. 31 Jahre alt) hellt die Korrespondenz auf. Raabe gratuliert zu dem „neuen Tusculum an der Dreisam“, steht aber dem Schwur des Freundes, in Freiburg zu bleiben, „bis der Faden reißt“, gleichzeitig höchst skeptisch gegenüber. „Erhaltet Euch das Behagen an der neuen Heimat durch ein paar Jahre: wer weiß denn, ob wir uns dann doch nicht noch einmal in Stuttgart zusammenfinden...“ Die Gegenwart sieht freilich anders aus, und Marie wirft dem Freunde vor: „Du tust sehr unrecht, daß Du nicht kommst. Den Kieler Garten hast Du versinken lassen, und willst in dem neu aufsteigenden nicht einmal mit uns die tausend Freiburger Stimmen grüßen hören. Du bedenkst nicht, daß auf tauigem Flügel wieder wie gestern so heute die Zeit schwindet!“

4. Literarische Begleitmusik

Die Straße nach Freiburg wird gleichsam gesäumt von Bildern des beiderseitigen literarischen Schaffens.

In ihrem letzten Kieler Brief vor dem Aufbruch nach Freiburg macht Marie dem Braunschweiger Freund ein Geschenk von besonderem Wert. Der vielfach Enttäuschte durfte empfinden, daß die Freundin ein ganz persönliches Verhältnis zu seinem Werk zu gewinnen begann. „Ich wollte, Wilhelm schriebe so nachdenklich wie Du! Über jeden Satz habe ich mich gefreut.“

Den Durchbruch bewirkte ein kleines Buch, dem der von Raabe erhoffte Erfolg zunächst versagt blieb, der gerade erschienene „Horacker“. Was Marie diese Erzählung als „klassisches Buch“ empfinden ließ, war der Sieg einer schönen Menschlichkeit über Sensationsgier und Besitzangst der „Habenden“. Zwei zu Unrecht verfolgte und gehetzte Liebende „von ganz unten“ finden Schutz und Trost im ländlichen Pfarrhaus, dem Sammelpunkt für die wenigen verstehenden Herzen. Marie Jensen trifft instinktiv die richtige Stelle dieser Idylle: „An Tagen, in denen das Lachen bei uns sehr hoch im Preise stand, schlich ich mich in die Laube des Pfarrgartens, — die Gesellschaft dort verfehlete nie ihre Wirkung.“

An Wilhelm Jensens fast gleichzeitigem Brief ist ebenfalls die Literatur beteiligt. Es findet sich der Hinweis auf zwei zweibändige ei-

Marie Jensen



gene Romane, die in den ersten Freiburger Jahren erscheinen werden und auf ihre Weise die Brücke vom Norden zum Süden schlagen: „Flut und Ebbe“ und „Um den Kaiserstuhl“. Zum ersten Buch erhält Jensen ein Jahr später in Freiburg eine kritische Äußerung Raabes: „Das Ganze ist nicht wahr; aber der Tag, an welchem die Frau mit ihren beiden Kindern ins Wasser gehen will, ist ein Unicum in unserer ganzen erzählenden Literatur. Das einzeln und allein hingestellt mit einer kurzen, plausiblen Vorgeschichte und einem tragischen Schluß, hätte nie seinen Eindruck auf die Menschen verloren.“ Raabes Charakteristik wiederholt die Kritik, die er auch sonst an des Freundes unverbindlichem Spiel mit erfundenen Figuren übt, und versucht wieder einmal, ihn von der Prosadichtung auf ein ihm gemäßer scheinendes Feld, hier offenbar die Ballade, zu locken. Der Kritiker fühlt den dramatischen Kern des mit Gestalten und Begebnissen befrachteten Romans heraus und erkennt, daß die Anlage einen tragischen Schluß verlangt, wo der wohlwollende Jensen nur ein rührendes Happy-End vor sich sieht.

Lenkt hier das Geschehen den Blick zurück auf die Sylter Herkunft des Erzählers, so eröffnet der Kaiserstuhl-Roman die Reihe seiner Bemühungen, die Wahlheimat geistig zu erobern. Man mag es bedauern, daß Raabe seiner kühlen Zurückhaltung treu blieb und sich damit begnügte, gelegentlich ein paar Gestalten des Hintergrundes wohlwollend mit seiner Lorgnette abzutasten. Sonst wäre er wohl auf eine fast betäubende Fülle balladesker Szenen gestoßen, die sich hier, in die Ferne gerückt, zu einem Bilderwerk des späten Dreißigjährigen Krieges vereinen.

Schon die zerstörte Kastelburg, in der die Handlung einsetzt, muß in der Erinnerung des wandernden Landsknechts ihre einstige Unversehrtheit wiedergewinnen, um in seiner Person ganz aktiv zu werden. Dann enthüllt sich rasch ein großes Bild:

Drunten die Stadt Waldkirch mit ihrem konfessionellen Hader, darüber der Hexenberg Kandel; hinter dem Walde, schon wartend, die Feinde des Hexenwahns, die Kämpen der Aufklärung und Vernunft — die protestantische Partei auf der Hochburg und die Mönche im Kloster Tennenbach.

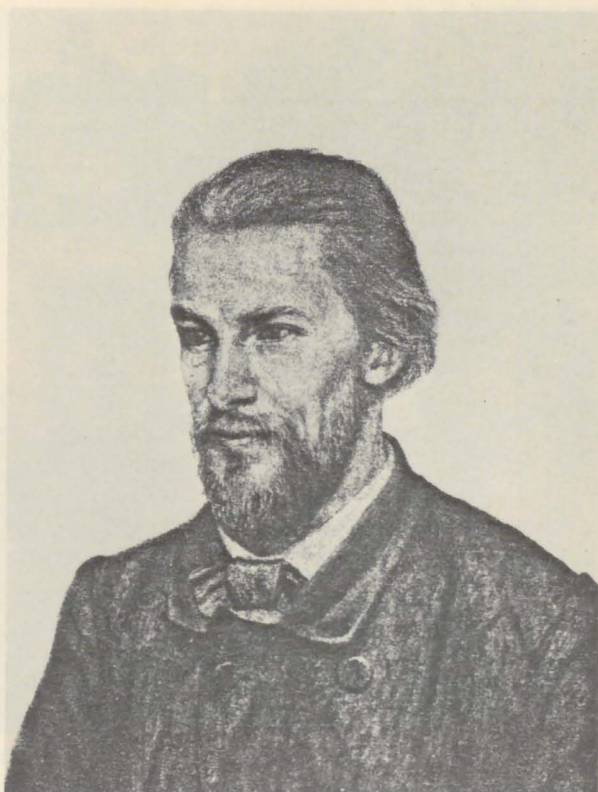
Doch der Schutzwall weicht bald dem Chaos: den Flammen, die Hochburg und Kloster in Ruinen verwandeln. Die Überlebenden schaffen die menschliche Verbindung zum zweiten Teil, dem Roman um den deutschen Herzog Bernhard von Weimar. Die Vogesen und die Festung Breisach werden zu Schauplätzen der großen Politik Frankreichs und zur Bühne einer deutschen Tragödie.

Auch hier wieder das verwirrende „Zuviel“, für dessen Bewältigung Raabe vielleicht die Form des Versepos empfohlen hätte. Jensens Weg führt über Romane und Novellen aus dem Schwarzwald von Raabes gewohntem Pfade ab. Eine zentrale Stellung nimmt das Schwarzwaldbuch ein, dessen Beiträge von Jensen selbst geschrieben wurden, während namhafte Landschaftsmaler Badens eindrucksvolle Bilder beisteuerten. Aber wie ein ganz persönliches Geschenk am Rande wirkt es, wenn Jensen und seine malende Frau die fernen Braunschweiger Freunde in den Zauber ihrer neuen Sommerfrischen einweihen, in den Wechsel von Licht und Nebel auf der Frohburg im Schweizer Jura oder das Schattenspiel im Walde um den Hochblauen. Gerade hier spürt man, wie sein körperliches Leiden (Asthma) Raabe am Kommen hindert: „Was hättet Ihr davon, wenn ich jetzt käme und Euch was vorhustete? Eure Talluft wäre jetzt mein Ende. Auf dem Hochblauen wäre mein Ort mit Euch gewesen.“

5. Raabe in Freiburg

Nicht nur Raabes Kränklichkeit verzögerte das Wiedersehen in Freiburg. Nicht lange nach ihrem Einzug wurde die ganze Familie

*Wilhelm Raabe.
Gemälde von Marie Jensen*



Jensen von schwerer Krankheit heimgesucht. Während Frau Marie mit dem Tode rang, wurde die übrige Familie vom Keuchhusten befallen, der dem in Freiburg geborenen zweiten Sohn das Leben kostete. Vermutlich war so „die Schattenseite der Wohnung enthüllt“. Im Jahre 1877 siedelten die Jensens ins Haus Luisenstraße 11 über.

Der Hausherr beeilte sich, die Reize des neuen Heims in hellen Farben dem Freund vorzuführen: „Unmittelbar vor unsern Fenstern und weinlaubüberflattertem Balkon fließt und rauscht die Dreisam, und drüber hin, gegen Ost, Süd und West, greifen die Augen hart in die dunkeltannige Schwarzwaldrunde mit Bergköpfen, Tälern und Hügelwellen bis an den Rhein und die blaue Vogesenkette hinein, so nahe, daß der Nadel-

duft uns bis in die Fenster zieht, so fern doch, daß der Blick in Weite und Himmelslicht schwelgen kann.“ Als Wilhelm Raabe dem Lockruf nach einigen Jahren wirklich folgt, kann er seiner Frau den Eindruck auf seine wortkarge Art bestätigen: „Überall Schwarzwald Aus- und Einsichten und die Vogesen. Von meinem Fenster sehe ich gerade in die Gegend von Belfort hinein, und man soll die schwere französische Festungsartillerie bei günstigem Winde bis hierher hören können.“ So steht in einem der Briefe, die Raabe in den drei Wochen seines Freiburger Aufenthalts vom 7. bis 28. September 1880 geschrieben hat.

Seltsam und doch für seine „datensüchtige“ Art überaus bezeichnend ist die Ankündigung, die er seinem Besuch um anderthalb



In dem Hause der Fam. Wilhelm Jensen in der Luisenstr. 11 in Freiburg war Wilhelm Raabe zu Gast

Jahre vorausschickt: „Im Jahre 1870 war ich bei Euch in Flensburg, und als enragierter Jahr- und Tagebüchler habe ich mir wenigstens fest vorgenommen, im Jahre 1880 bei Euch in Freiburg zu sein.“

War 1866 als das Geburtsjahr der Freundschaft Raabe—Jensen nach zehn Jahren unvergessen, so war es recht und billig, daß sich die Freude des ersten Wiedersehens anno 70 nach zehn Jahren in Freiburg wiederholt. Einen Tag nach seiner Ankunft kann Raabe mit seinem 49. Geburtstag den Auftakt einer Altersfreundschaft mit Jensens feiern, die bis zum Lebensende noch 30 Jahre währen sollte.

Gerührt und überrascht berichtet Raabe über den herzlichen Empfang, den ihm Wilhelm Jensen am Bahnhof, die ganze Familie in der

Luisenstraße 11 bereitet. Die Eltern scheinen ihm unverändert, die Kinder, mit denen er sich rasch anfreundet, sind „lang, still, gesund und nett“. Das Haus mit seinen vierzehn Zimmern ist höchst komfortabel eingerichtet und verrät dem einsamen Gast nach dem Wort seines Biographen, „was ein Schriftsteller, der den Geschmack des Publikums zu treffen weiß, im Deutschland der Gründerzeit an Behagen und Geselligkeit um sich sammeln kann“.

Nach wenigen Tagen kann der Dichter seiner Frau, zuweilen fast im Telegrammstil, berichten oder aufzählen, was er gesehen hat: „Es ist hier voller Sommer... Bis jetzt haben wir nur die Stadt und die nächste Umgebung abgestreift.

Daß die Gegend sehr schön ist, hast Du ja schon lange gewußt.“ „Heute morgen waren

wir zuerst auf dem Wochenmarkt auf dem Münsterplatz, dann im mittelalterlichen Kaufhause, dann in der rheinischen Kunstausstellung und zuletzt zu einem Frühschoppen im „Kopf“... Gestern morgen auf dem Lorettoberge, dann nach Günterstal zum Wirtshaus zum Kybfelsen; am Nachmittage nach einem Dorfe namens Littenweiler. Vorgestern auf dem Schloß- und Hirzenberg; — überall Schwarzwald...“

Der Brief vom 17.9. meldet schlechtes Wetter. Raabe steigt hinauf zu Marias Malerwerkstatt, deren Fenster nordwärts den Blick freigibt auf die „steingewordene Musik“ des Münsterturms, und läßt sich von der Künstlerin in Öl malen. „Das Bild scheint wohl zu gelingen und wird Dir sicher Spaß machen!“ Marie stellt auch die Verbindung zwischen Raabe und ihrem künstlerischen Berater, dem Landschaftsmaler Emil Lugo, her, dem besten Freunde, den Freiburg den Jensens gebracht hat. Ihn erwähnt auch Raabe als ersten der „angenehmen Leute“, die ihm die Luisenstraße zuführt, und wenn er von ihm erzählt, daß er „mir heute ein sehr hübsches Aquarell zur Erinnerung geschenkt hat“, so ist das nur die Ankündigung einer neuen Freundschaft, die über Freiburg hinaus die Männer verbinden sollte. In den gleichen Rahmen gehört ein gemeinsamer Besuch der Jensens und Raabes in Basel, wo vor allem die Gemälde Holbeins bewundert werden.

Wilhelm Jensen seinerseits dürfte den Gast mit seinem Gesprächspartner und Wandergefährten Gisbert von Vincke, einem Lustspiel-dichter, zusammengeführt haben, von Raabe als „literarischer College und angenehmer alter Herr“ vorgestellt.

Zum Bilde des geistigen Freiburg, das Jensen mit Lugo und Vincke vor dem Braunschweiger aufbaut, gehört, neben den Universitätsprofessoren Windelband und Maass, auch, für Raabe irgendwie fesselnd, Wilhelmine von Hillern, die Gattin des Landgerichtspräsidenten. Ursprünglich Schauspieler, ging sie nach ihrer Heirat zur Schriftstellerei über,

blieb aber bewußt die Tochter der Bühnendichterin Charlotte Birch-Pfeiffer, die auch Raabe ein Begriff war, und als ihr Roman „Die Geier-Wally“ zu einem sensationellen Riesenerfolg von 1875 wurde, versuchte auch sie später nach dem Vorbild der Mutter die Dramatisierung. Das eigentliche Anliegen der Hillern in ihrem „Bestseller“ war, das uralte Sagenmotiv von Brunhild und Siegfried in einer sentimentalisierten bauerlichen Umwelt zu neuem Leben zu erwecken. Raabe hat die „literarische Collega“, die „curiose Persönlichkeit“ nicht so rasch vergessen, und Jensen weiß von heißen Rededuellen zwischen ihm und der hitzigen Dame zu berichten. Das tut der Geselligkeit keinen Abbruch; jedenfalls meldet Raabe: „Ihr habe ich heute Morgen mit Jensen einen Besuch gemacht.“

Das schöne Spätsommerwetter veranlaßt bis zuletzt die Freunde zu Ausflügen, die nicht nur die Lieblingsplätze der Familie, sondern auch die Schauplätze der Jensen-Romane berührt zu haben scheinen, — Hochblauen, die Ruinen von Breisach und die Burgruinen des Schwarzwaldes. An den Abenden findet sich die Familie auf dem gartenseitigen Balkon zusammen. Die poetischen Ergüsse Jensens geben davon Zeugnis:

„Wenn nach ermattendem Tage zuletzt aus
azurnem Köcher

Nun seiner Strahlen Geschoß Phöbus Apollo
versandt,

Dann zwischen rankendem Laub des Bal-
kons um den kühlenden Nachtrunk
Sammelt zu traulichem Kreis seine Bewohner
das Haus.

Träumender Schleier umhüllt in der Weite
die Gipfel des Wasgaus,

Nächtig zum Himmel empor schattet das
Heimatgebirg.

Sternlicht flimmert herab, und es murmelt
verschlafen die Dreisam.

Dunkler verschwimmen die Berge gemach,
und es mahnet die Turmuhr.“

6. Dramatischer Epilog

Die Trennung von dem alten Freunde fällt Marie Jensen wieder besonders schwer. Allen persönlichen Beziehungen zum Trotz kommt sie sich in Freiburg wieder verlassen vor. Eine Woche nach Raabes Ankunft in Braunschweig schreibt sie: „Und alles ist leider wie zuvor! Die Uhren gehn, die Glocken schlagen, einförmig wechseln Tag und Nacht; ich aber kann es nicht ertragen, daß dort, wo sonst Dein Stuhl gestanden, schon wieder andre ihre Plätze fanden.“ Raabe aber hat noch nach Monaten nicht vergessen: „Grüßt Alle! Vorerst alle Eure Kinder, dann den Einsiedler Lugo, die Familie Vincke, die große Frau Collega und jeden, der sich sonst noch aus dem schönen Herbst 1880 meiner erinnert!“

Marie andererseits vergißt nicht, Raabes zu Weihnachten das Gemälde zu senden, zu dem der Gast „gesehen“ hatte. Aus dem Dankesbrief der Frau Bertha: „Wir haben ihn wirklich! gut gelungen in Öl gemalt, wie wir ihn gewiß nie gesehen haben würden, wenn nicht Deine kunstfertige Hand uns diese Freude bereitet hätte.“ Die Männer aber gehen unterdessen die ihnen vorgezeichneten Wege weiter, Wilhelm Raabe immer einsamer und eigenwilliger, zu Zugeständnissen an Verleger und Leser immer weniger bereit und so immer häufiger zurückgestoßen; Wilhelm Jensen ein Publikumsliebhaber, der nach ein paar Jahren vor dem höchsten Triumph zu stehen scheint. Freiburg wollte den Neubürger gar dadurch ehren, daß man seine historische Tragödie „Ein Kampf fürs Reich“ auf der Städtischen Bühne zur Aufführung brachte. Aber in die Vorbereitungen platzte die fortschrittliche Berliner „Gegenwart“ störend hinein. Diese „Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben“ brachte im Verlauf des zweiten Halbjahres unter dem harmlosen Titel „Ein süddeutsches Städtebild“ einen aus der Feder eines ungenannten „Peregrinus“ stammenden kulturkämpferischen Artikel,

der nach dem objektiven Urteil der Marie Jensen „stark über die Grenzen des Maß- und Geschmackvollen hinausging“. Ausgangspunkt: ein Gemälde von Lugo, „Die Stadt Freiburg im Mittelalter“. Tendenz: Das äußere Gesicht hat viele mittelalterliche Züge eingebüßt, innerlich aber ist es finster schwarz geblieben, ganz und gar ultramontan, der dunkelste Fleck auf der Reichs-Landkarte. Der Verfasser leistete Jensen keinen guten Dienst mit der abschließenden Anklage, daß das Drama nach erfolgter Annahme von den schwarzen Mitgliedern der Theater-Kommission zu Fall gebracht wurde.

Der „Kampf fürs Reich“ bringt auf elsäsischem Boden, den Jensens norddeutscher Freund vor kurzem erstmals betreten hatte, die letzte Spannung zwischen den Erben des großen Hohenstaufen und dem Königtum Rudolfs von Habsburg zum Austrag. Anstoß erregt die politisch wie menschlich gleich anrühige Rolle, die dabei dem Erzbischof von Köln als zeitweiliger Schlüsselfigur zugewiesen wird.

In Mariens Weihnachtsbrief kann Raabe lesen: „Wilhelm hat sich wieder einmal etwas Schönes eingebrockt.“ Auf den Artikel der „Gegenwart“ „rotteten sich Tausende von Menschen, zum Teil Betrunkene, vor unserem Hause zusammen, warfen die Fenster ein und brüllten greulich“. Einsatz bewaffneter Gendarmerie. „Für ein solches Leben in der Öffentlichkeit eigne ich mich so schlecht.“ Raabe antwortet: „Recht saubere Weihnachtsmusikanten habt Ihr Euch diesmal vors Haus geholt, und mein Trost ist nur, daß Ihr auch von Stuttgart usw. nicht gerade in voller Harmonie mit der Gesamtbevölkerung geschieden seid.“ Er gibt der Hoffnung Ausdruck, daß „schon jetzt das bessere Element in der Bevölkerung Freiburgs die Oberhand über den Pöbel gewonnen habe“.

Bezeichnender ist der versöhnliche Geburtstagsbrief an Wilhelm Jensen vom 13.2.84.

„Da keine weiteren Nachrichten zu uns gelangt sind, hoffe ich, daß, wenn nicht der volle Friede, so doch ein anständiges Konkordat zwischen Dir und der Pfaffheit, zwischen Euch und der lieben Stadt Freiburg abgeschlossen ist.“ Jetzt der Vorstoß: „Sieh mal, ich, Dein alter, gutmütiger Freund, würde als Stadtrat oder Erzbischof von Freiburg mich auch nicht gern von der Bühne herunter an meiner, mir höchst wertvollen und kulturhistorisch ungemein schätzbaren Nase haben nehmen lassen.“

Gerade Wilhelm Raabe leidet schwer darunter, daß die mühsam gewonnene Reichseinheit so rasch durch den konfessionellen Partikularismus in Frage gestellt wird. Aber während Jensen gleich auf die Barrikade springt, wahrt Raabe den Abstand, der ihm klaren Blick und gerechtes Urteil ermöglicht. Seine dichterische Antwort auf den Ausbruch des Kulturkampfes war die Novelle „Höxter und Corvey“ gewesen, die es ihm erlaubte, wenn auch im Gleichnis der Geschichte, eine unverhüllte Anklage gegen den konfessionellen Hader zu erheben, der immer wieder die deutsche Widerstandskraft gegen innere und äußere Feinde lähmte. Zu solchem Abstand gelangt Jensen in seinem „Kampf fürs Reich“ nicht, und Raabe beschränkt sich auf den Rat, nun doch ein Lustspiel „Die Katzenmusik“ zu dichten, in Anlehnung an das Stichwort in der „Freiburger Zeitung“ vom 29. November 1883.

7. Ausklang

Der Wirbel, den der „Kampf fürs Reich“ hervorgerufen hatte, legte sich bald, und das „Idyll an der Dreisam“ bleibt in den folgenden Jahren ungestört. Doch werden in den Briefen an den Braunschweiger Freund gelegentlich Töne laut, die wie Abschied klingen. Marie Jensen September 87: „Vorgestern abend sind wir vom Schwarzwald herunter gekommen. Der stille Winkel Erlenbruck und Titisee sind nun durch die Höllental-

bahn so mit Menschen überschwemmt und so gänzlich verhunzt, daß jedem Naturfreunde schaudern muß. Wir gehen nun nicht mehr dahin... In Freiburg wogt es fürchterlich, und unter Tausenden findet man kaum je ein Gesicht...“

Den Titel „Unruhige Gäste“, den ein neuer Raabe-Roman um die Mitte der gleichen 80er Jahre trägt, wenden die Jensens rasch auf sich an, und der Braunschweiger kannte längst den Nomadencharakter dieser Weltmenschen zu gut, als daß er der Lockung des Freundes, ebenfalls nach Freiburg überzusiedeln, nachgegeben hätte. Noch als die Freunde zehn Jahre nach seinem Besuch tatsächlich den Entschluß zu einem letzten Ortswechsel fassen, darf er sie daran erinnern, wie fest sie an die unerschütterliche Bodenständigkeit der ehrwürdigen Möbel in der Luisenstraße geglaubt hatten.

Doch diesmal fehlt die „Mobilität“ der Herreise. Sie hatten sich ganz in die Stadt an der Dreisam und den Schwarzwald eingelebt; andererseits hemmt der ständig anwachsende gesellige Verkehr die Ruhe und Selbstbesinnung geistigen Schaffens. So gibt es wieder einen „Zeltabbruch“. Jensens und ihr unzertrennlicher Freund Lugo siedeln nach München und Prien am Chiemsee über, während man in Freiburg das Andenken an Wilhelm Raabes Freunde und ihr zwölfjähriges lebendiges Wirken mit der „Jensenstraße“ wachzuhalten sucht.

Vorher noch, am Himmelfahrtstage 1886, hatte es für die Freunde aus Freiburg und Braunschweig ein Wiedersehen im norddeutschen Heimatraum in Celle gegeben, dem Marie Jensen und Wilhelm Raabe ein gemeinsames Denkmal setzten.

Literatur und Bilder

In alls geduldig. Briefe Wilhelm Raabes. Briefwechsel Raabe / Jensen. Raabe, Sämtl. Werke, Braunschweig. Ergänzungsband 3.

W. Fehse, Raabe und Jensen.
E. Hoppe, W. Raabe und Marie Jensen. Jahrbuch
d. Raabe-Gesellschaft 1966.

H. Oppermann, Wilhelm Raabe. In Selbstzeugnis-
sen und Bilddokumenten. Monographien. rororo.
H. Pongs, Raabe.

Wenn über stiller Heide

*Wenn über stiller Heide
Des Mondes Sichel schwebt,
Mag lösen sich vom Leide
Herz, das im Leiden bebt.*

*Das Ewige ist stille,
Laut die Vergänglichkeit;
Schweigend geht Gottes Wille
Über den Erdenstreit.*

*In deinen Schmerzen schweige,
Tritt in die stille Nacht;
Das Haupt in Demut neige,
Bald ist der Kampf vollbracht.*

*Schweige in deinem Schmerze,
Geh vor aus deinem Haus
Und trag dein armes Herze
An Gottes Herz hinaus.*

*Wenn hinter dir versunken,
Was Ohr und Auge bannt,
Dann hält die Seele trunken
Das Firmament umspannt.*

*Wie aus dem Nebelkleide
Der Mond sich glänzend ringt,
So aus dem Erdenleide
Aufwärts das Herz sich schwingt.*

Wilhelm Raabe

Auf den Spuren Iwan Turgenjews in Baden-Baden

Klaus Fischer, Baden-Baden

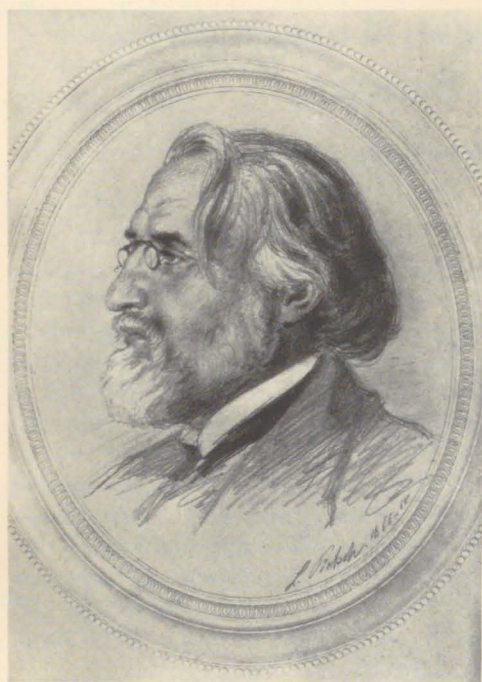
In Baden-Baden erinnert heute nicht mehr viel an Iwan S. Turgenjew. Die Stadt, die in den Jahren ihres Glanzes — von 1840 bis 1870 — von so vielen prominenten Gästen besucht wurde, hat ein schlechtes Gedächtnis. Nur wenige Baden-Badener legen sich darüber Rechenschaft ab, daß nur ein einziges Werk der Weltliteratur — Turgenjews „Dunst“ — sie zum Schauplatz hat — was ein Gefühl der Dankbarkeit wachrufen sollte.

Der erste Aufenthalt Turgenjews in Baden-Baden dauerte nur drei Tage — vom 31. Juli bis zum 2. August 1857. Der in Westeuropa noch wenig bekannte Verfasser der „Aufzeichnungen eines Jägers“ und des Romans „Dimitri Rudin“ stieg im „Holländischen Hof“ ab (in dem Nikolai W. Gogol 1843 und 1844 gewohnt hatte) und traf sich hier mit dem gleichfalls noch am Beginn seiner Schriftstellerkarriere stehenden Grafen Leo N. Tolstoj. Fünf Jahre später, 1862, erwählte sich der jetzt in Paris und Berlin schon weit mehr geschätzte Autor das Schwarzwaldbad erneut zum Ferienaufenthalt. Er kam mitten in der Hochsaison und mußte zunächst mit einer bescheidenen Bleibe im Obergeschoß einer Wirtschaft, dem Gasthaus „Zur Krone“, vorlieb nehmen, bis er im Haus Amalienstraße 337* eine etwas bequemere Unterkunft fand. Die zweite Unterkunft war freilich für einen russischen Grundbesitzer, dessen Eltern in Spasskoje im Gouvernement Orel ein Schloß mit über vierzig Zimmern bewohnt hatten, immer noch sehr bescheiden. Die später in Stefaniestraße umgetaufte Amalienstraße, um die Jahrhundertwende „Tausendseelengasse“ genannt, war in ihrem östlichen Abschnitt eine von Wie-

senhängen und einigen Obstgärten gesäumte Vorstadtstraße, in der arme Handwerker hausten und ihrer oft mit viel Lärm verbundenen Tätigkeit nachgingen. Turgenjews Quartier hatte jedoch den Vorzug, daß es von den beiden Treffpunkten der Baden-Badener Sommergäste, dem Kurhaus und der Lichtentaler Allee, nur einige hundert Schritte entfernt war. Die „Sommerhauptstadt Europas“, wie Edouard Benazet Baden-Baden in einer Werbeschrift nennen ließ, hatte damals 8000 Einwohner und wurde pro „Saison“ von etwa 50000 Fremden besucht.

Ab September 1862 leistete seine uneheliche Tochter Pelageja, die „Pauline“ gerufen und französisch erzogen wurde, sowie deren Gouvernante Turgenjew Gesellschaft. Gleichfalls in Baden-Baden weilten, schon seit Anfang Juni, die Viardots — der Kunstschriftsteller und -händler Louis Viardot und seine einundzwanzig Jahre jüngere Frau Pauline, geborene Garcia, eine der bedeutendsten Sängerinnen der Zeit. Turgenjew war seit 1843 mit Pauline Viardot liiert, unterhielt aber auch mit ihrem Mann freundschaftliche Beziehungen. Die Viardots kannten den Erholungsort im Schwarzwald von mehreren Besuchen her und hatten den Entschluß gefaßt, sich hier, unweit der französischen Grenze, aber außerhalb des Machtbereichs Napoleons III., niederzulassen. Sie erwarben zu diesem Zweck im August 1863 im „Salzgraben“, dem noch wenig besiedelten

* bis Mitte 1866 waren alle Häuser der Stadt einfach durchnummeriert



Iwan Turgenjew. Zeichnung v. L. Pietsch 1866.
Stadtgeschichtliche Sammlungen Baden-Baden

Tiergartenviertel, ein umfangreiches Grundstück mit einem zweistöckigen hölzernen Schweizerhaus, das sich ein Engländer 1857 hier hatte erbauen lassen. Das Chalet (Foto 1), das nun zehn Personen als Wohnsitz diente — den Viardots, ihren vier Kindern und vier deutschen Hausangestellten — hatte möbliert mit Stallungen, Garten und Hühnerhof 108 000 F gekostet und wurde fortan „Villa Viardot“ genannt. Auf ihrem Garten-
 gelände, das beinahe bis zur Lichtentaler Allee reichte, erbauten die Viardots eine Orgelhalle, auch Ton- oder Kunsthalle genannt. In dieser Orgelhalle gab Pauline Viardot an Sonntagnachmittagen ein Hauskonzert für ihre Schülerinnen und Freunde. In dem schmalen Fachwerkbau in Basilikaform drängten sich die oberen Fünfzig der Baden-Badener Sommergäste — Majestäten, Diplomaten, Kunstliebhaber, Schriftsteller.

Pauline Viardot sang Arien und Lieder aus ihrem Repertoire, auch eigene Kompositionen. Turgenjew machte sich ein Vergnügen daraus, die Orgelbälge zu bedienen. Zwischen den Fenstern hingen die wertvollen Bilder, die Louis Viardot aus Paris mitgebracht hatte. Hinter dem Gebäude ließ der Hausherr später für Liebhaberaufführungen ein kleines Theater aus Holz konstruieren. Es wurde Ende 1868 fertig und kostete 35 000 F.

Turgenjews Baden-Badener Villegiatur war seit Mitte Mai 1863 das äußerlich unansehnliche, aber gemütliche zweistöckige Haus des Ofensetzers Georg Anstett in der Schillerstraße 277 (später: Schillerstraße 7/17). Das neue Ferienquartier war das nüchterne Domizil eines Baden-Badener Kleinbürgers. Turgenjew bezog mit seinem Bediensteten die Zimmer im Erdgeschoß, während sich Georg Anstett und seine Frau Minna ins Obergeschoß zurückzogen. An das Haus (Foto 2) grenzte ein kleiner Garten, in dem ein hübsches Holzhaus stand (Foto 3), das Turgenjew wohl zum Sinnieren und Träumen benutzte — zwei Beschäftigungen, denen er sich gern ergab. Eines der Zimmer im Haus Anstett war als Arbeitskabinett eingerichtet: hier schrieb er an seinem Baden-Badener Roman „Dunst“.

Die Kurstadt, in der noch wenig von Kur die Rede war, war im Jahr 1863 ein Ort der Kontraste. Im Haus Anstett gab es keinen Luxus, aber wenn ihn die Lust dazu überkam, konnte Turgenjew im nur wenige Schritte entfernten Hotel „Stéphanie-les Bains“, in dem Napoleon III. 1860 die deutschen Fürsten empfangen hatte, an der Table d'hôte so exzellent speisen wie in den besten Pariser Lokalen. Zu den Viardots war der Weg nicht weit — ein Spaziergang von fünf oder sieben Minuten. Tagsüber tollten die Viardot-Kinder (Turgenjew verliebte sich immer mehr in die charmesprühende elfjährige Claudie) im großen Garten herum und scheuchten Hühner und Tauben, abends

nach dem Essen trug Pauline einige Lieder vor. Die Harmonie der Ehe zu dritt störte kein Mißton. Louis Viardot hatte russisch gelernt und bemühte sich, Turgenjews Bücher in Frankreich zu popularisieren.

Auch der Dichter von „Väter und Söhne“ wollte nicht ewig in einem Privatquartier hausen. Im Juni 1864 erwarb er am Tiergartenweg unmittelbar neben dem Anwesen der Viardots ein großes Grundstück. Persönlich anspruchslos, war Turgenjew doch nicht unempfänglich für den mondänen Glanz, der Pauline Viardot umgab, und für die Grandezza ihres Lebensstils. Er beauftragte darum einen Pariser Architekten, der sich in Baden-Baden auskannte, ihm ein Haus zu bauen. Monsieur Olive errichtete ihm eine schloßähnliche Villa im Louis Treize-Stil mit einem kleinen, eleganten Empfangssalon im

Erdgeschoß als Mittelpunkt. Zur „Villa Turgenjew“, deren Fundamente schon im Oktober 1864 standen, gehörten ein Park, Stallung und Remise, Brunnen, Fischteich und Eiskeller. 1865 stockten die Bauarbeiten an dem repräsentativen Wohnsitz, den Turgenjew zufrieden „mein verwünschtes Schloß“ nannte. Der Romancier war in Geldschwierigkeiten geraten. Er lebte nicht von seinen Bucheinnahmen (übersetzte Werke waren im Jahr 1865 noch vogelfrei, und die russischen Honorare hielten sich in Grenzen), sondern von den Ernteerträgen des Gutes Spasskoje — und die kamen nicht ihm allein zugute. Um es etwas deutlicher zu sagen: der in finanziellen Dingen wenig bewanderte Dichter hatte mit seinem Schloßbau Louis Viardot und seiner „theuersten, besten Freundin“ imponieren wollen, sich aber weit

Das von Turgenjew von 1863—1868 bewohnte Haus in der Schillerstraße in Baden-Baden





Das Holzhaus im Garten der Schillerstraße, das Turgenjew wohl zum Sinnieren und Träumen benutzte

übernommen und saß nun in der Klemme. Er mußte bei deutschen Geldgebern Kredite aufnehmen und konnte diese nur zurückzahlen, indem er die Villa Turgenjew seinen Freunden überschrieb. Als er im April 1868 endlich in sein „château enchanté“ einzog, gehörte es schon seit drei Monaten Louis Viardot, der es ihm für 108 000 F (gleich 50 000 Gulden) abgekauft hatte — nach einer Geschäftsverhandlung von einer knappen Viertelstunde. Unglücklich war Turgenjew über den Gang der Dinge wohl nicht — er wußte wohl schon seit den Depressionen, die ihn in den 50er Jahren so häufig heimgesucht hatten, daß es sein Jungesellen-Schicksal war, sich an fremden Kaminen zu wärmen.

Wie Turgenjew nicht aus eigenem Impuls in den deutschen Südwesten gekommen war,

sondern auf Anregung der Viardots, so verließ er auch die badische Wahlheimat nach sieben Jahren nicht aus eigenem Antrieb. Louis Viardot hatte den Talmiglanz des Second Empire verabscheut, aber er war ein patriotisch gesinnter französischer Großbürger geblieben. Der Krieg 1870/71, der Baden-Badens Belle Epoque beendete, zwang ihm den unleidigen Status eines gerade noch geduldeten feindlichen Ausländers auf. Als sich der Sieg Bismarcks über Napoleon III. abzeichnete, verließen die Viardots ihr behagliches Cottage im Tiergartenviertel und übersiedelten nach London; dort warteten sie das Kriegsende ab. Turgenjew folgte ihnen auf Umwegen; Reise-Unrast hatte ihn überkommen. Von Paris aus, wo er in der rue de Douai stets eine komfortable Stadtwohnung beibehalten hatte, gab Monsieur Viardot

nach der Niederschlagung des Kommune-Aufstands einem deutschen Bekannten die Weisung, alle Liegenschaften in Baden-Baden zu verkaufen. Herr Hermann Achenbach aus Moskau erwarb den großen Grundbesitz samt Villa Turgenjew für 125 000 F. Viardot verlor eine beträchtliche Summe, aber das focht ihn nicht an — er wollte einen Schlußstrich ziehen.

Bei seinen späteren Besuchen in Baden-Baden logierte Iwan Turgenjew im Hotel (er war jetzt berühmt, wohlhabend und wählte die besten am Platze) oder bei seinem Freund P.W. Annenkoff. Das Schweizerhaus der Viardots am Tiergartenweg wurde wohl noch in den Gründerjahren abgerissen; man kann sich von ihm heute nur noch aufgrund der Zeichnung, die der Berliner Feuilletonredakteur Ludwig Pietsch von ihm anfertigte, eine Vorstellung machen. Das von Turgenjew von 1863 bis 1868 bewohnte zweistöckige Haus in der Schillerstraße konnten Baden-Badener Spaziergänger mitsamt der Tafel aus schwarzem schwedischem Granit, die an Turgenjews Aufenthalt erinnerte, noch vor zehn Jahren besichtigen. 1969 kaufte der Oetker-Konzern (Bielefeld) das Haus für 300 000 DM. Der Konzern, dem das vis-à-vis gelegene „Brenner's Park-Hotel“ schon seit 1941 gehörte, begründete den Kauf mit der Angabe, man wolle verhindern, daß sich vor dem Hotel „eine Würstchenbude oder etwas Ähnliches“ auf tue. Ungerührt von den Protesten der Öffentlichkeit,

ließ die Konzernleitung das Haus von Georg und Minna Anstett, das nicht unter Denkmalschutz stand, im Jahr 1972 niederwalzen. Man beabsichtige — diese beruhigende Versicherung kam damals aus Bielefeld — an der gleichen Stelle ein dem Park-Hotel angegliedertes Restaurant oder Café „im russischen Stil“ in Verbindung mit einer Turgenjew-Gedenkstätte zu errichten. Dies ist bis heute nicht geschehen. Wo einst das Haus Anstett stand, erstreckt sich heute eine schmale, funktionslose Grasnarbe. Das Holzhäuschen im Garten blieb erhalten und wächst langsam zu. Sein einziger Bewohner ist seit sieben Jahren ein wild bellender deutscher Schäferhund.

Die letzte Spur Turgenjews, in Baden-Baden ist somit die seit 1868 äußerlich nur geringfügig veränderte Villa Turgenjew Fremersbergstraße 47. Viele Besucher läuten an der Tür des Louis Treize-Schlösschens, in dem Turgenjew doch selbst nur ein Gast gewesen war. Sowjetische Diplomaten inspizieren — zum nicht geringen Ärger seines heutigen Besitzers, eines Großkaufmanns — das Anwesen mit einer Amtsmiene, die auszudrücken scheint, daß sie sich an einer von ihrem Land unterhaltenen nationalen Gedenkstätte befinden. Tatsächlich hat die Sowjetunion Iwan S. Turgenjew zwar mit einer dreißigbändigen Ausgabe seiner Werke und Briefe geehrt, aber zum Unterhalt der von ihm bewohnten Häuser in Deutschland und Frankreich nichts beigetragen.

Seliges Wandern

*Ich wand're in den Morgen
Wie einst in froher Zeit.
Bin glücklich und geborgen
In Waldeseinsamkeit.
Laß hinter mir das Toben
Und Lärmen dieser Welt,
Und richt den Blick nach oben
Zum blauen Himmelszelt.*

*Um mich nur grüne Stille
Und eines Vogels Schrei.
Die Luft voll würz'ger Fülle,
Da wird die Brust mir frei.
Da fallen alle Schranken,
Die sonst mich eingeengt,
Und jubelnd muß ich danken,
Dem, der mir das geschenkt.*

Johanna Benzing

Adelsheimer Miniaturen

Gerhard Schneider, Hannover/Adelsheim

Vom 1. bis 9. Juli 1979 beging die Stadt Adelsheim im badischen Frankenland ihre 1200-Jahrfeier. Aus diesem Anlaß entstand der nachfolgende Beitrag. Er beschäftigt sich mit einigen Kapiteln der Adelsheimer Geschichte, die sowohl in der ersten als auch in der zweiten Auflage des Adelsheimer Heimatbuches (1939 bzw. 1969) zu knapp oder garnicht angesprochen wurden.

1. Grundherren

Die Entwicklung Adelsheims vom mittelalterlichen Dorf zum neuzeitlichen Städtchen wurde maßgeblich geprägt von den hier herrschenden grundherrlichen Verhältnissen. Die Freiherren von Adelsheim als örtliche Grundherren besaßen nahezu die gesamte Adelsheimer Gemarkung — Ackerland, Wald, Weiden, Wiesen, Gewässer, Straßen —, deren Bewirtschaftung sie durch zins-, dienst- und fronpflichtige Bauern vornehmen ließen. Auch die hohe Gerichtsbarkeit übten sie aus, nachdem Kaiser Karl V. ihnen im Jahr 1544 diese noch einmal ausdrücklich bestätigt hatte¹). Freies Eigentum an Grund und Boden konnten die Adelsheimer Bauern erst seit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in größerem Ausmaße erwerben. Aus dieser agrarischen Struktur Adelsheims ergab es sich geradezu zwangsläufig, daß die Freiherrn von Adelsheim im wesentlichen damit beschäftigt waren, ihre Güter in Schuß zu halten und zu verwalten. So waren sie über Jahrhunderte hinweg — modern gesprochen — Großgrundbesitzer, die von den Einkünften ihrer Güter den Lebensunterhalt ihrer oft vielköpfigen und verzweigten Familie bestritten.

In der Neuzeit, also etwa ab dem 16. Jahrhundert, übernehmen sie im Zuge der sich entwickelnden staatlichen Administration auch regionale Verwaltungsaufgaben als kurmainzische, kurpfälzische, württembergische oder würzburgische Amtmänner²). Andere

Mitglieder der Familie haben Offiziersstellen in verschiedenen deutschen Heeren inne³). In zunehmendem Maße widmen sie sich auch den höheren Studien an den Universitäten des In- und Auslandes⁴), wobei die immer komplizierter werdenden lehn- und familienrechtlichen Verhältnisse, Erbauseinandersetzungen und ähnliche Zwisstigkeiten zwischen den verschiedenen von Adelsheim'schen Familienzweigen Vertrautheit mit juristischen Problemen und deren Lösung nahelegten.

Ein schönes Beispiel für diese Entwicklung ist aus dem 16./17. Jahrhundert überliefert. Georg Siegmund von Adelsheim (1532—1600) verschafft sich durch sein Studium an der Universität Heidelberg (1549) die nötige Qualifikation für das Amt eines Fürstlich Würzburgischen Amtmanns⁵). Seinen Söhnen hat er damit ein Beispiel dafür gegeben, daß höhere Bildung zukünftige Berufsaussichten günstig beeinflussen kann. Sein Sohn Georg Dietrich (1577—1606) scheint am Studieren viel Spaß gefunden zu haben, hat er doch offensichtlich sein ganzes Leben damit zugebracht. Einem „ordentlichen“ Beruf ist er wohl nicht oder nicht sehr lange nachgegangen, was nicht allzu stark ins Gewicht gefallen sein dürfte, denn der Vater Georg Siegmund hatte mit vier Frauen annähernd zwanzig Kinder. Zwar starben von diesen einige schon in frühester Jugend, aber immerhin überlebten so viele Kinder, daß die Adelsheimer, Wachbacher und anderen Besitzungen der von Adelsheim'schen

Familie ordentlich geführt werden konnten. Diesem Georg Dietrich wurde nachgesagt, er sei „ein wohl studirt, gereiset und der Italienisch und Französischen Sprache wohl erfahrener Herr“ gewesen⁶). 1594 schrieb er sich an der Universität Tübingen ein⁷), 1595 setzte er seine Studien an der Universität Altdorf (der Vorgängerin der Universität Erlangen-Nürnberg) fort⁸), im Frühjahr 1603 studierte er an der Universität Siena⁹): ein lebenslanger Student, wie es scheint. Anders sein Bruder Johann (Hans) Christoph (1581—1632)¹⁰). Zielstrebig brachte er es zum kurpfälzischen Amtmann in Boxberg.

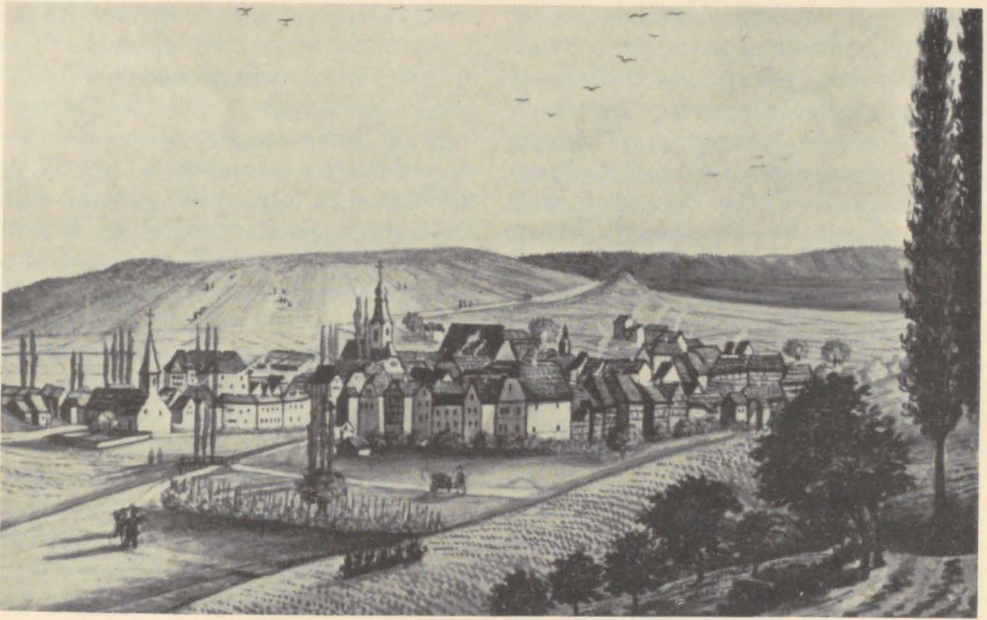
Er begann seine Studien 1595 in Heidelberg¹¹). Von ihm berichtet die Autobiographie des Heidelberger Theologen und Hofpredigers Abraham Scultetus (1566—1624): „Im ersten und andern Jahr meines Dienstes in der Stadt (Heidelberg, 1598—99) hab ich in meinem Haus logische und oratorische Schulen (d.h. Übungen) gehalten etlichen vornehmen Herren und vom Adel, unter welchen auch waren die wolgeborne Herren Achatius und Christoff Burggraffen und Herren von Dhona, ... deßgleichen Johann Christoff von Adoltzheim, welcher heutigs Tags eine Ehr und Zierde ist der fränkischen Ritterschaft, Hauptmann zu Boxberg.“¹²) Johann Christoph war wohl der besondere Schützling des Heidelberger Theologieprofessors, denn am 13. Oktober 1603 richtet Scultetus ein Empfehlungsschreiben an seinen Kollegen Johann Jakob Grynaeus von der Universität Basel und bezeichnet darin Johann Christoph als einen „zweiten Hutten“ (alterum Huttenum)¹³).

Ein dritter Sohn Georg Siegmunds mit Namen Conrad Albrecht (1590—1638) studierte 1608/09 ebenfalls an der Universität Heidelberg¹⁴). Ihm verleiht der Bischof von Straßburg im Jahr 1610 den halben Brücken Zoll zu Offenburg, dessen Nutznießung bis in das frühe 19. Jahrhundert der v. Adelsheim'schen Familie verblieb¹⁵).

2. Auswanderung

Drei Adelsheimer Freiherren dürften zu den ersten Bewohnern des Baulandes gezählt werden, die die Neue Welt gesehen haben. Als die Amerikaner in den 1760er Jahren damit begannen, die englische Kolonialherrschaft in Nordamerika abzuschütteln, sahen sich die Engländer gezwungen, ihre Truppenkontingente durch Soldaten und Offiziere vom Festland zu verstärken. Carl Friedrich Christian von Adelsheim (1752—1788) zog als Hauptmann zusammen mit braunschweigischen Truppen nach Amerika, verheiratete sich dort mit einer Amerikanerin und kehrte später nach Adelsheim zurück¹⁶). Sein Vetter Carl Friedrich von Adelsheim (1753—1819) ging 1777 mit Ansbacher Truppen in englischem Sold nach Amerika, geriet dort 1781 in Gefangenschaft, aus der er auf Ehrenwort entlassen wurde und nach Ansbach zurückkehrte. Gegen Ende des Jahrhunderts kämpfte er auf badischer Seite gegen die französischen Revolutionstruppen, zog sich dann aber im Range eines Majors auf seine Besitzungen in Adelsheim zurück¹⁷). Sein 1755 geborener Bruder Friedrich Carl Reinhard von Adelsheim starb 1777 als braunschweigischer Leutnant in New York¹⁸).

Zwar dürften die Erlebnisse der beiden Erstgenannten auch in der Adelsheimer Bevölkerung bekannt geworden sein, doch waren diese offensichtlich nicht so beschaffen, daß sie die Ortsbewohner zur Auswanderung bewegen hätten. Verschiedene Ursachen führten indes dazu, daß in den Jahren von etwa 1850 bis 1900 annähernd 300 Bürger die Stadt verließen, um in Amerika, Brasilien oder Australien ihr Glück zu suchen. Uner-schwingliche Summen mußten die Adelsheimer Kleinbauern ab etwa 1830 aufbringen, um sich von den der hiesigen Grundherrschaft seit alters geschuldeten Zinsen und Dienstleistungen zu lösen. So war die persönlich-rechtliche Freiheit mit der Hypothek steigender Armut und Not belastet. Die zu-



Adelsheim um 1860 nach einem Aquarell im Generallandesarchiv Karlsruhe. Die Stadtansicht zeigt noch das kaum über den mittelalterlichen Grundriß hinausgewachsene Bild der alten Siedlung

nehmende Bodenzersplitterung als Konsequenz der hier praktizierten Realerbteilung ließ den bäuerlichen Besitz vielfach auf nur wenige Parzellen schrumpfen, deren Größe — wie es im Volksmund heißt — kaum die eines Handtuchs überstieg. Der Ertrag dieser Kleinstfelder ernährte kaum die oft vielköpfigen Familien. Mißernten und Unglücksfälle stürzten manchen Kleinbauern in extreme Not. Auch das Gewerbe trug den hiesigen Handwerkern oft nicht genügend ein, um den Lebensunterhalt bestreiten zu können¹⁹). Politische Gründe, vor allem nach der gescheiterten Revolution von 1848/49, dürften manchen Adelsheimer bewogen haben, in freiheitlicheren Staaten eine neue Existenz aufzubauen.

Erleichtert wurde die Auswanderung vielfach dadurch, daß die Gemeinde den Ortsarmen, die auf lange Sicht den Gemeindehaushalt belasten würden, die Schiffspassage nach

Übersee bezahlte. Es war für die Gemeinde eine einfache Rechnung: Entweder fiel ein Ortsarmer zeit seines Lebens der Gemeinde zur Last, denn diese mußte ihn mangels jeglicher öffentlicher Sozialfürsorge unterhalten, oder aber man entschloß sich seitens des Gemeinderats zu einer einmaligen größeren Ausgabe zur Finanzierung der Auswanderung. Auf die Anfrage des Adelsheimer Bezirksamtes vom 25. Januar 1870, „welche Unterstützung die Gemeinde dem (18jährigen) Wilhelm Weik zum Behufe seiner Auswanderung verabzureichen gedenkt“, antwortet der Gemeinderat im Januar 1870: „Was die Unterstützung des Weiks betrifft, so wird mit dem SchiffsAgenten Bielefner in Mannheim ein Vertrag geschlossen, nach welchem er in Mannheim übernommen, freie Überfahrt, Kost und Bett frei nach Neuyork befördert und bei seiner Ankunft daselbst ein Handgeld von Gulden 5.— erhält, ebenso

wird man für die nöthigen Kleider besorgt sein.“²⁰) Überschlägige Zählungen im Generalandesarchiv Karlsruhe ergaben, daß auch aus Sennfeld und Leibenstadt — heute Adelsheimer Stadtteile — in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts jeweils mehr als 300 Personen auswanderten. Der Tolnaihof, heute auf Leibenstadter Gemarkung gelegen, wurde gänzlich aufgelöst, die verarmte Bevölkerung, soweit sie nicht auf die umliegenden Dörfer verteilt wurde, meist auf Landeskosten nach Amerika verfrachtet²¹). Die Akten des Adelsheimer Bezirksamtes berichten zum Jahr 1851: „Dem Reisevorsteher der Auswanderungsgesellschaft von Tollnayshof, Gottfried Schwind, werden heute 31½ Sester Dörrobst (1 Sester = ca. 15l) in 5 Säcken, 85½ Pfund gedörrtes Fleisch in 1 Sack, 4 Sester Erbsen in 1 Sack, 3 Sester Linsen in 1 Sack übergeben.“²²) Ob die Auswanderer in der Neuen Welt gut ankamen und welchen Verlauf ihr weiteres Leben nahm, ist in den meisten Fällen unbekannt.

3. Handwerker

Die Auswandererlisten zeigen aber auch, daß nicht nur arme und in Not geratene Bewohner ohne geregelten Broterwerb auswanderten. Zahlreich sind Berufsbezeichnungen wie Schneider, Bierbrauer, Schuhmacher, Bäcker, Schreiner, Maurer, was die Vermutung nahe legt, daß das Kleinhandwerk in diesen Jahren nicht den vielgerühmten goldenen Boden hatte. Bestätigt wird diese Vermutung durch eine Untersuchung über die Lage des Kleingewerbes in Baden, die im Jahr 1885 vom Badischen Innenministerium im Amtsbezirk Adelsheim durchgeführt wurde. Aus dieser Untersuchung geht hervor, daß mehr als zwei Drittel der Handwerker im Amtsbezirk Adelsheim zugleich kleine Landwirte (meist sogenannte „Gääßbauern“) waren. Da das Handwerk allein niemand so recht satt machen konnte, war dieses Zubrot aus der Landwirtschaft dringend notwendig. Dabei

muß in Rechnung gestellt werden, daß die Lebensansprüche der Adelsheimer Handwerker sehr niedrig waren, eine gewerbliche Expansion über Adelsheim hinaus zur Verbesserung der Ertragslage trotz neuer Infrastruktureinrichtungen (neue Straßen, zwei Eisenbahnlinien seit den 1860er Jahren) noch kaum in Erwägung gezogen wurde. Daß die wirtschaftliche Perspektive der Adelsheimer Handwerker angesichts der im Entstehen begriffenen Großindustrie keineswegs rosig war, wurde schon damals erkannt. Zwar versuchten die hiesigen Handwerker ihre Produktion qualitativ dadurch zu verbessern, daß sie ihre berufliche Vorbildung verbesserten, in neue Produktionsmittel (Maschinen, Werkzeuge) teilweise ansehnliche Summen investierten und die einschlägigen Fachzeitschriften zu ihrer Fortbildung lasen, doch garantierte dies noch keinesfalls höheren Absatz geschweige denn verbesserte Konkurrenzfähigkeit mit industriell gefertigten Produkten.

Über seine Verhältnisse befragt gibt der Schreinermeister E.G. aus Adelsheim (aus den nachstehenden Angaben leicht als der „Pariser-Schreiner“ Gräf zu identifizieren) zu Protokoll²³), daß er insgesamt 6½ Jahre als Geselle in Eßlingen, Heidelberg, Mannheim und Paris gearbeitet habe und seitdem eine gut ausgestattete Bau- und Möbelschreinerei in Adelsheim betreibe. Durchschnittlich beschäftigt er 1—2 Gesellen, deren Wochenlohn jeweils 3 bis 6 Mark incl. Kost beträgt, bei Stücklohn hingegen bis 18 Mark ansteigt. Gibt es keine Arbeit, werden die Gesellen umgehend entlassen. In seinem Betrieb arbeitet man im Sommer von 5 bis 19 Uhr, im Winter von 6 bis 20 Uhr, nur unterbrochen durch eine Mittags- und Vesperpause. Ge frühstückt wird „zwischen der Arbeit ohne besondere Pause“. Die Geschäftslage sei gegenwärtig nicht günstig, denn „die schlechten Ernten waren nämlich fühlbar, es wurde wenig gebaut und weniger geheiratet. Sehr fühlbar machte sich auch in den letzten Jah-

ren die Konkurrenz der Möbelfabriken, hie und da auch die Zuchthausarbeit.“ Die nebenbei betriebene Landwirtschaft ist unbedeutend und umfaßt 1/2 Morgen eigenes sowie 2 Morgen gepachtetes Land. „Das Ergebnis des Ackerbaus wird in der Haushaltung verbraucht, reicht aber nicht aus.“ An Vieh können nur zwei Geisen gehalten werden. Die Produktivität ist nach Aussagen des Meisters nicht befriedigend; zwar habe das Kleingewerbe allerlei Anregungen von seiten der Großindustrie erhalten, indem etwa neue Maschinen und Werkzeuge angeschafft wurden. Dennoch: „Bei aller Anerkennung dieser günstigen Einflüsse der Großindustrie kann jedoch auch nicht unerwähnt bleiben, daß dieselbe dem Kleingewerbe sehr empfindlichen Schaden zugefügt hat und zwar sowohl durch viel schlechtere, als auch durch viel billigere Arbeiten, wie sie der Handwerker unmöglich liefern kann.“ Hinzu kommt, daß die Lebenshaltungskosten in den letzten Jahren gestiegen seien, was sich auch deshalb nachteilig auf die Rentabilität des Betriebs auswirke, als die Gesellen neuerdings erhöhte Kostansprüche stellten: „Statt Kartoffeln und Sauermilch muß man jetzt Wurst und Salat zum Abendbrod geben und selbstverständlich beschränkt sich dies bessere Leben nicht auf die Gesellen allein, sondern die Familie nimmt nothgedrungen auch daran Theil.“ Diese schlechte Lage am Rande des Existenzminimums war für viele Handwerker ausschlaggebend für Betriebsaufgabe, Abwanderung in die Fabriken der großen Städte (vor allem nach Mannheim) und nicht selten für die Auswanderung nach Übersee.

4. Adelsheim im Ersten Weltkrieg

In nichts unterschied sich die Siegeszuversicht der Adelsheimer von jener in den großen Städten des Deutschen Reiches, als im August 1914 der Erste Weltkrieg ausbrach. Die meisten Bewohner glaubten, daß der Krieg kaum länger als ein paar Monate dauern würde, bis der endgültige Sieg über den

Erbfeind Frankreich errungen wäre. Die öffentliche Meinung hatte der Bevölkerung seit Jahren den Krieg als Mittel zur Lösung aller Probleme der nationalen und internationalen Politik verhieß und ungezügelter Siegeszuversicht verbreitet, so daß kaum einer an die dann eintretenden schlimmen Folgen der nationalen Überheblichkeit glauben wollte. Auch im Städtchen Adelsheim gab es manch einen, dem der Chauvinismus den Blick auf absehbare Konsequenzen der kriegerischen Verwicklungen verstellte. Fritz Askan, im Städtchen als Gelegenheitsdichter bekannt und geschätzt, schrieb aus Anlaß des Sieges bei Metz am 21.8.1914 folgendes Gedicht:

*Hurra hurra, Victoria!
 Ein neuer Sieg errungen!
 Ein Sieg, wie er wohl schöner kaum
 Uns vorgeschwebt im kühnsten Traum,
 Die Gallier sind bezwungen.
 Den Franzmann der im Rachedrang
 Alldeutschland möcht' verteilen,
 Den mußten wir, sonst glaubt er's nicht
 Mit pulverschwarzem Angesicht
 Von diesem Wahne heilen.
 Und unsre Quittung ist nun schon
 Gar prompt an ihn ergangen,
 Sie heißt: Der Welsche ist gefloh'n,
 Ließ viel Geschütze uns zum Lohn,
 Zehntausend Mann gefangen!
 O Frankreich, eitles Prablervolk,
 Wie schwer bist du blamoren!
 Der deutsche Michel schläft nicht mehr,
 Er treibt schon dem Franzosenbeer
 Das Blut aus allen Poren.
 Und nun der Englishmann; nach ihm
 steht unser heiß Verlangen,
 Der weiß: Der Deutsche ist gar sehr
 Gastfreundlich schon von Alters her,
 Der wird ihn schon empfangen!
 Gewiß, John Bull, du täusch'st dich nicht,
 Du Räuber aller Zonen,
 Wir spenden dir ein fein Gericht,
 Nach „englisch Beefsteak“ riecht es nicht,
 Es schmeckt nach blauen Bohnen!*

*Und deinem edlen Busenfreund
Dem Volk der Japanesen,
Dem längst des Hochmuts Ader schwoll,
Dem hauen wir die Jacke voll
Nach echtem deutschen Wesen.*

*Mikado o gedulde dich,
Ich sag' dirs im Vertrauen:
„Zuerst kommt der Franzose dran,
Der Russe und der Englishmann,
Dann wirst auch du verbauen“ (!²⁴)*

Wen wundert's, daß die männliche Jugend Adelsheims möglichst schnell an die Front kommen wollte! Daran änderte sich auch nichts, als erste Gefallene in Adelsheim zu beklagen waren, das halbe Jahr, das der Krieg eigentlich dauern sollte, ohne Siegfrieden verstrich, der Vormarsch ins Stocken geriet, weitere Staaten gegen Deutschland in den Krieg eintraten und sich Versorgungsengpässe auftraten, die auch die ländliche Bevölkerung Adelsheims empfindlich trafen. Noch im Spätsommer 1918 schien die Siegeshoffnung in Adelsheim ungebrochen. Auf sogenannten Vaterländischen Volksabenden, die meist im „Linden“-Saal stattfanden, traten Redner (meist Lehrer und protestantische Pfarrer) auf und prophezeiten den bevorstehenden Sieg. Die Niederlage im November 1918 traf daher die Adelsheimer Bevölkerung gänzlich unvorbereitet und deshalb besonders hart. Niemand konnte und wollte verstehen, daß man nach all den Siegesmeldungen der vier vergangenen Jahre einem bereits geschlagen geglaubten Gegner erlegen sei. Das Trauma der Niederlage von 1918 erklärt zumindest teilweise den Erfolg Hitlers in den Jahren nach 1930, war er es doch, der vorgab, die schmachvolle Niederlage von 1918 und die drückenden Bestimmungen des Versailler Vertrags binnen kurzem zu revidieren. Auch in Adelsheim hatten Hitler und seine Partei schon früh beträchtliche Erfolge zu verzeichnen.

5. Die Adelsheimer Juden

Am meisten zu leiden hatten die Adelsheimer Juden unter dem Nazi-Terror. Lebten im 19. Jahrhundert teilweise über 60 jüdische Mitbürger in Adelsheim, so war ihre Zahl bis zur sogenannten Machtergreifung im Jahr 1933 auf 35 gesunken. Über lange Zeit hinweg war das Verhältnis zwischen Juden und Christen gut. Die Juden nahmen am öffentlichen Leben teil, trafen sich mit ihren christlichen Nachbarn in den örtlichen Vereinen und zogen Seite an Seite mit ihnen in den Ersten Weltkrieg. Obwohl die Adelsheimer Juden zum ärmeren Teil der Bevölkerung zählten, traten sie gelegentlich durch wohlthätige Spenden hervor. So überwies der neun Mitglieder zählende Israelitische Frauenverein Adelsheim am 25. August 1914 50 Mark an das Rote Kreuz²⁵) und wenige Wochen später war im „Bauländer Bote“ zu lesen, daß Isaak Schorsch, ein vor Jahren nach Amerika ausgewanderter Adelsheimer Jude, „es, wie er schreibt, für seine Pflicht hält, seiner Heimatstadt in der gegenwärtigen Lage behilflich zu sein. Als Zeichen seiner treuen Anhänglichkeit sandte er an das Bürgermeisteramt Adelsheim den Betrag von 200 Mark mit der Bitte, sie nach Ermessen der Empfangsstelle zur Unterstützung von solchen Familien zu verwenden, deren Männer oder Söhne zu den Waffen gerufen worden sind, oder auch solchen, die infolge des Kriegszustandes in Not gerieten.“²⁶) Die Inhaber der noch vor dem Ersten Weltkrieg von Adelsheim nach Nürnberg verlegten Schuhfabrik Bieringer übersandten in der Zeit der Weimarer Republik regelmäßig Geldbeträge an die hiesige Feuerwehr- und Stadtkapelle, deren Ehrenmitglied einer der Gebrüder Bieringer so lange blieb, bis ihm die Feuerwehr- und Stadtkapelle nach 1933 diese Würde aberkannte²⁷).

Wer es sich seitens der jüdischen Bürger leisten konnte, wanderte bald nach 1933 aus; wenige, zumeist die älteren Juden, blieben zurück. Adelsheim war ihre Heimat, hier

hatten sie ihre vertraute Umgebung, die sie nicht verlassen wollten, obwohl ihnen die drohende Gefahr für Leib und Leben tagtäglich bewußter wurde. Die letzten acht in Adelsheim verbliebenen Juden deportierten SS-Einheiten ins Lager Gurs in Frankreich. Es waren dies die Eheleute Max und Berta Alexander, Heinrich und Ernestine Goldschmidt, Adolf und Katharina Rosenfeld sowie Adolf und Bona Schorsch. Adolf Schorsch gelang es noch, aus dem Lager nach Amerika auszuwandern. Die Eheleute Goldschmidt und Max Alexander starben im Lager. Berta Alexander, der Schwerkriegsbeschädigte Adolf Rosenfeld und seine Ehefrau Katharina wurden im August 1942 von Frankreich aus in Viehwagen nach Auschwitz verbracht, wo sie, genau wie Max Fleischmann und sein Sohn Gerd, die in Lörach festgenommen worden waren, in den Vernichtungslagern umgebracht wurden²⁸). Von jenen jüdischen Mitbürgern, denen nach 1933 die Ausreise aus Deutschland gelang, ist nur das Ehepaar Kahn nach dem Kriege nach Deutschland zurückgekehrt. Josef Kahn (in Adelsheim als „der Kahns Seppel“ noch wohl bekannt) verstarb vor Jahren, während seine Frau Selma heute hochbetagt in einem israelitischen Altersheim in der Pfalz lebt. Ihr 1975 in kleiner Auflage erschienener Roman „Ins Dritte Reich — Roman aus einer süddeutschen Kleinstadt“, sowie ihre im Exil verfaßten Gedichte sollten nicht nur zur Pflichtlektüre in den Adelsheimer Schulen werden²⁹). Auch jene, die damals aktiv-handelnd oder dulddenzusehend an der Verdrängung der Juden aus Adelsheim teilnahmen, sollten diese Dokumente des Schmerzes und gleichzeitig der tiefsten Menschlichkeit nachdenklich zur Kenntnis nehmen.

Denk ich an Deutschland in der Nacht
O Heine, Deine wahren Worte
Wo immer ich auch geh und steh
Sie leuchten grell an jedem Orte
Sie flüstern mir von wildem Weh.

Von tiefem Schmerz sie klingen wider
Von Lippen, die ich einst geküßt
Die mich von Lieb und deutscher Ehre lehrten
Lieder
und die, o Himmel, sind vermißt.

Denk ich an diese Lieben in der Nacht
So bin ich um den Schlaf gebracht
In Deutschland sind in ihrem Blute sie
ertrunken

O Schmach, wie tief, bist, Deutschland, Du gesunken

Jerusalem, 14. 4. 1943³⁰)

Anmerkungen:

¹) Die entsprechende Urkunde vom 7. April 1544, ausgestellt von Kaiser Karl V. in Speyer, referiert John Gustav Weiss, Regesten der Freiherren (vormals Reichsritter) von Adelsheim und anderer ehemaligen und jetzigen Besitzungen der Freiherrlich von Adelsheim'schen Familie, Mannheim 1888, Nr. 349, S. 74—78. — Weitere Literatur zur von Adelsheim'schen Familie: Gottlieb Graef, Heimatbilder aus der Geschichte der Stadt Adelsheim, zweite überarbeitete und ergänzte Auflage von Heiner Heimberger, Adelsheim 1969, S. 231ff.; neuerdings auch: Wolfgang von Stetten, Die Rechtsstellung der unmittelbaren freien Reichsritterschaft, ihre Mediatisierung und ihre Stellung in den neuen Landen, dargestellt am fränkischen Kanton Odenwald (Forschungen aus Württembergisch Franken, Bd. 8), o. O. 1973.

²) Sebastian von A. (ca. 1470—1512) ist kurmainzischer Amtmann zu Krautheim (Weiss Nr. 171, S. 44); Hans-Albrecht von A. (1486—1563) war zunächst würzburgischer Rat und Amtmann zu Lauda, dann kurmainzischer Rat und Amtmann zu Bischofsheim (Weiss Nr. 208, S. 50); Georg Siegmund von A. (1532—1600) ist Fürstlich Würzburgischer Amtmann zu Röttingen und Reichelsberg (Weiss Nr. 320, S. 70f.); Bernhard Ludwig von A. (1544—1607) ist württembergischer Rat und Amtmann (Weiss Nr. 367, S. 81); Hans Christoph von A. (1581—1635) ist kurpfälzischer Amtmann zu Boxberg (Weiss Nr. 426, S. 98), sein gleichnamiger Sohn (1618—1689) ist kurpfälzischer Rat zu Mosbach (Weiss Nr. 486, S. 108). — Der bedeutendste öffentliche Funktionsträger aus der von Adelsheim'schen Familie war zweifellos Götz von A. (ca. 1421— um 1489) als Landvogt im Elsaß und kurpfälzischer Großhofmeister (s. Weiss Nr. 91, S. 22f. und Nr. 146ff., S. 37ff.).

³⁾ z. B. Philipp Christoph von A. (1610–1648) ist 1631 Leutnant in schwedischem Dienst (Weiss Nr. 473, S. 106).

⁴⁾ Vgl. für die ältere Zeit: Gerhard Schneider, Bauländer Studenten an deutschen Universitäten (1375–1525), in: Peter Assion (Hrsg.), Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten, Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 291f.

⁵⁾ Unter dem Rektorat des Konrad Dym, „arcium magister, utriusque iuris doctor sacrarumque legum professor“, lautet der Eintrag in der Heidelberger Matrikel vom 5. September 1549: „Georgius Sigismundus de Alacem nobilis“; s. G. Toepke (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Heidelberg von 1386–1662, Heidelberg 1884, Bd. 1, S. 605. — Vgl. auch Weiss (Anm. 1) Nr. 320, S. 70f.

⁶⁾ So Biedermann nach Weiss (Anm. 1) Nr. 419, S. 97.

⁷⁾ Der Eintrag in der Tübinger Matrikel vom 16. August 1594 lautet: „Georgius Dieterich von Adelfheim“; s. Heinrich Hermelink (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Tübingen, Bd. 1: 1477–1600, Stuttgart 1906, Nr. 65, S. 712.

⁸⁾ Der Eintrag in der Altdorfer Matrikel vom 24. März 1595 lautet: „Georgius Theodoricus ab Adoltzheim, Nob(ilis) Franc(us)“; s. Elias von Steinmeyer (Hrsg.), Die Matrikel der Universität Altdorf (Veröffentlichungen der Gesellschaft für fränkische Geschichte, 4. Reihe: Matrikeln fränkischer Schulen), Teil 1, Würzburg 1912, Nr. 1500, S. 53.

⁹⁾ Der Eintrag in Siena ist vom 21. April 1603 datiert („Georg Dieterich von Adoltzheim“); s. Fritz Weigle (Hrsg.), Die Matrikel der deutschen Nation in Siena (1573–1738), Bd. 1, Tübingen 1962, Nr. 3507, S. 162.

¹⁰⁾ Vgl. Weiss (Anm. 1) Nr. 426, S. 98.

¹¹⁾ Unter dem Rektorat des Theologieprofessors Daniel Tossanus aus Mömpelgard (= Montbéliard) findet sich in der Heidelberger Matrikel folgender Eintrag: „101. Henricus Philippus a Tackroden, Francus, 102. Johannes Conradus a Berlikingen, 103. Johannes Christophorus ab Adelsheim; nobiles Franci, iniurati propter aetatem, 4. Aug. (1595)“. Wegen ihres noch zu geringen Alters bleiben die drei jungen Adligen unvereidigt; s. Toepke (Anm. 5), Bd. 2, S. 180.

¹²⁾ Die Selbstbiographie des Heidelberger Theologen und Hofpredigers Abraham Scultetus (1556–1624), hrsg. von Gustav Adolf Benrath (Veröffentlichungen des Vereins für Kirchengeschichte in der evangelischen Landeskirche in Baden, Bd. XXIV), Karlsruhe 1966, S. 39.

¹³⁾ Ebd., S. 110. Die ganze Passage lautet: „... Salus et benedictio. Clarissime et animo meo venerande Domine Grynæe: Qui has R.D.T. reddit

Christophorus Adoltzheimius, Magnifici viri G. Ludovici Hutteni sororis filii est. Is quinquennium et amplius vixit in contubernio meo, et ita vixit, ut bonorum in se amorem converteret. Cum igitur Genevam nunc abiturus sit, petit a te, ut pro tua pietate et sancto in id aetatis homines affectu, benedicas studiis et itineri suo: id quod te haud gravatim facturum confido. Habebit in hoc Palatinatus, nisi omnia me fallunt, alterum Huttenum, et literae novum patronum....“

¹⁴⁾ Der entsprechende Eintrag in der Heidelberger Matrikel vom 12. Oktober 1608 lautet: „Conradus Albertus von Adoltzheim, Francus“; s. Toepke (Anm. 5), Bd. II, S. 241; vgl. auch Weiss (Anm. 1) Nr. 438, S. 100f.

¹⁵⁾ Vgl. hierzu Weiss (Anm. 1) Nr. 474, S. 106 und Nr. 820, S. 162. — Erstmals war der oben (Anm. 2) genannte Götz von Adelsheim vom Bischof von Straßburg im Jahr 1460 mit dem halben Brückenzoll zu Offenburg belehnt worden (ebd. Nr. 147, S. 37).

¹⁶⁾ Vgl. Weiss (Anm. 1) Nr. 749, S. 148.

¹⁷⁾ Ebd., Nr. 750, S. 148.

¹⁸⁾ Ebd., Nr. 752, S. 148.

¹⁹⁾ Über die Lebensführung der Adelsheimer Bauern und Handwerker, ihre wirtschaftliche Situation und gesundheitliche Disposition berichtet anschaulich der offensichtlich stark von der Aufklärung beeinflusste Stabsphysikus Long in seiner handschriftlichen Aufzeichnung aus dem Jahr 1809/1810: „Medizinisch-Topographische Bemerkungen von dem Städtchen Adelsheim samt den dazu gehörigen Höfen Damberg und Seehaus“ (27 Seiten in folio). Die Handschrift befindet sich im Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 229 Fasz. 387 (Edition in Vorbereitung). — Die agrarischen Verhältnisse der späteren Zeit beschreibt Peter Gsell, Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Amtsbezirks Adelsheim, Karlsruhe 1871.

²⁰⁾ Stadtarchiv Adelsheim Abt. A Nr. 822: Die Erteilung der Auswanderungserlaubnisse und Entlassungen aus dem badischen Staatsverband betreffend.

²¹⁾ Vgl. August Häffner, Der Dollishof. Geschichte eines aufgelösten Dorfes, Schöckingen/Gerlingen o.J. (ca. 1969), S. 59–76 und passim.

²²⁾ Generallandesarchiv Karlsruhe Abt. 338/A 572; die Namen der im März 1851 ausgewanderten Dollishöfer sowie einiges über die näheren Umstände berichtet Häffner (Anm. 21), S. 60ff.

²³⁾ Abgedruckt in: Erhebungen über die Lage des Kleingewerbes im Amtsbezirk Adelsheim 1885, veranstaltet durch das Großherzogliche Ministerium des Innern, Karlsruhe 1887, S. 108–118.

²⁴⁾ Abgedruckt im Bauländer Bote Nr. 195/1914, S. 1. Eine Fülle vergleichbarer Gedichte findet sich für die gesamte Dauer des Krieges in dieser Zeitung. — Zum Bauländer Bote siehe Gerhard Schneider, Der „Bauländer Bote“, eine Tageszeitung aus dem badischen Frankenland (1875—1941), in: Württembergisch Franken 61 (1977), S. 139—155.

²⁵⁾ Bauländer Bote vom 26. 8. 1914.

²⁶⁾ Bauländer Bote vom 31. 10. 1914.

²⁷⁾ Stadtarchiv Adelsheim Abt. A Nr. 746.

²⁸⁾ Sämtliche Angaben nach Franz Hundsnurscher/Gerhard Taddey, Die jüdischen Gemeinden

in Baden. Denkmale, Geschichte, Schicksal, Stuttgart 1968, S. 35. Allgemein zur Geschichte der Juden im Frankenland jetzt auch: Elmar Weiß, Jüdisches Schicksal im Gebiet zwischen Neckar und Tauber, hrsg. v. der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg Außenstelle Nordbaden, Heidelberg 1979.

²⁹⁾ Selma Kahn, Gedichte und Prosa aus dem Exil. Ausgewählt und mit einem Vorwort versehen von Jan Hans, Hamburg 1975. — Ein Exemplar dieser Broschüre wurde mir freundlicherweise von Herrn Michael Kean (London), dem Sohn der Autorin, zur Verfügung gestellt.

³⁰⁾ Selma Kahn a. a. O., S. 104.

Stille Insel

*Aus der tosenden Brandung
des Lebens
im Wechselspiel der Gezeiten
ragt eine stille Insel,
sonnendurchwirkt,
auf der
die bunten Blumen der Erinnerung
an eine freundliche Jugendzeit blühen,
umspielt
von den flüchtigen Schmetterlingen
der ewigen Sehnsucht.*

Theodor Meny

Alte Akten

Hier siehst du das, was bleibt:

Das Aktenstück.

Der Lärm verging,

Der Streit schlief mit den Toten ein.

Der Groll, der lebenslang genagt,

Die Klag um Wald und Weide,

Um den Streifen Land

Verging.

Der Hof verfiel,

Krieg fraß den Ort.

Hier siehst du das, was bleibt:

Das Aktenstück.

Das Bündel, derb verschnürt,

Von mäßigem Gewicht

Enthält der Zeit entschwindendes Gesicht,

Enthält die letzte Spur von Leid und Glück.

Hier siehst du das, was bleibt:

Das Aktenstück.

Oskar Kohler

Begegnungen mit einem alten Buch

Historischer Essay zur Geschichte Ichenheims im 20. Jahrhundert

Kurt-Dietrich Mroßko, Neuried-Ichenheim

VORÜBERLEGUNGEN

I.

Nun ja, es gibt gewiß wichtigere Dokumente. Und ganz bestimmt sind von ähnlicher Art noch weitere zu finden ringsum im Lande. Trotzdem stelle ich mich gern der Faszination, die von diesem Band ausgeht, der jetzt seit fast siebenzig Jahren ununterbrochen seinen Dienst getan hat und auch jetzt noch — gerade noch! — tut.

Kein gedrucktes Buch. Keine epochemachende Veröffentlichung. Nein, lediglich eine interne Sammlung von Protokollen des evangelischen Kirchengemeinderates von Ichenheim.

Als erstes Datum finde ich darin den 13. Januar 1910. Seitdem ist dieses Buch ständig im Dienst. Jetzt erst hat es an den Ruhestand zu denken: die vierhundert Seiten, die der Buchbinder hier solide zusammengebunden hatte, werden so langsam übertoll.

Siebenzig Jahre mögen für den Historiker wenig sein. Dazuhin die letzten siebenzig Jahre Ichenheims im Hinblick auf die Weltgeschichte — ist das nicht geradezu ein lächerlicher Aspekt? Lohnt da ein Verweilen überhaupt? Gut, das sind berechnete Einwände und Fragen. Aber genauso gut können es Ausreden sein, Ausreden, uns gar nicht erst um das zu kümmern und zu bemühen, was sich da mit der Zeit angesammelt hat. Lassen wir uns daher gar nicht erst vom Verdacht einfangen, dieser Bequemlichkeit nachzugeben, die im Habitus hochmütiger Ignoranz auftritt.

Dabei könnte es durchaus sein, daß uns Fragen interessieren, die diesem Dokument eher peinlich sind. Wir wollen ihnen nicht ausweichen. Sie sollen dennoch gestellt werden an diese Seiten, die größtenteils mit Handschriften gefüllt sind, die sich gegen das Gelesenwerden geradezu zu wehren scheinen.

Nein, es geht mir keineswegs darum, mich dieser Sammlung zu nähern mit der halb ehrfurchtsvollen, halb dreisten Fragestellung: „Was ist denn da wieder an Erhaltenswertem aus der Vergangenheit auf uns gekommen?“ — einer Haltung, die unserer restaurationsverliebten Zeit recht nahe läge.

Nein. Nicht so. Aber doch mit dem Staunen, das ein Dokument verdient, das nach sieben Jahrzehnten voll von Zerstörungen und Bedrohungen, der Unruhe und des Unfriedens hier und überall in der Welt, in einer Epoche des Umhergetriebenseins, der notwendigen wie wahnsinnigen Veränderungen: das nach all dem einfach noch da ist. Seine Aufgabe nach nahezu siebenzig Jahren immer noch erfüllen kann.

Anlaß genug zum Staunen und Wundern. Aber nicht auch zugleich zum Stummwerden. Erst unsere Fragen — auch kritische Fragen — zeigen, wie ernst wir Überkommenes nehmen.

II.

Nun sollten wir mit unseren Erwartungen diesen Veteranen und Fastruheständler nicht überfordern. Ein Protokollbuch ist weder ein Krimi noch ein Unterhaltungsroman. Es hat



*Die Kirchen von Ichenheim:
links die katholische St. Nikolaus Kirche, bis 1963 durch einen Simultanvertrag Gotteshaus beider Konfessionen seit 1816; rechts die neue Evangelische Auferstehungs-Kirche*

lediglich nüchtern zu registrieren, was das betreffende Gremium — in diesem Falle der Kirchengemeinderat — möchte, daß es festgehalten wird: Beschlüsse, Festlegungen, Vorhaben, Einreden und ähnliches. Es ist eine Art Arbeitsnachweis oder Gedächtnis, das sich nicht auf das Erinnerungsvermögen der Anwesenden verläßt: es nimmt lieber das geduldige Papier zu Hilfe.

Dabei bestimmt die betreffende Gruppe meist selbst, was niedergeschrieben wird. Vorschriften darüber gibt es kaum. Gewöhnlich kommt es einfach auf den Protokollführenden selbst an — in unserem Falle der Ortspfarrer selber — wieviel notiert wird. Auf sein Temperament. Wieviel Zeit er hat. Und auch wohl, was er vom Protokollschreiben hält. So sind in unserem Buch im Folioformat von mancher Sitzung zwei und mehr dichtbeschriebene Seiten überliefert, von vielen andern gerade ein Satz. Im Jahre 1946 findet sich beispielsweise zum 3. Februar folgende Eintragung:

„Anwesend die unterzeichneten Kirchengemeinderäte. Die Durchführung des Hilfswerkes der Evangelischen Landeskirche wird besprochen.

Der K. G. Rat.“
Dann folgen vier Namen: der des protokollführenden Pfarrers Ch. Kraft; weiterhin die der anwesenden Kirchengemeinderäte diesmal bloß drei, normalerweise sechs (G. Fink, F. Erb, J. Schnebel).

Möchten Sie mehr wissen? Wie die Besprechung im einzelnen ausging? Welche Einwände vorgetragen wurden? Wo Einverständnis herrschte? Ob den ganzen Abend nur das beraten wurde oder ob nicht auch anderes, vielleicht sogar Interessanteres?

Mehr verrät diese Eintragung einfach nicht. Ein Satz. Punktum.

Und ebenso kurze Protokolle gibt es viele. Wollen wir mehr wissen, müßten wir andere Unterlagen zu Hilfe ziehen. Visitationsberichte beispielsweise, Sammellisten, Einzelakten, auch die anderer Institutionen, z. B. der politischen Gemeinde, die es durchaus

auch gibt. Aber wir wollen uns heute weitgehend auf die Befragung dieses einzigen Buches beschränken, auf das, was es uns verrät — vielleicht auch unfreiwillig.

Protokolle sind im allgemeinen sehr diskrete Niederschriften, die — ohne ausgesprochen geheim zu sein — oft nur das Nötigste verraten, und selbst das möglichst so, daß es nur die Dazugehörenden voll verstehen und nicht etwa auch die neugierigen Außenstehenden. Können wir nicht trotzdem erwarten, daß wie in unserem Falle wegen der langen Zeit, die dieses Buch existiert, Informationen zusammengekommen sind, die unser Interesse verdienen?

Allerdings — dies gleich zuvor — braucht unser Interesse nicht in die verkehrte Richtung zu zielen. Heben wir nochmals hervor: ein Protokollbuch ist ein nüchternes Buch. Es ist keine Bekenntnissammlung oder, einfacher gesagt, es ist keineswegs „fromm“, selbst wenn es sich um eine kirchliche Akte handelt. Es zeigt vielmehr die weltliche Seite einer kleineren Kirchengemeinde im Ried — und das seit nunmehr siebzig Jahren.

III.

Siebzig Jahre!

Dazuhin: welche siebzig Jahre!

Was an der Zahl, an der Menge der Jahre noch gar nicht übermäßig bemerkenswert erscheint, wird es durch die Ereignisse. Diese siebzig Jahre sind derart vollgestopft von Geschehen, daß der Anfangspunkt — aber auch teilweise die Zeit dazwischen — fast unglaublich fremd und fern erscheinen.

1910 wurde das Buch begonnen. Damals wird das Ried weder von Bonn noch von Stuttgart aus regiert, sondern von Berlin und Karlsruhe aus und zwar durch einen Kaiser oder den Großherzog. Da ist der nahe Rhein wohl die badische, aber nicht zugleich auch die deutsche Grenze. Das Elsaß gehört nämlich zum Reich; man besucht gegenseitig die Märkte über den Strom hinweg. Die Landwirtschaft bestimmt das Leben im Dorf. Au-

tos wenige, die Straßen schlimm, aber das „Bähle“ — eine Kleinbahn — verbindet seit einigen Jahren das Ried mit der Welt. Und wenn in der Nähe des Ichenheimer Bahnhofs am Ende der Adlerstraße an jedem Sedantag am 1. September der Huser-Schmied seine Böllerschüsse zündete, dann tat er etwas, was in der einen oder anderen Form im gesamten Deutschen Reich geschah, um einen Sieg des 70/71er Krieges zu feiern.

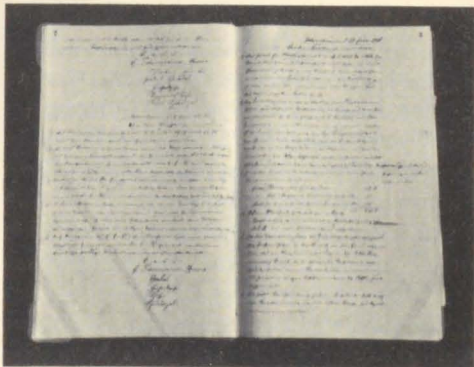
Daß einem noch in der ersten Hälfte des neuen Jahrhunderts zwei schreckliche Weltkriege bevorstanden — wer hatte das wohl 1910 geahnt?

Und als dann diese furiosen Jahre hereinbrachen über Deutschland und damit auch über Ichenheim — wie schlug sich das nieder in unseren Protokollen? Welche Notiz nahm der Kirchengemeinderat davon? Welche Beschlüsse bezeugen die Wirkungen all des Fürchterlichen und Bedrückenden, was Mitteleuropa prägen sollte?

Dies sind die Hauptfragen, die uns jetzt beim Erschließen dieser Protokollsammlung leiten sollen.

Nehmen wir dabei ruhig in Kauf, daß die Protokolle ja gar nicht die Aufgabe haben, auf diese Ereignisse zu reagieren. Daß sie nicht dazu da sind, Weltgeschehen zu spiegeln. Um so interessanter wird es sein zu er-

Aus dem Protokollbuch des Kirchengemeinderates der Evangelischen Kirchengemeinde Ichenheim



fahren, wie sich dieses Weltgeschehen auch hier einnistete und breitmachte. Wie es seinen Niederschlag fand in einem Gremium, das ursprünglich überhaupt nicht dazu berufen und gewählt war, darauf zu reagieren.

Oder bestand diese Reaktion darin, daß man diese Ereignisse, die einem von außen aufgedrängt wurden, einfach ignorierte? Daß man sie gar nicht in den kirchlichen Alltag hineinließ? Wobei wir annehmen können, daß uns der kirchliche Alltag auch Rückschlüsse auf den bürgerlichen Alltag erlaubt? — Wir werden sehen! Zwei Dinge also, die sich gegenüberstehen: die Geschichtsbücher — zuständig für Deutschland und die Welt — und jenes bescheidene, eigentlich auf ganz anderes zielende Protokollbuch — zuständig für einen Teilbereich Ichenheims.

Werden sie sich ergänzen? Widersprechen? Oder haben sie gar nichts miteinander zu tun?

Weltkrieg I.

„Am 1. August 1914 kam die allgemeine Mobilmachung in Deutschland und Frankreich und die Kriegserklärung des Deutschen Reiches an Rußland. Bereits am 2. August marschierten deutsche Truppen in Luxemburg ein, am 3. August auch in Belgien. Am gleichen Tag erklärte das Deutsche Reich auch an Frankreich den Krieg. Die Verletzung der belgischen Neutralität und die gefährliche Bedrohung Frankreichs führten schließlich am 4. August zum Eintritt Englands in den Krieg...“ So können wir im Geschichtsbuch den Ausbruch des Ersten Weltkrieges nachlesen. Europa stand in Flammen; in knapp einer Woche hatte das Unheil des europäischen Bruderkrieges fast den gesamten Kontinent und darüber hinaus erfaßt.

Damit auch das Ried. Auch Ichenheim.

Wurde hier der Ausbruch des Krieges tatsächlich als das Verhängnis erkannt, als das er sich immer mehr zu erkennen gab? Oder erging man sich eher in ungebändigtem Hur-

rapatriotismus und vorweggenommener (unbegründeter) Sieges euphorie?

Wir haben uns ja vorgenommen, unsere Fragen einzig und allein an den benannten Protokollveteranen zu stellen und finden da — verständlicherweise — keine direkten Antworten. Keine Antworten hierzu — aber andere — und auch diese Antworten lassen gewisse Schlüsse auf jene Zeit zu.

Am 5. August 1914 ordnete der Kaiser in Berlin — nicht etwa ein Geistlicher, ein Bischof oder der Oberkirchenrat, nein, sondern das regierende Staatsoberhaupt — Gebetsgottesdienste zum Ausbruch des Krieges an. Am 9. August 1914 steht entsprechend im Protokollbuch des Evgl. Kirchengemeinderates in Ichenheim:

„Angesichts des hochernsten Kriegszustandes wird beschlossen, vom nächsten Sonntag ab allsonntäglich abends um 8 Uhr eine kurze Kriegsandacht abzuhalten.“

Hochernst — das klingt gar nicht verwegen oder blind draufgängerisch. Ob die sechs Kirchenältesten, die diesen Beschluß unterzeichneten, ob die ahnten, daß sie hier etwas begannen, was sie über vier verzweifelt lange Jahre hin durchhalten mußten? Sicherlich hatten sie wie alle ihre Zeitgenossen mit einer kürzeren Dauer des Krieges gerechnet oder zumindest darauf gehofft.

Jedenfalls ging das kirchliche Leben weiter und Beschlüsse zu diesen Kriegsandachten ziehen sich lange durch die Protokolle. Zuletzt findet sich dazu ein Vermerk vom 9. Dezember 1917. Allerdings ging es dabei wie meist um die Verlegung auf andere Tage oder Anfangszeiten.

Sehr bald ist in den Protokollen im Zusammenhang mit dem Krieg auch vom Geld die Rede. War doch ein großer Teil des nicht unbeträchtlichen Barvermögens der Kirchengemeinde zu jener Zeit in staatlichen Schuldverschreibungen und Obligationen angelegt. Was tat man nun, wenn diese Papiere fällig wurden?

Man legte sie von neuem an und kaufte — Kriegsanleihen. Immer wieder im Verlauf des Krieges ist davon die Rede, zuletzt am 29. September 1918. Da heißt es:

„Zur 9. Kriegsanleihe sollen aus Mitteln der (Kirchenvermögens-)Fonds gezeichnet werden 2400 M(ark)...“ — ein für damalige Begriffe gewaltiger Betrag. Und das etwa einen Monat vor Ende des Krieges! Nun konnte freilich dank der verschleiernenden Informationspolitik der Obersten Heeresleitung kein normaler Bürger ahnen, daß das Ende derart nahe bevorstand. Und dazuhin welch ein Ende! Nur war das Ergebnis eindeutig: einen Monat später war diese Kriegsanleihe samt den vorhergehenden wertloses Papier.

Das ist um so bedauerlicher, als der Kirchengemeinderat recht sparsam war, wo es um Belange der eigenen Gemeinde ging. Gab es nicht genügend Not im Dorf, besonders verstärkt durch den anhaltenden Krieg? Man half in krassen Fällen durchaus. So beschloßen die Kirchenältesten am 10. Februar 1918: „Der kranken und armen Ehefrau des im Felde stehenden Wilhelm Wendle werden 10 Mark Unterstützung bewilligt.“ Welch ein kümmerlicher Betrag im Gegensatz zu dem obengenannten!

Im übrigen schien der Krieg für lange noch sehr weit weg zu sein und das äußere Tagesgeschehen wenig zu beeindrucken. Immerhin hielt man am 16. November 1916 folgendes fest:

„Die vom stellvertretenden Generalkommando des 14. A(rmee) K(orps) angeregte Einschränkung des Läutens am Abend erscheint für, da kaum eine Fliegergefahr für unseren Ort besteht, gegenstandslos, maßselbst man darüber zur Tagesordnung übergeht.“

Es geht um eine Einschränkung, die lediglich „angeregt“ wird, und über die man einfach zur Tagesordnung überwechselt: sollte das auf die Dauer wirklich der Ton gewesen sein, in dem militärische und zivile Stellen im Ersten Weltkrieg miteinander verkehren

konnten? Auf jeden Fall wurden die Eingriffe, die der Krieg veranlaßte, bald massiver. In der Sitzung vom 1. März 1917 wird die Beschlagnahme der zinnernen Orgelpfeifen bekanntgegeben, und am 30. September 1917

„... wird über die abgelieferten Glocken u. Prospektpfeifen u. die dafür angesetzten Abnahmepreise gesprochen u. bedauert, daß die Entschädigungssummen noch nicht ausbezahlt worden sind...“

— Warum wohl bedauert? Nun: Damit

„... die jetzt zur 7. Kriegsanleihe gezeichnet werden könnten...“

Geläute und Kirchenmusik sind ruiniert. Aber was wird schade gefunden? Nur, daß kein doppeltes Opfer gebracht werden kann: zu den Glocken und Orgelpfeifen auch noch das Geld, mit dem man für beides abgefunden werden soll — eine bemerkenswerte Haltung. Ist sie für uns heute allerdings wirklich nachvollziehbar?

Vielleicht noch zwei Kleinigkeiten zum Schluß, Randnotizen aus dieser Zeit, die uns heute eher seltsam berühren.

So hat laut Beschluß vom 10. Februar 1918 der Kirchengemeinderat nichts dagegen einzuwenden, daß eine Soldatengruppe aus Lahr das „vaterländische Stück ‚Der Miesmacher und sein Sohn‘“ aufführt,

„... vorausgesetzt der Vers, welcher eine taktlose Verhöhnung Luthers enthält, wegbleibt.“

Und nicht ohne Bedenken und Fragezeichen lesen wir heute den Vermerk vom 1. März 1917:

„Man spricht vertraulich über den angeblich ärgerlichen Lebenswandel einer hiesigen Kriegerfrau... um dem Ärgernis zu wehren.“ War das wirkliche Ärgernis hier nicht eigentlich der Krieg, der dieses Ehepaar so lange getrennt hatte — für diese Frau offenkundig zu lange?

Das ist im Grunde schon alles, was der Erste Weltkrieg an Spuren in diesem Buch hinterlassen hat. Ist das zu wenig?

Mir erscheint es eher beachtlich, welche Nuancen und Einzelheiten des Ichenheimer Dorflebens im Kriege hier überliefert worden sind durch eine Protokollsammlung, die ja alles andere sein sollte und wollte als eine Kriegschronik. Freilich, das Leid, das viele Ichenheimer Familien traf durch den Soldatentod oder eine Verwundung ihrer Angehörigen, die innere und auch äußere Not, in die viele durch diesen Krieg gerieten, die erscheinen im einzelnen in diesen nüchternen Aufzeichnungen nicht.

Das Grau, in das die Vergangenheit so schnell versinkt, wenn die persönliche Erinnerung und mündliche Überlieferung aufgehört, wird hier nur durch einige Farbtupfer aufgelockert. Aber so interessant sie auch sind, ausgesprochen schön können sie als Farben des Krieges gar nicht sein.

Die Zeit der Weimarer Republik

Manche meinen ja, der Ausdruck „Revolution“ sei für das, was sich 1918 und nach Kriegsende in Deutschland ereignete, ein wenig zu groß gewählt. Immerhin waren die Veränderungen gewaltig. Nicht bloß, daß sich der Kaiser nach Holland abgesetzt hatte und eine junge Demokratie mühsam versuchen mußte sich durchzusetzen. Auch ein verlorener Krieg und seine überaus schmerzhaften Folgen mußten überwunden und bewältigt werden.

Aus diesem Krieg waren 66 Ichenheimer nicht heimgekehrt, gar nicht zu reden von den Verstümmelten und Verwundeten. Freilich, der Ort selbst hatte nie darunter leiden müssen, daß er Kampfgebiet gewesen wäre — wie etwa im Zweiten Weltkrieg — aber auch sein Erscheinungsbild hatte sich verändert. Oder gehören etwa die fehlenden Glocken, von denen schon die Rede war, nicht zu diesem Bild? Jedenfalls fehlten den Ichenheimern diese Glocken sehr, und noch während des Krieges machten sie sich Gedanken darüber, sie zu ersetzen, wie auch unser Proto-

kollbuch für den 10. Februar 1918 festhält. Man bespricht

„... den Vorschlag des Herrn Henninger (?), sobald als möglich eine Glocke zu dem (den) kleineren noch vorhandenen Glocken anzuschaffen aus Sammlungen in der Gemeinde u. einem in Aussicht gestellten Beitrag der Kreditkasse. Der Vorsitzende u. die übrigen anwesenden Mitglieder setzen jedoch ihre Bedenken dagegen und halten es für besser, zuzuwarten bis nach dem Kriege ein ganzes Geläute... mit 4 Glocken u. elektr. Läutetrieb zu beschaffen möglich ist.“

Dabei blieb es vorerst, bis am 9. Januar 1919 folgendes beschlossen wird:

„Es soll eine 4. Glocke zum Gedächtnis an die Gefallenen angeschafft werden. Auf derselben sollen die Namen der Gefallenen angebracht werden...“

Um die Erinnerung an diese Toten wachzuhalten, kam man zu einem neuen Vorschlag am 11. November 1919:

„Zum Gedächtnis der Gefallenen soll ein Glasfenster in der Kirche gestiftet werden...“

In der Sitzung vom 27. April 1919 beschäftigte sich der Kirchengemeinderat noch einmal eingehend mit dieser Frage und beschloß endgültig:

„... 3. Das Gedächtnisfenster findet allgemeinen Beifall. Es wird beschlossen, dasselbe baldmöglichst zur Ausführung zu übergeben. 4. Bei den Namen der Gefallenen soll der Geburtstag und der Todestag zugefügt werden. Vor allen Dingen soll dahin gewirkt werden, daß die Ausführung der Inschriften bei beiden Konfessionen gleich gemacht ist. 5. Die Kosten für das Gedächtnisfenster sollen durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden...“

Bis Mitte 1922 waren dann die Glocken beschafft, das Fenster gebaut und auch bezahlt. Dazu hieß es am 26. Mai 1922:

„Die Abrechnung des Gefallenengedächtnisfonds wird dem Kirchengemeinderat vorgelegt und beschlossen, daß der (überschüs-

sige Restbetrag von 639,36 M(ark) auf der Sparkasse belassen und als Reservefonds für ev. Reparaturen an dem Fenster gelten soll.“ Wer also im Zweifel gewesen sein sollte, ob die Kosten wirklich durch freiwillige Spenden aufgebracht werden könnten, wird hier beschämt.

Eines können wir wieder festhalten: ein wesentlicher Schritt der Gemeinde zur Bewältigung eines Ereignisses, das nicht aus dem Dorf selbst erwuchs, sondern das von draußen, von der „großen“ Geschichte nach Ichenheim hineingetragen worden ist, nämlich die (äußere) Bewältigung des fürchterlichen Krieges, ist durch unser Protokollbuch stufenweise, wenn auch nicht mit letzter Ausführlichkeit dokumentiert.

Gehen wir über zu einem weiteren Bereich, der sich nicht durch die Ichenheimer Verhältnisse erklärt, sondern als eine weitere Kriegsfolge die Bürger der Gemeinde durcheinanderbringt: die ständige Geldentwertung, die gleich nach dem Kriegsende einsetzt, und die als die „große Inflation der 20er Jahre“ noch heute bei vielen, die sie gar nicht miterlebt haben, ein unbehagliches Frösteln hervorrufen kann.

Ein wenig kann das Gehalt des Kirchendieners verdeutlichen, soweit es in unserem Protokollbuch übermittelt ist, was diese Inflation im einzelnen bedeutet, und mit welchen Beträgen wir es plötzlich zu tun haben. Dem Kirchendiener wurden jeweils bewilligt

am 9. Januar 1919	60 Mark jährlich
19. September 1920	250 Mark jährlich
7. März 1921	450 Mark jährlich
22. März 1923	10 000 Mark jährlich
und schließlich am	
22. Februar 1926	175 Rentenmark jährlich.

Diese Summen, schon immer mehr eine Anerkennungsgebühr als ein tatsächliches Gehalt, das aber sozialabgabepflichtig war, eine Tatsache, mit der sich der Kirchengemeinderat schon vor dem Ersten Weltkrieg lange

nicht abfinden wollte — aber das nur als Randbemerkung. Es geht ja in erster Linie darum, daß diese Summen in etwa zeigen können, welche Zahlen mit einem Male ins Spiel kamen. Der Kirchengemeinderat sah sich offenbar erst ungefähr anderthalb Jahre nach Beendigung der Inflation in der Lage, wieder einen sinnvollen Betrag für die Arbeit des Kirchendieners auszusetzen, die schon erwähnten 175 Rentenmark vom 22. Februar 1926. Und das war ja nur ein einziger und bei weitem nicht der wesentlichste Punkt, in dem sich die Inflation zeigte und auch in diesem Kirchenbuch niederschlug. Der Organist, der Blasebalgtreter (der Orgel), der Kirchenrechner — allen mußten ihre Aufwandsentschädigungen erhöht werden — den Zahlen nach, keineswegs dem Wert nach. Die Gebühr für eine Beerdigung oder Trauung betrug am 14. März 1920 noch 3 Mark, ab 22. März 1923 2000 Mark — und wie sinnvoll derartige Beschlüsse waren, sei dahingestellt, wenn der Geldwert von Tag zu Tag mehr ins Bodenlose sank.

Ja, Geld wurde als Zahlungsmittel weitgehend nicht mehr anerkannt. Ein Beschluß vom 23. Februar 1923 besagt, daß für den Organisten, einen Lehrer, Naturalien gesammelt werden sollten. Die alten Opferbüchsen reichten nicht mehr aus; es wurden Körbchen angefertigt für die vielen Scheine. Am 21. Oktober 1923 beschließt man gar:

„Scheine unter 1000 M(ark) sollen infolge der Geldentwertung nicht mehr gezahlt, sondern als Altpapier aufgehoben und später als solches verkauft werden.“

Und wenige Tage nach Beendigung der Inflation durch Einführung der Rentenmark am 20. November 1923, beschloß man am 2. Dezember 1923:

„... die Geldscheine unter 1 Milliarde durch Konfirmanden bei den ev. Gemeindegliedern sammeln zu lassen zugunsten des Evg. Almsenfonds.“

Über den Ertrag dieser Sammlung wird nichts berichtet. Ob er allzu überwältigend

war, wo eine Billion des alten Geldes eine einzige Mark des neuen ergab — darüber schweigt unser Zeuge. Erstaunlich ist, daß von ausgesprochenen finanziellen Schwierigkeiten nach dieser geldlich so komplizierten Zeit nichts überliefert wird; mit einer „freiwilligen Umlage“ von 1000 Mark (am 25. März 1924 festgelegt) scheint die schlimmste Verwirrung beigelegt zu sein.

Krieg und die nachfolgende Inflation — das waren im wesentlichen die großen Themen der Politik, die derart gravierend waren, daß sie mehr oder weniger ausführlich auch den evangelischen Kirchengemeinderat in Ichenheim zu beschäftigen hatten. Unser Protokollbuch vollzieht das nach. Finden wir weitere Einträge, in denen überörtliches Geschehen auch in Beschlüssen und Reaktionen im kleinen Bereich der evangelischen Gemeinde durchschlägt?

So unauffällig sie auch sein mögen, zwei kleine Notizen gehören doch vermerkt.

Am 8. August 1922 wird zu Beginn der Sitzung ausdrücklich des Mordes an Reichsaußenminister Walther Rathenau gedacht. Eine Geste gegenüber dem neuen Staat? Vielleicht. Nicht viel übrig ist dann von dieser Haltung sieben Jahre später. Am 21. Juli 1929 können wir dann folgenden Beschluß lesen:

„An der 10. Jahresfeier der Weimarer Verfassung soll am 11. August nur kurz dieser Bedeutung gedacht werden.“

Nur kurz — das ist der Punkt, an dem einige einhaken können.

„Richtig!“ werden die einen sagen. „Was hat Politik — und sei's die Verfassung — in der Kirche zu tun.“ „Verdächtig“, könnten die andern einwenden, „Warum ‚nur kurz‘? Hat die Kirche so wenig Grund, sich vor die bis dahin freieste der deutschen Verfassungen zu stellen?“

Die Einwände dieser Zweifler sollen hier nicht ausdiskutiert werden. Aber es wäre sicher besser gewesen, wie wir nachträglich wissen, wenn sich die Evangelische Kirche

nicht „nur kurz“, sondern werbend und ausdrücklich hinter diese Verfassung gestellt hätte. Nicht bloß in Ichenheim natürlich. Sondern in ganz Baden und im gesamten damaligen Deutschen Reich. Denn daß die Politik in der einen oder anderen Form auch ins kirchliche Leben hineinwirkt, davon hat uns dieser Gang durch die Zeit von 1918—1933 genug Spuren im eigentlich so gänzlich unpolitischen Protokollbuch des Kirchengemeinderates finden lassen.

Die Folgen des Ersten Weltkrieges und die Inflation — was sind denn beides anderes als Ergebnisse der Politik, die keineswegs in Ichenheim entstanden sind, aber auch in Ichenheim bewältigt werden mußten! Wie sich jene „große“ Geschichte in den engumgrenzten Verhältnissen dieses Ortes spiegelt, davon geben die Notizen aus dieser Zeit in unserem Protokollband zwar keinen Gesamtüberblick, aber wieder bemerkenswerte Streiflichter.

Die Zeit des Dritten Reiches, des Zweiten Weltkrieges und der Nachkriegszeit

Am erstauntesten muß der Interessierte sein, wenn er die Seiten im Protokollbuch durchblättert und studiert, die die Zeit des Dritten Reiches und des Zweiten Weltkrieges betreffen. Wir suchen da nach Belegen und Spuren für eine der ereignisreichsten und aufregendsten Epochen unseres Jahrhunderts und finden — nichts. Absolut nichts.

Natürlich haben uns auch in der Zeit der Weimarer Republik die Eintragungen bei bedeutenden Ereignissen im Stich gelassen und nichts davon erwähnt. Nichts vom Versailler Vertrag, nichts von der Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten, nichts von der Weltwirtschaftskrise — um bloß drei beliebige, nichtsdestoweniger hervorragende Ereignisse jener Zeit herauszugreifen.

Das ist auch ganz in Ordnung so, sofern diese bedeutenden geschichtlichen Begebenheiten nicht unmittelbar auf die Beschlüsse

des Ichenheimer evangelischen Kirchengemeinderates eingewirkt haben. Umgekehrt sind wir dankbar für jedes Zeugnis, das die großen und fernen Ereignisse auf den bescheidenen Rahmen transponiert, der uns vertrauter ist. „Was in Paris, Berlin, New York passiert ist“, so kann ich mir sagen, „das liegt mir zu weit weg. Aber wenn ich erfahre, wie sich das bei uns daheim ausgewirkt hat, dann bekomme ich für mich eine ganz andere Unmittelbarkeit, selbst wenn es sich um eine andere Zeit handelt und weit zurückliegt.“

Der Zeuge, den wir hier befragen, läßt für die Weimarer Republik viele Lücken, gewiß. Aber für die Zeit des Dritten Reiches ist das Schweigen fast bedrückend. Die Machtergreifung Hitlers, Röhmputsch, Reichskristallnacht, Blitzkriege, Rußlandfeldzug, Rückzüge, Kapitulation — von all dem nichts, nichts, nichts. Kein Sterbenswörtchen von dem und zu dem, was draußen geschah. Doch auch das, was im Zusammenhang damit in Ichenheim selber passierte, hat keinen Niederschlag im Protokollbuch gefunden: weder die kurze Evakuierung zu Ausbruch des Krieges, noch die Hinrichtung der beiden Polen J. Wojrcik und F. Strojowski 1942, noch der Beschuß der Kirche und die anschließende Besetzung des Ortes durch die Franzosen 1945 noch irgendetwas. Das Kirchenbuch verweigert sich uns hier als Geschichtsquelle.

Ist es ein beredetes Schweigen, das Bände spricht? Ein Schweigen aus Angst? Ein Schweigen aus Vorsicht? Ein Schweigen aus Gleichgültigkeit? Ein „Das geht die Kirche nichts an“-Schweigen? Gar ein Schweigen aus Einverständnis? Eine Mischung aus alledem? Es ist schwierig, das zu bewerten, wahrscheinlich unmöglich.

Freilich hat es auch zu jener Zeit Sitzungen gegeben, im Verlauf des Krieges allerdings immer weniger und 1944 bloß eine (im Gegensatz etwa zum Ersten Weltkrieg, in dem Kontinuität bis zum Ende gewahrt

blieb). Jedoch beschäftigten sich diese Sitzungen allein mit Pfarrhausreparaturen, Kirchensteuererhebungen, Haushaltsfragen, Unterstützungen und dergleichen.

Bezeichnenderweise wird der Abgeordnete für die Bezirkssynode am 1. Juni 1934 entsprechend dem Wortschatz der Zeit „bestimmt“, nicht etwa „gewählt“. Ausdrücke des demokratischen Sprachgebrauchs werden mithin auch im Kirchenbereich vermieden.

Erst nach dem Zusammenbruch des Reiches 1945 ist die Sprechweise wieder unbefangener. Jetzt erscheinen einige der Begriffe, die dieser Zeit überall in Deutschland ihr Siegel aufdrückten. Sogar rückwirkend geben die Protokolle einige Auskünfte und Aufschlüsse.

So soll die Etabatrechnung der Kriegsjahre nachträglich vereinfacht werden,

„... da der Kirchenrechner im vergangenen Jahr zum Volkssturm eingezogen war.“ (vom 12. März 1946)

— zu jenem letzten Aufgebot des Dritten Reiches, das aus Jugendlichen und alten Männern bestand und das noch eine militärische Wende herbeiführen sollte. Erstmals erscheint ein Hinweis darauf, daß es im Laufe des Krieges in Ichenheim auch Bombenschäden gegeben hat, was als Grund anerkannt wird, einer Ichenheimer Bürgerin die Kirchensteuer für 1944/45 zu erlassen (vom 7. Februar 1947).

Für Silvester des Jahres der Kapitulation wird ein Heimkehrergottesdienst beschlossen, wohl für jene Soldaten, die bis dahin schon heimgekehrt sind, als auch für die, die noch fast über die ganze Erde verstreut in Gefangenschaft der Siegermächte bleiben mußten.

Schließlich erscheint auch ein Schlüsselbegriff jener Zeit, das Wort „Flüchtling“. Das Flüchtlingsproblem, mit dem die Bevölkerung nach 1945 nur schwer fertig wurde, die aus ihrer Heimat Vertriebenen ebensowenig wie die Einheimischen, tat sich auch in

Ichenheim auf. Die Bereitschaft zu helfen zeigte sich bei denen, die ihre Heimat behalten durften, in unserem Protokollbuch erstmals Weihnachten 1946, als festgehalten wurde, daß fünf Flüchtlingsfamilien je 50 Mark geschenkt werden sollten.

Auch das Wort Entnazifizierung, ein weiteres zentrales Wort aus der Nachkriegszeit, findet sich in den Protokollen. Und zwar bitet der Kirchengemeinderat das Schulamt Emmendingen, einen Lehrer nach dessen Entnazifizierung wieder in Ichenheim anzustellen (vom 24. November 1948).

Und als im Jahre 1950 bei einem Mädchen die Zulassung zur Konfirmation fragwürdig erscheint, wird darauf hingewiesen, daß sich dessen Eltern ja als „gottgläubig“ bezeichnet hätten, also mit jener Floskel des Dritten Reiches, die den Kirchenaustritt verschleiern sollte (vom 8. März 1950).

Zwölf Jahre waren also die Protokolle politisch abstinent geblieben. Dann hatte die Zeitgeschichte sie eingeholt. Wieder galt es, mit Problemen fertig zu werden, die nicht in der Gemeinde noch durch sie entstanden waren, aber die in der Gemeinde und für sie gelöst werden mußten.

Ob diese Lösungen immer unseren heutigen Vorstellungen entsprechen?

Nutzen wir unseren Vorteil, die Dinge aus mindestens 30 Jahren Abstand sehen zu dürfen, nicht allzu beckmesserisch aus. Vielleicht bekommen wir die Chance, alles besser zu machen. Vielleicht sollten wir sie uns aber gar nicht allzu heftig wünschen — jedenfalls nicht in der Form, wie die Verhältnisse um 1945 waren.

Die Gegenwart

Wann endete die Nachkriegszeit? Wann begann die Gegenwart?

Nun, erschöpfen wir uns nicht in Wortklaubereien und Spiegelfechtereien: hier hat jedes Datum mindestens ein Für und mindestens auch ein Wider. Für die evangelische

Kirchengemeinde Ichenheim bietet sich allerdings eine einleuchtende Zäsur an: der Bau des eigenen Gotteshauses.

Eine Tatsache ist in diesem Aufsatz bisher überhaupt nicht zum Tragen gekommen, vor allem deshalb, weil sie ein wenig außerhalb unserer Fragestellung liegt: die Tatsache des Simultaneums. Seit dem Simultanvertrag von 1816 teilten sich die katholische und die etwa halb so große evangelische Kirchengemeinden Ichenheims die St.-Nikolaus-Kirche in der Mitte des Ortes. Aber spätestens seit 1933 waren intensive Bestrebungen von katholischer Seite im Gange, diesen Vertrag abzulösen. Das evangelische Gegenüber zeigte sich zunächst weniger interessiert, bis Mitte der 50er Jahre auch dort der Gedanke aufgegriffen und der Bau eines eigenen Kirchengebäudes ins Auge gefaßt wurde. 1963 war die neue Kirche, 1965 das neue Pfarrhaus fertig.

Wie gesagt: unsere Fragestellung berührt das höchstens am Rande und doch insofern, als wir beim Durchblättern des Protokollbuches feststellen, daß in einem Viertel seines Gesamtumfanges hauptsächlich von der Ablösung des Simultaneums und von den Neubauten die Rede ist. Doch sind das nun keine Fragen der allgemeinen Geschichte, die damit ihr Ichenheimer Echo finden. Das aber war der Ansatz unserer Betrachtungen, die Einflüsse und Eindrücke zu registrieren, die von draußen her, aus der Historie Deutschlands und der Welt in Ichenheim so wirksam wurden, daß sie ihren Niederschlag auch in dem vorliegenden Protokollbuch fanden.

Kündigung des Simultaneums und Bau der eigenen evangelischen Kirche — diese Ereignisse fallen nun gerade in die Zeit eines allgemeinen Aufschwunges ökumenischer Ideen und zum Teil auch in die des 2. Vatikanum. Eigenwillige Interpreten könnten hier sagen, angesichts des weltweiten Bewegens der Kirchen zueinander wäre die Ichenheimer Entwicklung ein Anachronismus: hier sei man ja

schon unter einem Dach gewesen und doch auseinandergegangen.

Wie auch immer: die räumliche Trennung war und ist ja nicht das letzte und einzige Wort. Spätestens seit dem 8. Februar 1972 gibt es, wie unser Protokollbuch vermerkt, auf der evangelischen Seite einen ausdrücklichen Beauftragten für ökumenische Kontakte, eine Aufgabe, die der Ortspfarrer selbst übernahm.

Aber Ökumene beschreibt ja keineswegs nur das Verhältnis der beiden christlichen Konfessionen zueinander. Dementsprechend ist unter dem 3. Juli 1973 festgehalten

„... daß man... mit den Türken Kontakte u. evtl. Veranstaltungen in Zukunft ökumenisch gestaltet...“

Was immer aus diesem Vorschlag geworden ist, stellt er auf jeden Fall einen Versuch dar, nicht nur die Barrieren nationaler Enge und sozialen Abstandes ein wenig zu öffnen, sondern auch in der Religion. Wobei es sein könnte, daß in einigen Jahren und Jahrzehnten oder wann auch immer Leser nicht begreifen könnten, wie Ichenheim an Türken kommt — ein Umstand, der zu Zeiten der Hochkonjunktur und des Arbeitskräftemangels hier alltäglich war.

Vielleicht ist es von hier aus ein etwas gewagter Sprung — weil der Leser zu sehr nach Parallelen und Zusammenhängen suchen könnte zwischen dem vorigen und dem folgenden Bereich — wenn wir jetzt auf einen anderen Begriff zu sprechen kommen, der ein Thema der Tagespolitik geworden ist: auf die Entwicklungshilfe. Am 14. Oktober 1969 heißt es dazu erstmals in den Protokollen:

„... Als Beitrag zum kirchlichen Entwicklungsdienst zahlt die Kirchengemeinde für 1969 500,— DM.“

Ein Anfang ist mit diesen 500,— DM gemacht. Ein Anfang? Ein zweitesmal ist dieser Ausgabenposten nämlich nicht mehr im Protokoll aufgeführt. Gehen wir lieber der Frage nicht nach, ob er derart selbstverständlich ge-

worden ist, daß man verzichtet hat, ihn weiterhin in den Protokollen besonders aufzuführen.

Noch eine Tatsache erscheint erwähnenswert, die gar nicht denkbar wäre ohne das fatale Ende des Zweiten Weltkrieges und der Weltlage danach. Die Rede ist von der Teilung Deutschlands, aber auch von der Entkrampfung des Verhältnisses der beiden Teilstaaten nach 1969, die es möglich machte, eine frühere Patenschaft zu einer Kirchengemeinde in Brandenburg, zu Lögow, auszubauen. Erstmals findet sich dazu etwas in den Protokollen am 9. November 1972.

Nun soll hier so wenig wie in den Abschnitten zuvor behauptet werden, daß mit diesen wenigen Ausdrücken und Hinweisen die gesamte Palette der Probleme einer Zeit, hier: die unserer Gegenwart, erfaßt und umrissen sei. Aber es ist doch bezeichnend, welche Herausforderungen der Zeit im einzelnen von dieser Kirchengemeinde aufgenommen worden sind.

Noch zwei kleine Beobachtungen, die ebenfalls zeigen, wie in Ichenheim Trends der Zeit wirksam geworden sind: Ab 1966 unterschreibt erstmals eine Frau als Mitglied des Kirchengemeinderates die Protokolle mit. Weiterhin ist der Zug zum niedrigen Alter bei den „Kirchenältesten“ bemerkenswert. Während das Durchschnittsalter der Kirchengemeinderäte zu Beginn dieses Protokollbuches 52 Jahre betrug, läßt sich für die letzten, die dieses Buch benutzen werden, ein Durchschnitt von knapp 44 Jahren errechnen.

Zu guter Letzt sei ein Beschluß mitgeteilt, der über seine Anekdotenhaftigkeit hinaus den schnellen Wechsel der Moden in unserer Zeit recht deutlich macht. Er zeigt die Versessenheit der frühen sechziger Jahre auf Neue und Glatte und wäre schon knapp zwanzig Jahre später beim weitverbreiteten Hang, alles Überlieferte zu bewahren, gleichgültig, wie es aussieht und wie es erhalten ist, wohl kaum noch möglich:

„... Der KGR beschließt, die alten Einrichtungsgegenstände der Simultankirche (kleine Kanzel, Taufstein u. ä.) dem Kirchendiener als Brennholz zu übergeben.“ (vom 12. März 1962)

Schlußbetrachtung

Soviel steht fest: im nächsten Jahr wird dieses Protokollbuch nicht mehr im Dienst sein. Es wird voll sein — gefüllt bis zur letzten Seite. Sein Nachfolger wird wahrscheinlich ein Aktenordner. Warum auch nicht?

Dieses Buch hat einen weiten Bogen geschlagen. Nehmen wir bloß die Schreibweise: sie reicht da von der Zeit der gotischen oder deutschen Schrift in lichtechter Eisengallustinte bis hin zum Schreibmaschinendruck, dessen Blätter eingeklebt oder eingehftet werden mußten. Auch in dieser Beziehung ist es ein Dokument vom Wandel der Zeit.

Dieses Dokument ist nun gründlich von mir abgehört worden. Allerdings bezogen sich meine Fragen auf einen ganz bestimmten Bereich. Deshalb mußten die Auskünfte, die ich erhielt, auch aus diesem Bereich stammen. Die Fragen waren bewußt einseitig von Ereignissen und Problemen der überörtlichen Geschichte her entworfen. Ohne eine Beschränkung müßte nämlich eine kleine Betrachtung wie die vorliegende ins Grenzenlose zerflattern. Aber gewiß hat das Protokollbuch noch viel mehr Antworten parat als die, die hier erscheinen. Nur liegen die eben in anderen Bereichen.

Ichenheim ist kein abgeschlossener Kosmos für sich. Dieser Ort ist ein Teil des Landes, des Staates, Europas, der Welt. Er kann nicht anders, als auf die Ereignisse von außen zu reagieren und muß sie in die Verhältnisse dieses Ortes umsetzen.

Das gilt erst recht für einen Teilbereich des Dorfes, für die evangelische Kirchengemeinde. Wie dort diese Umsetzung im einzelnen geschah, welches Geschehen, welche Anregungen, welche Tendenzen aufgenom-

men wurden und welche nicht, dafür ist das Protokollbuch des Kirchengemeinderates ein interessanter Zeuge. Um so interessanter, als die Eintragungen nur selten bewußt darauf angelegt scheinen, einmal diese Zeugenrolle zu übernehmen.

So gut wie nie begegnen wir dagegen direkten Stellungnahmen und aktiven Versuchen des Einflüßnehmens über das Dorf hinaus. Meist handelte es sich um die großen Unausweichlichkeiten von Politik und Geschichte, die von irgendwo ausgehen und hier verarbeitet und bewältigt werden mußten. Oft ist es mehr das unbewußte Aufgreifen von Tageserscheinungen oder Schlagworten, das uns verrät, wie in einem kleinen Ort abseits der Metropolen Anstößen, Einflüssen, Signalen von außen standgehalten oder nachgegeben wurde und wird.

Die Geschichte unseres Jahrhunderts auf den großen Bühnen der Zeit ist uns soweit bekannt. Aber wie verlief sie dort, wo nicht über die Texte bestimmt wird, die dort oben gespielt werden? Dort, wo normalerweise wir „Normalbürger“ stehen? Das sollte über einen längeren Zeitraum durch die vorliegende Untersuchung ein wenig mehr erhellt werden. Und natürlich drängt sich dann auch die Frage auf, ob vom Parkett der Zeitgeschichte aus nicht doch versucht werden sollte, entschiedener darauf einzuwirken, daß die Stücke gespielt werden — um im Bilde zu bleiben —, die den Endverbrauchern der Politik liegen und ihnen mehr nützen.

Indem uns dieses Protokollbuch zu diesen Überlegungen führt, zeigt es, daß die Beschäftigung mit ihm exemplarisch sein kann und weit über die Ichenheimer Verhältnisse hinausweist. „Wie reagierten denn andere Gruppen anderswo in dieser oder jener Situation?“

Tat sich diese Frage nicht insgeheim mehr als einmal auf im Verlauf unserer Studie? Etwa: „Was geschah dort zur Zeit der Inflation? Wie standen die zum Dritten Reich? Was taten jene gegen die Kriegsfolgen?“ — wo-

bei jeder andere Bezugspersonen oder Bezugsgruppen einsetzen mag.

Unser Protokollbuch ist in Kürze endgültig Pensionär. Nach fast siebenzig Jahren steht ihm das auch zu. Aber das heißt nicht unbedingt, daß dieser Ruhestand schon eine endgültige Beerdigung bedeuten muß, so daß keiner

mehr irgendwelche Fragen an dieses Buch stellen könnte und dürfte. Im Gegenteil, seine Auskunftsfreudigkeit bleibt voll und ganz erhalten. Zu unserem Nutzen.

Ein kleines „Merke!“ am Schluß: Ähnliche Pensionäre gibt es noch weitere ringsum im Lande und warten darauf, gefragt zu werden.

Wer unseren Namen zu lang findet, sagt einfach „BW-BANK“

Dabei sind wir stolz auf unseren Namen: Baden-Württembergische Bank AG. Und auf unser Land: Baden-Württemberg, das wirtschaftsstarke, exportintensive Bundesland im reizvollen Südwesten. Seine Wirtschaftskraft verdankt diese Region dem Erfinder-

geist, dem Fleiß und der Sparsamkeit seiner Bewohner. Auch mit Worten sind wir sparsam. Wenn wir also „BW-Bank“ sagen, meinen wir Baden-Württembergische Bank. Sie ist mit mehr als 100 Niederlassungen die große, flächendeckende Regionalbank im Land. Industrie, Handel und Gewerbe in Baden-Württemberg haben – ebenso wie unsere privaten Kunden – Vertrauen in die BW-Bank.

Für sie sind wir:
Die Vertrauensbank im Land.

BADEN-WÜRTTEMBERGISCHE BANK
Stuttgart · Karlsruhe · Heilbronn · Über 100 x in Baden-Württemberg

**BW
BANK**

Frankenland

Preist das Land der Alemannen,
Seiner Hügel edlen Wein,
Preist der Schwarzwaldberge Tannen
Und das Land am jungen Rhein.

Freiburgs Münster, seit Jahrhundert
Ragt es auf in stolzer Pracht.
Gotik, von der Welt bewundert,
Filigran aus Stein gemacht.

Auch vom Neckar sollt ihr singen,
Von den Burgen hoch und her.
Frohe Lieder müssen klingen
Heidelberg zu Ruhm und Ehr.

Mannheim dürft ihr nicht vergessen,
Diese Stadt voll Kunst und Fleiß,
Mächtig rauchen seine Essen,
Bad'ner Landes Preis.

Uns'res Herrgotts schönstes Walten
Wird in Blüten offenbar;
An der Bergstraß' Sonnenhalden
Prangt ein Paradies fürwahr.

Wo ihr schaut der Heimat Weiten,
Freie Täler, stolze Höb'n
Schenkt sie ihre Kostbarkeiten,
Fruchtbar ist das Land und schön.

Weitab von den lauten Wegen
Ist ein tüchtig Volk zur Hand,
Und es muß sich wacker regen
Um sein schönes Frankenland.

Keiner soll dies Volk mir schelten,
Höhnern seine Einsamkeit.
Es wird dauern, es wird gelten,
Dienend in Bescheidenheit.

Stolz und kernhaft sind die Franken,
Bauernvolk am eig'nen Herd,
Treu und gläubig, sonder Wanken
Und im Daseinskampf bewährt.

Durch des Sommers Blumenreigen
Wallen sie zum Heil'gen Blut,
Um sich betend zu verneigen
Vor dem wundersamen Gut.

Friedlich fließt durch's Tal die Tauber
Rebumkränzt, zum nahen Main,
Und der Landschaft stiller Zauber
Schließt geheimnisvoll dich ein.

Ihr mögt rühmen, ihr mögt preisen,
Reich ist Euer Land am Rhein,
Dennoch will ich „Franke“ heißen
Und der Heimat treuester sein.

Arthur Trautmann

Odenwälder Leben im Übergang ins Industriezeitalter

Peter Assion, Freiburg/Walldürn

Bei der nostalgischen Suche nach Relikten der Vergangenheit ist jüngst nicht nur der Großväter-Hausrat wiederentdeckt worden und zum Verkaufsschlager auf den sich ausbreitenden Flohmärkten avanciert. Auch die Bild- und Wort-Medien des frühen Industriezeitalters erfreuen sich zunehmender Beliebtheit: alte Fotos werden gesammelt, nach alten Zeitungen und Zeitschriften wird gesucht, und Neu- und Nachdrucke machen die Ergebnisse dieser Sammlerarbeit bereits in beachtlichem Umfang der breiten Öffentlichkeit verfügbar. Zu begrüßen ist, daß dabei auch für ernsthaftere Auseinandersetzung mit der jüngeren Geschichte Quellenmaterial ans Licht kommt. Zu bemängeln ist aber auch, daß dieses Material z.T. einseitig ausgesucht und unzulänglich erklärt wird. Dies gilt insbesondere für die Beschäftigung mit alten Zeitungen. In der heutigen Presse, zumal auf Heimat-Seiten und in Heimat-Beilagen, häufen sich neuerdings die zu Artikeln zusammengestellten Funde in den ersten Lokalblättern der jeweiligen „Heimat“. Wenn diese jedoch nur als Kuriosa präsentiert werden, die „uns heute ein Schmunzeln entlocken“ und Befriedigung über erreichten Fortschritt vermitteln sollen, so muß konstatiert werden, daß eine Chance zur Aufarbeitung der Vergangenheit eher vertan als genutzt wird. Denn so idyllisch, wie es diesen Artikeln nach scheint, war ja „die gute alte Zeit“ keineswegs, und auch der Hinweis auf die Armut und Beschwerlichkeit früheren Lebens reicht nicht aus, wenn nicht gleichzeitig nach Ursachen und Bedingungen gefragt wird. Zu den Zeitungen müßten entsprechend weitere

Quellen herangezogen werden. Doch auch sie selbst enthalten genügend Stoff, um die „kuriose“ Einzelmeldung in einen Kontext rücken und so besser verstehen zu können. Aufgrund von Erhebungen in den ältesten Zeitungen des hinteren Odenwaldes soll dies nachfolgend gezeigt werden.

Im badischen „Hinterland“ erschien nur in Wertheim schon im 18. Jahrhundert regelmäßig eine Zeitung¹⁾. Stadt und Land waren ansonsten auf die Blätter aus Heidelberg und Karlsruhe angewiesen, nach denen zumal am Vorabend der Revolution von 1848/49 begierig gegriffen wurde, weil sie über die politischen Ereignisse informierten und zum Teil die auch im Odenwald erhoffte badische Republik forderten. Dies galt etwa für den „Neckar-Boten“ des Heidelberger Verlegers O.A. Oswald. Als die republikanische Idee unterdrückt und auch publizistisch bekämpft wurde, kam es 1849 in Mosbach zur Herausgabe des regierungstreuen „Odenwälder Boten“: von Kaspar Müller verlegt und mit einem Amtsblatt-Privileg ausgestattet, um den (1850 eingestellten) „Neckar-Boten“ zu verdrängen. In den benachbarten Städten vergingen weitere Jahre, ehe auch hier ein erstes Lokalblatt herauskam. Die Schuld daran trugen die nachrevolutionären Verhältnisse, die von tiefer Depression geprägt waren und weder zu politischen noch zu wirtschaftlichen Initiativen ermunterten. Erst als der gemäßigte badische Liberalismus 1860 seine Repräsentanten an die Regierung brachte, regte sich auch auf dem Feld der Publizistik neues Leben, und es ist jedenfalls kein Zufall, daß Buchen 1865 mit dem „Buchener Anzeiger“,

Walldürn 1867 mit dem „Odenwälder Anzeiger“ ihre erste Zeitung bekamen. Karl Lind (1840–1886), der aus Mosbach zugezogene Verleger des Buchener Blattes, profilierte sich zugleich deutlich als Anhänger des badi-schen Staatsliberalismus. Franz Wendel Kaufmann (1845–1924), in Walldürn orts-gebürtig, hielt sich in seiner Zeitung zwar politisch zurück, fand aber in Max Hollmaier (1828–1888) einen streitbaren liberalen Nachfolger. Ab 1873 gab Hollmaier die Walldürner Zeitung mit dem Titel „Walldür-ner Stadt- und Landbote“ heraus, und sie be-stand dann, unter neuer Leitung um 1890 auf die Zentrumslinie einschwenkend, bis zur Gleichschaltung der Presse 1936. Der „Bu-chener Anzeiger“ war 1887 in „Der Oden-wälder“ umbenannt worden, blieb national-liberalen und schließlich deutsch-nationalen Grundsätzen treu, um dann 1934 mit dem Heidelberger NS-Blatt „Volksgemeinschaft“ zu fusionieren.

Komplette Jahrgänge aus der Anfangszeit der Buchener und Walldürner Zeitung haben sich in den Universitätsbibliotheken in Frei-burg und Heidelberg erhalten²). Und schon bei erster Einsichtnahme bestätigte sich, daß es sich dabei um Geschichtsquellen ersten Ranges handelt. Die „neue Ära“ des Groß-herzogtums Baden³) nämlich, die 1860 be-gonnen hatte, war eine Phase tiefgehenden wirtschaftlich-sozialen Wandels, dem för-dernd schon die 1862 eingeführte Gewerbe-freiheit Rechnung trug. Die heimischen Wirtschaftskräfte entfalteteten sich, Industrie-Städte wuchsen empor, und das Land abseits wurde davon zumindest indirekt berührt, in-dem dort Arbeitskräfte abgezogen und Kauf-kraft abgeschöpft wurde: letzteres durch In-dustriewaren, die mit der handwerklichen Ei-genproduktion in Konkurrenz traten. Auf den Anzeigenseiten der Lokalblätter findet man hierzu die direkten Belege, und hier wird auch durch amtliche und private Be-kanntmachungen der wirtschaftliche und so-ziale Wandel oft am unmittelbarsten faßbar.

Von den Problemen des krisenreichen Über-ganges ins Industriezeitalter wird außerdem immer wieder im redaktionellen Teil gehan-delt. Und hier zeigt es sich dann, daß die frü-hen Zeitungen vor anderen Quellen noch den entscheidenden Vorzug haben, zu Fak-ten, die auch aus Archiven zu erheben wä-ren, zugleich die Einstellungen und Ansich-ten der Zeitgenossen zu überliefern. Schließ-lich waren und sind Zeitungen ja „Organe der öffentlichen Meinung“. Und selbst wenn es sich in jenen liberalen Blättern z. T. um die „veröffentlichte Meinung“ der Redaktion handelt, von bestimmten Kenntnissen und Interessen geprägt, so ist doch auch dabei der Bewußtseinsstand der Zeit gespiegelt, weil aus der Meinung die Gegenmeinung zu erschließen und insgesamt ein Bild früheren Lebens zu rekonstruieren ist, wie man es in dürren amtlichen Protokollen und Vermer-ken vergeblich suchen würde.

Der Aufschwung und das Vertrauen in eine bessere Zukunft, denen die Buchener und die Walldürner Zeitung ihren Ursprung ver-danken (nicht anders als weitere Presse-Un-ternehmungen dieser Zeit), wirkte sich in diesen selbst so aus, daß auf wirtschaftliche Weiterentwicklung auch des Landes gesetzt wurde und die Redakteure bestrebt waren, mit allen Kräften den Fortschritt zu fördern. Ihre Hauptsorge galt dabei der Landwirt-schaft. Hinzu kamen Belehrung und Aufklä-rung auf allen Gebieten des täglichen Le-bens, und wenn dies bisweilen in einem recht kritischen Ton geschah, so ist den damaligen Schreibern doch die ernste Absicht anzurech-nen, daß sie Verhältnisse, die in vieler Hin-sicht im argen lagen, bessern und verändern wollten. Der aufklärerischen Aufgabe der Presse war man sich durchaus bewußt, und der „Buchener Anzeiger“ definierte sich etwa explizit als „Träger und Vermittler aller Bil-dung“... zumal „auf dem Odenwalde, wo Intelligenz und tiefere Einsicht in das, was wahrhaft not thut, mangeln“⁴). „Kämpfe und Hindernisse“ wurden bewußt in Kauf ge-

nommen: etwa der Widerstand mancher Ortsgeistlicher, die mit der liberalen Grundeinstellung der Blätter nicht übereinstimmten und einzelne Nummern zum Gegenstand von Kanzelreden machten. Und wenn der katholische „Badische Beobachter“, der in Karlsruhe herauskam, sich über den Eifer der liberalen Blättchen mokierte, so schoß man scharf zurück gegen — ein Zitat aus dem „Buchener Anzeiger“ von 1865 — „die schamlose Frechheit, mit der ohne Grund Persönlichkeiten so angegriffen wurden, wie es nur von ganz niederen Naturen geschehen kann“⁵).

Daß man im Odenwald in einem ziemlich zurückgebliebenen Landesteil lebte, dessen war man sich bewußt: in einer Landschaft, die von der Natur wenig begünstigt war und die dazu auch noch feudale Lasten zu tragen gehabt hatte, nämlich den mit viel Geld erst bis ca. 1860 abgelösten Zehnten⁶), der dann gerade mit den Ablösegeldern der Landwirtschaft jene Mittel entzog, die so dringend für technische Neuerungen und eine Verbesserung der kargen und nassen Böden gebraucht worden wären. Hinzu kam die abseitige Lage fern der Zentren des aufblühenden Handels und Wandels. An die Städte gab der Odenwald immer nur ab, vor allem seine überzähligen Menschen, ohne von dort etwas zurückzuerhalten: Finanzhilfen vorerst sowieso nicht, und Zuzügler nur dann, wenn sie von amtswegen mußten. In diesem Zusammenhang entstand das Schlagwort vom „Badischen Sibirien“, und der „Buchener Anzeiger“ bemerkte dazu folgendes: „Es ist auch noch nicht lange her, daß der Odenwald das badische Sibirien für die Beamten war, von Oben bis Unten, wo Geistliche und Lehrer, Förster und Theilungscommissäre ec. ec. immer aus den Reihen derer rekrutirt wurden, die man anderwärts nicht gebrauchen konnte“⁷). Wie dann ein zu Mudau tätiger Gerichtsnotar die Gegend sah, die er gleichwohl doch lieb gewonnen hatte, doku-

mentierte er in der Zeitung mit dem folgenden selbstverfaßten „Abschiedslied“:

*So leb' nun wohl, du lieber Odenwald,
Mit deinen Bächlein, winzig nur und kalt,
So arm an Wasser meistens wie an Fischen,
Mit deinen armen lichten Heckenbüschen;
Leb wohl, leb wohl!*

*Sind deine Höb'n auch kahl und rauh und öd,
Und fast das ganze Jahr vom Wind durchweht,
Und zeigt sich selten auch ein schatt'ger Baum,
So bietest dennoch du der Freude Raum;
Leb wohl, leb wohl!*

Daß der „Buchener Anzeiger“ dieses Gedicht druckte, bestätigt, daß man nüchtern auf die eigenen Verhältnisse blickte und 1865 noch nicht dazu übergegangen war, sich mit romantisierender Verklärung selbst etwas vorzumachen. Heimatgedichte, die Dorf und Tal zu den schönsten der Welt deklarierten, datieren erst aus späterer Zeit und sollten dann für Verluste und Mängel entschädigen, die man ursprünglich konkret auszugleichen oder zu beheben hoffte.

„Arm“: so bot sich vor über hundert Jahren nicht nur die Landschaft dar. Arm waren auch die meisten Bewohner des Odenwaldes, und zwar nicht nur im Vergleich zu anderwärts oder in höheren sozialen Schichten herrschendem Reichtum, sondern viele auch im Sinne existentieller Not. Davon zeugen in den Zeitungen die „kuriosen“, tatsächlich aber bitter-ernsten Fahndungsanzeigen der Polizei, wenn es zu einem Mundraub oder sonst einem kleinen Diebstahl gekommen war, der mit großem Aufwand verfolgt wurde, weil er andererseits die Geschädigten hart getroffen hatte. So liest man etwa 1867 von folgendem Fall: „In der Nacht vom 30. auf 31. Mai wurden dem Karl Anton Trunk von Hettigenbeuern durch gewaltsames Erbrechen der Kellerthür aus dessen Keller zwei Laibe Schwarzbrod im Werth von 48 kr. und ein Sester Kartoffeln, gelbe und rote, im Werthe von 26 kr. entwendet. Es wird ge-

beten, auf die entwendeten Gegenstände und den Thäter bezügliche Kenntnißnahme mitzuthemen. Das Großh. Amtsgericht Buchen⁸⁾. Auch als einer Witwe in Donebach ein Sack Kartoffeln, einem Tagelöhner in Mudau ein alter brauner Kittel, einem anderen Geschädigten aus dem im Speicher aufgehängten Oberbett drei bis vier Pfund Bettfedern entwendet wurden, waren das Kriminalfälle, die zu ihrer Zeit Gewicht hatten. Und wenn es nicht Mundraub war, so war es der Bettel, der die Ärmsten der Armen in fremde Häuser trieb. Im Februar 1867 klagte der „Buchener Anzeiger“ über zunehmendes Bettelwesen im Amtsbezirk und zugleich darüber, daß die Polizei und die Ortsvorsteher diesem Treiben nicht strenger Einhalt geböten. Am 5. Januar 1868 findet sich im „Odenwälder Anzeiger“ aus Walldürn die Meldung, daß „auf dem Wege von hier nach Glashofen ein halbverfrorener Knabe gefunden, welcher bei den Bauern Neujahrschenke einsammeln wollte“.

Die Bauern, die nach den letzten Hungerjahren 1842 und 1845 wenigstens genügend Lebensmittel zur Verfügung hatten, mußten den auf land- und forstwirtschaftlichen Nebenwerb angewiesenen Tagelöhnern noch als „reich“ gelten. In Wirklichkeit befand sich auch die Landwirtschaft in einer tiefen Krise. Erschütternd wirken dazu die fast in jeder Nummer der beiden „Anzeiger“ zu findenden Versteigerungsankündigungen: kleinen und mittleren Bauern wurde ihr Hab und Gut versteigert, weil sie sich verschuldet hatten und den Gerichten anheimgefallen waren. Dies war ein deutliches Zeichen der Zeit. Der ältere bäuerliche Betrieb hatte noch nicht mit Geld gewirtschaftet, sondern sich außerhalb der Geldwirtschaft selbst versorgt. Überschüsse gingen an das Handwerk für entsprechende Dienstleistungen, nur in geringem Umfang auf den freien Markt. In der Epoche sich steigernder Wirtschafts- und Kapitalkraft aber war auch vom Bauern ein Umdenken gefordert⁹⁾. Er sollte in neue Ge-

räte und Wirtschaftsbauten investieren, um durch Produktionssteigerung zu Geld zu kommen: Geld, das er aber schon sofort gebraucht hätte, um auf solider Basis wirtschaften zu können und sich auch jene alltäglichen Gebrauchsgüter zu kaufen, die ihm früher billig der Handwerker gefertigt oder nach denen noch kein Bedürfnis bestanden hatte. Wer dies nicht bedachte, lebte über seine Verhältnisse, und erst recht kam es dann zur Katastrophe, wenn es Mißernten, Unglück im Stall oder gar einen Brandfall durch Blitzschlag gegeben hatte. Der „Buchener Anzeiger“ war freilich nicht so kurz-sichtig, nur zu fleißigen Käufen und Investitionen zu raten. Er plädierte auch durch viele Nummern hindurch für Vieh- und Feuerversicherungen und für die Gründung gediegener Kreditanstalten, für Absicherungen also, die dem Bauern helfen sollten, auch unter den Bedingungen des Industriezeitalters zu bestehen.

Den landwirtschaftlichen Kleinbetrieb hielt man damals noch durchaus für lebensfähig. Zwar gab es auch die Kritik weitschauender Beamter¹⁰⁾, doch empfahl noch 1865 der „Buchener Anzeiger“ die Aufteilung geschlossener Hofgüter und kritisierte das in der Mudauer Gegend herrschende Anerbenrecht wie folgt: „der Gutsbesitzer ist dann Bauernbaron; seine Geschwister lungern um ihn herum als seine Tagelöhner; ein ahnendes Gefühl, gesetzwidrig zu diesem Loos bestimmt zu sein, lähmt ihre Arbeitskraft und ihren Muth; zur Ehelosigkeit gezwungen, zeugen sie massenhaft uneheliche Kinder. So füllt sich das Dorf doch mit Menschen, aber in wilden Ehen und mit wildem Nachwuchs“¹¹⁾.

Daß die letztere Feststellung nicht übertrieben war, ist an den veröffentlichten Geburtsstatistiken abzulesen, die in der That eine erschreckende Zunahme unehelicher Geburten bezeugen: 1866 kamen im Amtsbezirk Buchen auf 100 Geburten 14,3 uneheliche, wobei die Dörfer der Mudauer Zent die Liste

anführen: in Einbach und Langenelz war jedes dritte Kind unehelich, in Schlossau, Donebach und Mörschenhardt jedes vierte¹²). Dazu gehören dann auch Nachrichten wie die folgende aus Steinfurt bei Hardheim: „Dieser Tage trug sich hier ein beklagenswerthes Ereigniß zu. Eine hiesige Dienstmagd verheimlichte ihre Schwangerschaft, und diese Verheimlichung mußte sie mit dem Tode bezahlen; indem sie ohne anderweitige Hilfe entbunden ward, fand man sie mit dem Kind todt im Zimmer liegen“¹³). Und aus Bretzingen im Amtsbezirk Walldürn erfahren wir 1868 durch den „Odenwälder Anzeiger“, daß eine Mutter bereits drei uneheliche Kinder besaß und ein viertes — 28 Wochen alt — tötete, indem sie ihm eine zu starke Dosis von Mohnkapselabsud eingab¹⁴). Auch der „Buchener Anzeiger“ brachte die Meldung und fügte hinzu: „Ob eine verbrecherische Absicht oder pure Fahrlässigkeit zu Grunde liegt, muß die Untersuchung zeigen“¹⁵). In Fällen dieser Art drückte sich herrschende Not ganz elementar aus: heiraten konnte schließlich nur, wer die nötigen Mittel besaß, eine Familie zu ernähren, und darüber wachten die Bürgermeisterämter, bei denen zu einer geplanten Eheschließung die Genehmigung einzuholen war. Bei steigender Bevölkerungszahl konnte das Heiratsprivileg immer nur den noch relativ Vermögenden erteilt werden — die anderen, die besitz- und berufslos in die sogenannte „unterbäuerliche Schicht“ abgesunken waren, standen mehr oder weniger auch außerhalb der bürgerlichen Ordnung. Uneheliches Zusammenleben war dann die Folge, doch war selbst dies nicht ohne weiteres möglich. Für eine „wilde“ Ehe gab es acht Tage Gefängnis — so die vom Kreisgericht Mosbach verhängte Strafe für ein Paar aus Wagenschwend und Strümpfelbrunn¹⁶).

Versuche, zu wirtschaftlichen Verbesserungen zu gelangen, gab es in verschiedenen Bereichen. Große Hoffnungen wurden etwa in die Strohflecht-Industrie gesetzt, die im

Schwarzwald schon länger heimisch war und die der badische Staat auch dem Odenwald empfahl. In Mudau, Schlossau, „Dumbach“ (Donebach), Mörschenhardt, Langenelz, Reisenbach, Oberscheidental und Walldürn wurden „Strohflechtschulen“ eingerichtet¹⁷), wo unter der Anleitung vom Staat bezahlter Lehrerinnen alle müßigen Hände, zumal auch die von Kindern, mit der Herstellung von Strohgeflechten beschäftigt wurden. Weitere Flechtschulen kamen in Hettingen und Hardheim hinzu, doch florierte der Absatz der Strohhüte, -taschen und sonstigen Waren nicht richtig und erlag schließlich ganz der Konkurrenz billigerer Auslandswaren, so daß diese Manufakturbetriebe bis Jahrhundertende (in Walldürn 1899) wieder schlossen. Für andere, erfolgversprechende Industrien fehlte das örtliche Kapital^{17a}). Es fehlten außerdem Verkehrsanschlüsse, die es den kühl kalkulierenden Unternehmern hätten rentabel erscheinen lassen, Investitionskapital zu den Menschen zu bringen, statt diese vom Land abzuziehen. Für den Eisenbahnbau engagierten sich die Lokalblättchen zwar leidenschaftlich. Die Bemühungen zogen sich jedoch Jahrzehnte hin¹⁸), und nachdem bis 1866 die Linie Heidelberg—Mosbach—Würzburg ausgebaut war, dauerte es noch bis 1887, ehe von Seckach her auch Buchen und Walldürn Bahnanschluß erhielten. Und erst 1899 wurde diese Strecke bis Amorbach verlängert, während die diskutierte Querverbindung in den hessischen Odenwald hinein ganz ausblieb.

Für die Notwendigkeit einer Industrialisierung fehlte aber auch noch ein örtliches Bewußtsein — dies läßt sich wieder besser, als aus anderem Material, aus den Zeitungen herauslesen. Verbesserungsvorschläge zielten fast ausschließlich auf die Hebung der Landwirtschaft; selbst das gefährdete Handwerk fand nicht das gleiche Interesse, und dies zeigt, wie sehr man doch auch noch in agrarischem Denken befangen war.

Aufklärende Artikel machten die Landwirte mit modernen Düngemitteln vertraut. Anzeigen gaben bekannt, wo solche auf Lager waren. Produziert wurden sie in den chemischen Fabriken Mannheims und Frankfurts¹⁹⁾, erprobt zuerst auf den größeren Hof- und Stiftungsgütern, von wo dann die Erfolgsmeldungen in die Zeitungen weiterwanderten²⁰⁾. Außerdem gab es im Amtsbezirk Buchen einen rührigen „Landwirtschaftlichen Bezirksverein“, dem jeweils der Amtmann vorstand²¹⁾. Der „Buchener Anzeiger“ dokumentiert eine unermüdliche Vortrags- und Aufklärungsarbeit dieses Vereins in Buchen und Umgebung (so in Hainstadt, Mudau, Waldhausen, Heidersbach, Schlossau, Bödighheim und Rinschheim, ab 1875 — nachdem die Amtsbezirke Walldürn und Buchen zusammengelegt waren — auch in Walldürn und auf der „Walldürner Höhe“). Bei den Vorträgen ging es um neue und alte Düngemethoden, um den Klee-Anbau und verbesserte Wiesenkulturen, um neue Geräte und bessere Viehrassen. Statt des unrentablen Getreide-Anbaues wurde vor allem der Futterbau und die Viehzucht gefördert: dies war auch das Anliegen der Buchener Landwirtschaftslehrer, die an Stelle der früher aus Heidelberg und Karlsruhe anreisenden Referenten die Vortragsarbeit übernahmen. Nach heißen Debatten in der Mosbacher Kreisversammlung war es 1867 in Buchen zur Eröffnung einer Landwirtschaftlichen Winterschule gekommen: für das gesamte Hinterland von Mosbach bis Tauberbischofsheim und Wertheim. Junge Landwirte konnten sich hier den Winter hindurch über die neuesten Erkenntnisse auf dem Gebiet der Agrartechnik unterrichten lassen — die Werbetrömmel zu eifrigem Besuch rührte wieder der „Buchener Anzeiger“. (1876 erfolgte die Verlegung nach Tauberbischofsheim.) Außerdem wurden bei den Gaufesten der Landwirtschaftlichen Bezirksvereine Vorträge gehalten, Zuchtvieh verlost und neue Geräte vorgestellt. Im Besitz solcher Geräte waren

wieder zuerst die reicheren Hofgüter, deren Bedeutung für landwirtschaftliche Innovationen dadurch noch deutlicher wird. Als am 21. August 1865 das Inventar des Hofgutes Rineck wegen Wegzuges des Pächters Friedrich Brunk versteigert wurde, spezifizierte eine Anzeige²²⁾ den Geräte-Bestand wie folgt:

15 Pflüge, als: Brabanter-, rheinischer Wende-, Schorf-, Jäter- u. Häufelpflüge,
 2 schwere Walzen,
 1 fünfreihe Fruchtsäemaschine mit Vorrichtung zum Ausstreuen künstl. Düngemittel,
 1 zweireihige Repssäemaschine nach gleicher Construction,
 1 breitwüffige Dungstreumaschine,
 1 Pferdehacke,
 1 Obstmahlmaschine,
 1 Dickrübenschneidmaschine,
 1 Grünmalzquetschmaschine,
 1 Schrotmühle.

Diese Geräte waren der Anzeige zufolge „größentheils neu“. Der bäuerliche Klein- und Mittelbetrieb brauchte z. T. noch Jahrzehnte²³⁾, bis er ebenfalls das Geld für Sämaschinen usw. aufbringen konnte bzw. bis er von deren Vorteilen überzeugt war. Auch gedroschen wurde lange noch mit Hand, auch wenn die Firma J. P. Lanz (Mannheim) z. B. schon am 6. September 1868 im „Odenwälder Anzeiger“ in Walldürn „Patent-Dreschmaschinen & Futterschneid-Maschinen bewährtester und neuester Construction... zu herabgesetzten sehr billigen Preisen“ offeriert hatte. 1865 war auch erstmals die Dampfdreschmaschine nach Buchen gekommen und drosch gegen Gebühr.

Auch neue Kulturen wurden zuerst auf den Gütern erprobt. Zu zusätzlichem Verdienst wurde zeitweise der Hopfenanbau sehr propagiert²⁴⁾, und 1865 berichtete der „Buchener Anzeiger“, Gutsbesitzer Sommer in Oberneudorf habe einen Hopfengarten angelegt, der sehr gut gediehen sei. Dazu die Zeitung weiter: „Es ist dadurch der Beweis

geliefert, daß auch der Odenwald in seiner Ertragsfähigkeit andern Gegenden nahe gebracht werden kann, wenn richtige Behandlung und Fleiß nicht fehlen²⁵). Der Odenwälder Bauer — durch schwankende Preise und Erfahrungen mit der Witterung gewitzt — blieb jedoch vorsichtig und vertraute mehr dem Kartoffel-Anbau. Zu dieser Einstellung und zur Kartoffel liest man 1867 die treffliche Glosse: „Das Gedeihen dieses Gemüses ist Fleisch für die minder bemittelte Klasse, nämlich Hauptsache auch nach dem Sprichwort eines weiland odenwälder Landwirths, lautend: ‚Deß Hädekorn²⁶) iß e mißliche Frucht! Wann’s do nor e Blitzerle dutt in die Blieth: — wupp, do iß ferti! Ewwer Kathoffel? Do blitz, do dunner, do krach, do mach — waß d’ witt: Kathoffel, du schtiktscht gut! Kathoffel iß die besch’t Frucht!‘²⁷).

(Nebenbei: solche Mundartproben sind öfter zu finden²⁸), zumal in witzigen Anzeigen, und man hat hier für das betreffende Gebiet die frühesten schriftlichen Mundarttexte.)

Industrie gab es dann, wie oben schon betont, in den aufwachsenden Großstädten. Nach dort wanderten immer mehr Odenwälder und Bauländer ab, während gleichzeitig und schon früher die Auswanderung nach Amerika²⁹) ständige Antwort auf die aktuelle Notsituation war. Auswanderer-Agenturen gab es in großer Zahl in Mannheim, die wiederum in allen größeren Orten des Hinterlandes ihre lokalen Agenten sitzen hatten. Diese Agenten boten sich ständig per Anzeigen zum Abschluß günstiger Überfahrtsverträge an, und nicht wenige verkauften ihre geringe Habe, um dadurch die rund 80 Gulden Reisegeld aufzubringen. Die Namen und den Stand der Auswanderer erfahren wir ebenfalls aus Anzeigen, denn bevor das Bezirksamt den nötigen Reisepaß aushändigte, wurde die geplante Reise öffentlich bekanntgegeben, damit etwaige Gläubiger noch rechtzeitig ihre Forderungen geltend machen konnten. Per Rheinschiff oder Bahn ging es dann zu den großen Seehäfen: nach Antwer-

pen, Le Havre, Bremen oder Hamburg, und von dort per Dampfschiff nach New York. Bewegend war oft der Abschied im Heimatort, war es doch nicht selten ein Abschied für immer. 1866 lesen wir im „Buchener Anzeiger“, daß selbst ein armer Tagelöhner in Mudau verabschiedet wurde, wie man es großartiger nicht für den Großherzog hätte arrangieren können. Da er Mitglied des Gesang- und Veteranenvereins gewesen war, brachten ihm diese Vereine am Abend der Abreise ein Ständchen und einen Fackelzug dar. Gute Wünsche wurden ausgesprochen, und im Gasthaus „Zum Roß“ gab es einen großen Abschiedstrunk. Als der Auswanderer gegen 11 Uhr nachts mit Frau und drei kleinen Kindern dann aufbrach, begleitete ihn halb Mudau bis zum Nachbarort Langenelz. Unterwegs wurden Pistolen abgeschossen. Dazu bemerkt die Zeitung: „In Amerika soll ein solch freundschaftliches vereintes gemüthlich theilnehmendes Leben nicht herrschen.“ Tatsächlich kamen die Auswanderer oft von einer Not in die andere und wurden nicht selten schon in den Abfahrts- und Ankunfts Häfen um ihr letztes Geld geprellt. Immer wieder sind in die Blättchen Warnungen vor betrügerischen Lockrufen³⁰) und unseriösen Geschäftspraktiken mancher Agenten und Reeder eingerückt. Man erfährt z. B. aus einer Bekanntmachung des Bezirksamtes Buchen vom 2. April 1867, daß in Antwerpen die Auswanderer mit der Forderung überascht wurden, auf das Schiff ihre eigene Matratze und Decke, außerdem Eß- und Trinkgeschirr mitbringen zu müssen; wer dazu nicht imstande war, wurde zurückgewiesen und auf Kosten der Heimatgemeinde nachhause befördert! Ein fester Zusammenhalt der Auswanderer und ein rückwirkender Informationsfluß waren bei dieser Sachlage lebenswichtig. Mit Hilfe der Zeitung funktionierte auch dies. 1867 erschien z. B. im „Buchener Anzeiger“ ein von zahlreichen Odenwäldern unterschriebener Brief, der für den Aufenthalt in Le Havre das Gasthaus

„Deutsche Halle“ empfahl. Der Wirt habe ein großes und reinliches Haus und bewirte gut und billig. „Wir bitten Sie, allen Landsleuten die Adresse von diesem Gasthaus zu geben und wünschen, daß alle in diesem Gasthaus logieren.“ Nach glücklicher Ankunft in New York gaben die Agenten per Anzeige die Ankunft des jeweiligen Schiffes und zur Beruhigung der Angehörigen die Namen der Angekommenen bekannt. Briefe der Auswanderer folgten dann über den großen Teich, und aus solchen entnahm der „Buchener Anzeiger“, daß die Buchener in New York 1866 einen eigenen Krankenunterstützungsverein ins Leben gerufen hatten und sich regelmäßig trafen, um sich „in deutscher Gemüthlichkeit“ zu unterhalten und die politische Lage in der Heimat zu besprechen. Der Verein hatte 28 Mitglieder, „alle von unserer lieben Heimath Buchen“, und meldete immer wieder seine Aktivitäten der Heimatzeitung. Zu vielen anderen Auswanderern, zumal den ins Innere des Landes sich Verlierenden, riß der Kontakt jedoch ab, und ergreifend sind dann jene Suchanzeigen zu lesen, die erschienen, wenn zuhause nahe Angehörige, Eltern oder Geschwister, starben und das Erbe verteilt wurde: „Erbvorladung. Johann Sebastian Baier von Limbach, der schon vor mehreren Jahren nach Nordamerika ausgewandert ist und dessen dermaliger Aufenthaltsort hier unbekannt ist, ist erbberechtigt zu dem Nachlasse seiner in Limbach am 25. November 1865 verstorbenen Mutter, der Tagelöhner Valentin Baier Ehefrau Franziska geb. Bopp. Derselbe wird aufgefordert, innerhalb drei Monaten von heute an hier zu erscheinen und seine Erbansprüche geltend zu machen“³¹). Daß den Gesuchten diese Vorladung erreicht hat, ist kaum wahrscheinlich.

Freilich: auch die heiteren Seiten des Lebens wußte man in der Vergangenheit zu genießen, auf Feste und Feiern, brauchwürdige Veranstaltungen, Vereinsaktivitäten wurde nicht verzichtet. Dazu zum Abschluß noch

einige Belege aus Buchen. Hier hoben sich als große Ereignisse im Jahreslauf die Fastnacht, der Schützenmarkt im Herbst und — wie andernorts — Großherzogs Geburtstag am 9. September heraus. Über die Fastnacht, die ja heute noch in Buchen eine große Rolle spielt³²), erfährt man zunächst allerdings nur mittelbar, nicht in eigenen Berichten. Die Fastnacht galt noch als etwas Unfeines, als das Fest der armen Leute, die wenigstens einmal im Jahr lustig und ausgelassen sein wollten, während das bessere Bürger- und Beamtentum die gesitteteren Vereinsbälle und Bankette, die das ganze Jahr hindurch stattfanden, bevorzugte. Dies belegt deutlich die folgende Verordnung des Bürgermeisterrates vom 2. März 1867: „Bei der bevorstehenden Fastnachtszeit erwartet man von Seiten des Publikums, daß nur anständige Masken mit anständigem Benehmen an den öffentlichen Umzügen Theil nehmen. — Schmutzige, ekelzerregende Masken (insbesondere sog. Huttelmajors), ferner solche, welche sich gegen Erwarten begeben lassen, in irgend einer Weise das Publikum zu beleidigen, anzubetteln, durch Lärmen oder Schreien, namentlich bei Nachtzeit, die Ruhe zu stören, werden unnachsichtlich nach § 59 des Polizei-Straf-Gesetzes bestraft.“

An Großherzogs Geburtstag wurde kräftig mit Böllern geschossen. Morgens war feierlicher Kirchgang mit dem Schützenkorps und abends Ball. Der Schützenmarkt im September war dann das Volksfest für den ganzen hinteren Odenwald, zumal auch für die Nachbarstadt Walldürn, und als die Walldürner 1868 nicht kommen könnten, weil sie zum gleichen Termin ein Dankfest wegen überstandener Cholera-Epidemie veranstalteten, so wurde dies sehr lebhaft in der Zeitung bedauert. Denn schlechter Besuch bedeutete auch geschäftliche Einbußen, weil der Markt noch vorwiegend eine Verkaufsmesse war³³). Darüber hinaus waren aber auch dem Auge seltene Genüsse geboten, so wenn ein „mechanisches Welt- und Automa-

tentheater“ mit beweglichen Figuren Vorstellungen gab.

Zu einer Zeit, die Kino und Fernsehen noch nicht kannte, waren Abwechslungen aller Art höchst willkommen, und so waren jene Jahre die hohe Zeit der Wanderbühnen und Kleinzirkusse. Der Zirkus Moritz Blumenfeld kam 1865 nach Buchen mit Reitkunst und Pferdedressuren „bei böhmischer Musik“, ein Herr Jordan zeigte in einem mechanischen Kunst- und Wachsfigurenkabinett „5 religiöse Darstellungen in Lebensgröße“, Professor Kiperz führte in Gasthäusern die „Magie des Orients“ vor, die Theatertruppen des Carl Josef Florge, des Max Grünwald oder des Edmund Wigand gastierten 1868, 1869 bzw. 1882. In Walldürn brachte 1867 J.B. Schneider mit seiner „Altbaiarischen Passionsgesellschaft“ im Saal eines Gasthauses „religiöse Darstellungen, getreu nach der weltberühmten Oberammergauer-Passion in Altbaiern, aus dem Leben und Leiden unseres Herrn“ auf die Bühne³⁴).

Man sieht: in den redaktionellen Teilen und auf den Anzeigenseiten der frühen Lokalzeitungen eröffnet sich in der Tat eine breite Dokumentation zu Kultur und Lebensweise der Bevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Es ist weiteren Erhebungen und kritischer Interpretation anheimgestellt, sie für die Heimatforschung ernsthaft zu nutzen³⁵).

Anmerkungen:

¹) Gustav Rommel, Geschichte der Wertheimer Zeitung, Wertheim 1923.

²) Die Universitätsbibliothek in Heidelberg besitzt vom „Buchener Anzeiger“ die Jahrgänge 1865–1871, diejenige in Freiburg i.Br. die Jahrgänge 1865–1868 und vom „Odenwälder Anzeiger“ die Jahrgänge 1867 und 1868. Weitere Jahrgänge und Einzelnummern beider Zeitungen konnten in Museums- und Privatbesitz ermittelt und ausgewertet werden.

³) Vgl. dazu Lothar Gall, Der Liberalismus als regierende Partei. Das Großherzogtum Baden zwi-

schen Restauration und Reichsgründung (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Bd. 47), Wiesbaden 1968.

⁴) „Buchener Anzeiger“ vom 17. 5. 1865.

⁵) Ebenda, 30. 9. 1865.

⁶) Zur Zehntablösung und zur Lage der Landwirtschaft allgemein siehe Rudolf Schmerbeck, Die Landwirtschaft im hinteren Odenwald in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Diss. Freiburg i.Br. 1954.

⁷) „Buchener Anzeiger“ vom 14. 6. 1865.

⁸) Ebenda, 25. 6. 1867.

⁹) Vgl. ebenda, 15. 7. 1869, die auf einer Gauversammlung der Landwirtschaftlichen Bezirksvereine im „Prinz Carl“ in Buchen gehaltene Rede, die dem Bauern empfahl: „Man möge das disponible Kapital, statt damit seinen Besitz zu vergrößern, dazu verwenden, durch wohlüberlegte Meliorationen etc. die Grundstücke zu verbessern, um bei weniger Arbeit, Steuer u. dgl. ungleich größere Ernte zu erzielen.“

¹⁰) Siehe die Kritik an der Realteilung in dem Aufsatz des Mudauer Gerichtsnotars Grether, Über einige Gebrechen im Odenwalde, in: Badisches Centralblatt für Staats- und Gemeinde-Interessen 5 (1859), S. 345–349.

¹¹) „Buchener Anzeiger“ vom 3. 6. 1865.

¹²) Siehe: Die medizinische Statistik und die Bewegung der Bevölkerung des Amtsbezirkes Buchen, in: „Buchener Anzeiger“ vom 26. 2. 1867.

¹³) Ebenda, 22. 2. 1868.

¹⁴) „Odenwälder Anzeiger“ vom 3. 4. 1868.

¹⁵) „Buchener Anzeiger“ vom 2. 4. 1868.

¹⁶) Ebenda, 28. 6. 1870.

¹⁷) Vgl. den Zwischenbericht im „Buchener Anzeiger“ vom 3. 12. 1867 sowie die ebenda am 5. und 7. 12. 1867 referierten Verhandlungen der Mosbacher Kreisversammlung. Einen Gesamtüberblick bietet dann Karl Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden zu Anfang des XX. Jahrhunderts, Karlsruhe 1907, S. 603 bis 608. Zur Mudauer Strohflechtschule siehe auch Theodor Humpert, Mudau im Odenwald. Wesen und Werden einer Odenwaldgemeinde, 2. Aufl. Mudau 1954, S. 201f.

^{17a}) Einen Ausnahmefall bildete Walldürn mit seinen heimgewerblichen Traditionen, aus denen bei eiserner Sparsamkeit und Hungerlöhnen eine eigene Industrie – vor allem der Herstellung künstlicher Blumen – entwickelt wurde. Dazu Richard Elsishans, Die Entwicklung der Kunstblumenindustrie in Walldürn, Diss. Frankfurt a.M. 1921.

¹⁸) Siehe Oskar Längle, 80 Jahre Bahnlinie Sekkach–Buchen–Walldürn, in: Der Wartturm N.F. 2 (1967), Nr. 11 und 12. ¹⁹) Inserate im „Buchener Anzeiger“ nennen 1870/71 als Herstellerfirmen

die chemischen Fabriken Georg Carl Zimmer (Mannheim) und Griesheim (Frankfurt/Main).

²⁰⁾ Vgl. den „Buchener Anzeiger“ vom 30. 8. 1865: „Die so günstigen Resultate, welche durch Anwendung des künstlichen Düngers zu Rineck, sowie auf dem Stiftsgut zu Laudenberg erzielt wurden, verfehlen nicht, die Aufmerksamkeit vieler Landwirthe unserer Gegend in hohem Grade zu erregen, ja mehrere zur Anstellung von Versuchen aufzumuntern.“

²¹⁾ Zum landwirtschaftlichen Vereinswesen in Baden vgl. Schmerbeck (wie Anm. 6), S. 82f. sowie Franz Kistler, Die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse in Baden 1849–1870 (= Forschungen zur oberrheinischen Landesgeschichte, Bd. 1), Freiburg i.Br. 1954, S. 22–29.

²²⁾ „Buchener Anzeiger“ vom 19. 8. 1865.

²³⁾ Vgl. Peter Assion, Bäuerliches Tagewerk vor der Mechanisierung, in: Ländliche Kulturformen im deutschen Südwesten. Festschrift für Heiner Heimberger, Stuttgart 1971, S. 53–94, bes. S. 69.

²⁴⁾ Vgl. Kistler (wie Anm. 21), S. 18 und 46.

²⁵⁾ „Buchener Anzeiger“ vom 20. 9. 1865.

²⁶⁾ Gemeint ist Heidekorn, d. i. Buchweizen.

²⁷⁾ „Buchener Anzeiger“ vom 26. 8. 1867 in einem Artikel zum Stand der Ernte in Mudau.

²⁸⁾ Vgl. auch ebenda, 11. 4. 1868, die „Schneppenunterhaltung von Jörg und Fritz“ über die in jenem Jahr ausgebliebenen „Schneppen“ (Schnepfen).

²⁹⁾ Siehe Hubert Locher, Die wirtschaftliche und soziale Lage in Baden am Vorabend der Revolution von 1848, Diss. Freiburg i.Br. 1950, S. 109 bis

120; Übersicht über die Auswanderung im Ghz. Baden in den Jahren 1840 bis 1855, hrsg. vom Ministerium des Innern (= Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Ghz. Baden, Heft 5), Karlsruhe 1857; Fritz Schmitt, Die Bevölkerungsbewegung der badischen Amtsbezirke Adelsheim und Buchen in den Jahren 1895–1915 und ihre Ursachen, Diss. Heidelberg 1911.

³⁰⁾ So warnte etwa am 30. 11. 1867 im „Odenwälder Anzeiger“ per Inserat „Ein Deutscher in Lima“, daß das „Loos Derjenigen, welche sich anlocken lassen, das sichere Elend sein“ würde.

³¹⁾ „Buchener Anzeiger“ vom 6. 2. 1868.

³²⁾ Siehe Peter Assion, Brauchtum im Wandel – Beobachtungen aus dem hinteren Odenwald, in: Beiträge zur Erforschung des Odenwaldes und seiner Randlandschaften I, Sonderveröffentlichung des Breuberg-Bundes, Breuberg 1972, S. 1–27, bes. S. 12f.

³³⁾ Heiner Heimberger, Der Buchener Schützenmarkt, in: Der Museumsfreund 1 (1962), S. 34f.

³⁴⁾ „Odenwälder Anzeiger“ vom 27. 11. 1867.

³⁵⁾ Für Adelsheim geschah dies durch Gerhard Schneider, Der „Bauländer Bote“, eine Tageszeitung aus dem Badischen Frankenland (1875–1941), in: Württembergisch Franken 61 (1977), S. 139–155. Zu Walldürn vgl. Peter Assion, Walldürn im 19. Jahrhundert (= Walldürner Museumsschriften, Heft 4), Walldürn 1977. Zu Buchen siehe demnächst ders., Buchen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Spiegel seiner Presse, in: 700 Jahre Stadt Buchen. Beiträge zur Stadtgeschichte, Buchen 1980.

Ein badisches Lese- und Unterrichtsbuch von 1849

Helmut Bender, Freiburg

Genauer: „Belehrendes Lese- und Unterrichtsbuch für badische Volksschulen; enthält Naturgeschichte, Naturlehre, Erdkunde und Geschichte, von Professor W. Stern, Director des großh. evang. Schulseminars...“, erschienen in Karlsruhe, Druck und Verlag von Christian Theodor Groos, 334 S., auf der Rückseite des Titelblattes findet sich der Vermerk: „Der Abschnitt: das Großherzogthum Baden ist unter diesem Titel besonders zu haben, und ebenso der andere Theil des Buchs ohne Baden unter dem Titel: erster Unterricht in Naturgeschichte, Naturlehre, Erdkunde und Geschichte ...“. Der gesamte Band gliedert sich in 13 Abschnitte, deren kürzester — knappe anderthalb Seiten — der erste, nämlich „Der Mensch“, eine aufklärerisch-theistische Zusammenfassung des „Leib, Seele und Geist“-Wesens vorstellt. Es folgen „Die Thiere“ mit 32 locker nach Linné gegliederten Unterabschnitten auf nicht ganz 30 Seiten, „Die Pflanzen“ in 19 Unterabschnitten auf 18 Seiten, weitere gute 10 Seiten sind in einem vierten Abschnitt unter der Gesamtüberschrift „Der Erdboden, die Steine, Metalle, das Salz, die unterirdischen Brennstoffe“ zusammengefaßt (etwa „An manchen Orten quillt Erdöl aus dem Boden hervor. Dasselbe ist braun, fett, schlüpferig und sehr leicht entzündlich. Aus demselben entwickelt sich eine Luftart, sogenanntes Leuchtgas, das die Bewohner der Gegenden... zur Beleuchtung der Häuser und Zimmer anwenden...“). Es folgt ein „Fünfter Abschnitt. Wasser, Luft und die Erscheinungen in derselben“ (etwa „Den Blitz zählt man unter die elektrischen Erscheinungen, die man sonst an geriebenen Glasschei-

ben, Siegellackstangen, Harzkuchen, wahrnimmt ... die erhabene, oft furchtbare, aber dennoch wohltätige Naturerscheinung des Gewitters, in der sich Gott der Herr recht in seiner Größe und Majestät offenbart... Schon oft sind Menschen vom Blitze getroffen... worden. Deswegen gibt sich der Gottvertrauende zwar keineswegs einer ängstlichen Furcht hin... denn er weiß, daß ihn Nichts treffen kann, als was Gottes Weisheit und Liebe über ihn verhängt...“; im Anschluß daran werden aber auch Blitzableiter und Vorsichtsmaßnahmen auf freiem Felde erörtert). In diesem Abschnitt finden sich auch Unterkapitel wie „Eigenschaften und Kräfte der Körper“ oder Detaillierungen wie „Das Gleichgewicht der Körper“, „Mischungen und Ausscheidungen“ usw. — „Sechster Abschnitt. Das Himmelsgewölbe, Sonne, Mond und Sterne“, wir können aufatmen, Kopernikus hat sich durchgesetzt! „Siebter Abschnitt. Die Erdoberfläche“, mit guten 8 Seiten über Flüsse, Berge, Meere und einer Schlußbetrachtung dahinaus: „Eine genauere Betrachtung der Erdoberfläche läßt erkennen, daß der Schöpfer sie mit großer Weisheit so eingerichtet habe, damit sie dem Menschen und den Thieren zu einem angemessenen und angenehmen Aufenthalt diene...“, gewiß eine geschickte und obrigkeitsergerechte und utilitaristisch-theistische Formulierung in einem! — „Der Mensch als Bewohner der Erde und im Verein“ wird der nachfolgende Abschnitt überschrieben, die 6½ Seiten bilden eine Familien- und Staatskunde in nuce, hier u. a.: „Jeder Staat und jede Regierungsweise ist durch Gottes Fügung entstanden oder zugelassen. Die Für-

sten nennen sich mit Recht ‚von Gottes Gnaden‘. Wer sich wider die Regierung oder die Obrigkeit empört, widerstrebt Gottes Ordnung... schützt und pflegt er [der Staat] die Kirche und unterstützt sie in der Herstellung und Unterhaltung der Schulen.“ Toleranz — wenn auch nur in kurios anmutender Auswahl — war nun einmal nicht zu umgehen! Und zur Demokratie: „... oder das Volk regiert sich selbst, indem es aus seiner Mitte die Männer wählt, die eine Reihe von Jahren die Geschäfte des Staates verwalten ...“ — die Schweiz konnte schließlich nicht verleugnet werden.

„Neunter Abschnitt, Verbindungsmittel zur Erleichterung des Verkehrs...“, untergliedert in „Landstrassen, Gebirgspässe / Eisenbahnen und Dampfwägen (in mehr ebenem Lande legt man in der neueren Zeit Eisenbahnen an und befährt dieselben mit Dampfwägen, wodurch man eine außerordentliche Schnelligkeit erreicht...) / Brücken... / Wasserstrassen, Häfen / Schiffe... / Der Compass... / Canäle.“ — Der nachfolgende zehnte Abschnitt ist der „Allgemeinen Erd- und Himmelskunde“ gewidmet, auf 6 Seiten wird nachgeholt, was man bereits unter spätestens dem sechsten Abschnitt erwartet hatte. Die „Besondere Erdkunde“ setzt im elften Abschnitt ein, erst wird nochmals ein kurzer „Überblick über die Erde und ihre Bewohner“ gegeben, Asien führt mit ca. 12 Seiten, das Kernstück darin Palästina mit 3 Seiten; Afrika umfaßt nur 5 Seiten mit Schwerpunkten Ägypten und Capland; es folgt Europa mit ca. 20 Seiten (davon Deutschland mit 9 Seiten; Österreich und Schweiz haben besondere Absätze); schließlich werden Amerika (8 Seiten) und Australien (2 Seiten) gebracht, kurze Entdeckungsgeschichte findet sich jeweils miteingebracht. — Der zwölfte Abschnitt ist vollauf der Geschichte gewidmet und umfaßt insgesamt 110 Seiten, eingeleitet wird er mit einer Geschichte Israels auf 5 Seiten, gefolgt von den Völkern der alten Welt (Ägypter / Phönizier

/ Meder und Perser); es schließt an eine „Geschichte der alten europäischen Völker“ (Griechen / Römer / Kelten) und alsdann „Europäische Völker der Neuzeit“, voran „Die Deutschen“ in 33 Unterabsätzen — und hinterher keine andern, es sei denn, man wertet die jeweiligen Auseinandersetzungen der Deutschen mit ihren Nachbarvölkern als jeweils deren Eigengeschichte — so etwa „Entstehung des Pabstthums. — Das Ansehen des röm. Bischofs wurde hauptsächlich durch Gregor I. (590—604), der Große genannt, geschaffen ...“. Oder zur Reformation u. a.: „... Dr. Martin Luther [als Gegenspieler Kaiser Karls V.] durch die Kraft des göttlichen Wortes, das er wieder an das Licht brachte... Weil Luther ohne Zurechtweisung aus der hl. Schrift widerrufen sollte, und weil er mit gefänglicher Haft bedroht war, so machte er sich wieder von Augsburg in aller Stille fort...“. Der letzte Unterabsatz trägt die Überschrift „Deutschlands Erhebung, die Freiheitskriege, der deutsche Bund, Auflösung desselben durch gewaltsame Erhebung und Fortschritt zum Bundesstaate.“ Ganz zu Ende dieses Absatzes hatte es geheißt: „Aus Abgeordneten aller Staaten, die zum deutschen Bunde gehörten, bildete sich zu Frankfurt am Main eine Versammlung, welche die Verfassung des künftigen deutschen Reiches beräth und dieselbe in’s Leben zu setzen sucht.“ Der ursprüngliche Besitzer unseres Exemplares, der Schrift nach zu urteilen ein Lehrer, hatte indes den Schlußteil dieses Satzes in Klammern gesetzt bzw. gestrichen und statt dessen angefügt: „... welche eine neue Verfassung Deutschland geben u. das Deutsche Reich wiederherstellen wollten. Nach der Auflösung derselben wurde —, nachdem sich Österreich und Preußen wieder verständigt hatten, der deutsche Bund wiederhergestellt.“ Ob hier Faktenfreude oder Resignation überwiegen, bleibe dahingestellt.

„Das Großherzogthum Baden“ umfaßt die Seiten 279—333 und gliedert sich in 51 Unterabsätze. Es setzt ein mit „Baden als ein

Theil Deutschlands und Glied des deutschen Bundesstaates“; von der Größe und den Grenzen des Landes, von dessen Bodengestalt u.ä. im Anschluß daran ist u.a. die Rede. Den topographischen Ausführungen ist der Schwarzwald als Kernstück des Landes vorangestellt, hie und da kommt es zu hübschen und aufschlußreichen Formulierungen und Zusammenfassungen, etwa „Der Schwarzwald ist ein hohes, waldiges Kettengebirg“ oder „Der Schwarzwald ist mit Tannen bewachsen, durch die er in der Ferne ein dunkelgrünes oder schwärzliches Aussehen erhält, woher er seinen Namen hat“. Detaillierter z.B.: „Im Kappler Thal ... wächst viel Obst; es gibt daselbst zahme Kastanien. Im Rheinthal liegen ... das Städtchen Achern. In der Nähe ist die neuerrichtete Irrenanstalt Illenau. Rechts ab, beim Dorfe Sasbach ist ein Denkmahl des französischen Feldherrn Türenne, welcher 1675 hier fiel. Das Städtchen Lichtenau in hanfreicher Gegend.“ Oder: „An der Dreisam liegt Freiburg, am Ausgange des Thales, dritte Hauptstadt Badens, Sitz des katholischen Erzbischofs, mit einer Hochschule, mit 13 000 Einwohnern. Sie hat ein schönes Münster mit 356 Fuß hohem Thurme. An demselben ist 160 Jahre gebaut worden. Die von Thennenbach bei Emmendingen hierher versetzte Klosterkirche dient zur evangelischen Kirche... Die Stadt war einst der Sitz der Herzoge von Zähringen, von denen das badische Fürstenhaus seinen Ursprung hat. In der Nähe sind die Trümmer der Burg Zähringen, des Stammeschlosses derselben.“ Nicht minder instruktiv schließlich die „Wirtschaftliche Uebersicht“: „Im Großherzogthum finden sich über 68 000 Morgen Weinberge, 790 Morgen Kastanien, 1 363 180 Morgen Ackerfeld, 23 272 Morgen Gartenland, 406 613 Morgen Wiesen. Der Viehbestand beträgt ungefähr 400 000 Stück Rindvieh, 188 000 Schafe, 80 000 Pferde. — Es werden jährlich ungefähr gewonnen: 3000 Kronen Gold..., 600 Mark Silber..., 170 000 Centner Eisen,

300 000 Centner Salz.“ Und nochmals zum Eisenbahnnetz jener Jahre: „Es zieht eine Eisenbahn durch das ganze Rheintal, von der Weschnitz bis zur Wiese; von derselben geht eine Zweigbahn von Heidelberg nach Mannheim und eine andere von Oos oberhalb Rastatt nach Baden.“ — „Baden hat ungefähr 1 290 000 Bewohner ... Im Ganzen sind ungefähr zwei Drittel der Bewohner katholisch, und ein Drittel evangelisch. Menoniten oder Wiedertäufer hat es ungefähr 1300. Israeliten gibt es etwa 21 000...“.

Angeschlossen finden sich noch zwei separierte Abschnitte: „Das Wichtigste aus der Geschichte des badischen Fürstenhauses und Landes“ sowie „Einige geschichtlichen Angaben über die Städte Constanz, Freiburg, Heidelberg, Mannheim, Wertheim, und die drei Standesherrschaften: Fürstenberg, Salm-Krautheim, Leiningen“. Der erste Abschnitt setzt mit der Geschichte der Zähringer ein, relativ breiter Raum wird dem nachmaligen Großherzog Karl Friedrich gegönnt („... gals als ein Muster jeglicher Tugend und einer ungeheuchelten Frömmigkeit... er beschränkte die Lotteriesucht... verbesserte den Gehalt der Schullehrer, schaffte die Wandertische der Lehrer ab, und gab nicht mehr zu, daß die Schüler Holzscheiter zur Schule trügen... Er bezahlte Gehalte an Gelehrte und christliche Dichter, wie an Klopstock... Es durfte sich Jedermann frei äußern, nur nicht gotteslästerlich...“). — Karlsruhe wurde im letzten Abschnitt ausgespart, das mag daher rühren, weil die Landeshauptstadt bereits innerhalb des topographischen Teils einigermaßen ausführlich behandelt worden war und deren Geschichte ja erst 1715 eingesetzt hatte.

Das eben auf diese und jene Besonderheiten und kulturgeschichtliche Phänomene hin durchstöberte Realienbuch bietet so bei aller zeitgemäßen Beschränkung seiner Sichtweite eine Welt für sich, in sich, und wenn der abgehende Volksschüler den hier gebotenen Wissensstoff einigermaßen bewältigt und

sich zu eigen gemacht hat, muß man alles in allem zugeben, daß es um das badische Schulwesen vor mehr als eineinviertel Jahrhundert und in der uns wieder nähergerückten Zeit der 48er und 49er Revolution nicht ganz schlecht gestanden hat. Wie hatte es u. a. im ersten Abschnitt geheißt? „Schon dem Leibe nach hat der Mensch im Ganzen

den Vorzug vor allen Thieren... Jedoch ist er erst durch seinen Geist unvergleichlich weit über sie erhaben. Durch seine Seelen- und Geisteskräfte beherrscht er sie alle und macht sich die nützlichen unter ihnen dienstbar... Durch das Gewissen weiß sich der Mensch in der Gemeinschaft mit Gott, oder in der Entfremdung von ihm...“

Früher Morgen

*Im ersten Dämmerlicht
des neuen Tages
bin ich erwacht
und hör im nahen Baum
schon eine Amsel singen.*

*In klaren, vollen Tönen
klingt ihr frohes Lied
in diesen frühen Morgen.
Sie lockt den Frühling,
sehnt ihn so herbei wie wir.*

*So laß auch Du Dir nicht
mit vielem Wenn und Aber
den jungen Tag schon trüben.
Der Vogel tut das nicht,
drum klingt sein Lied so rein.*

Helmut Steinbach

Belohnte Ausdauer

Folkmar Längin, Wessling

Der Leser der „Badischen Heimat“ wird sich erinnern, im 2. Heft des vergangenen Jahres 79 (Seite 189–196) einen Bericht über einen unbekanntenen Brief Thomas Manns gelesen zu haben. Dabei war der Anlaß dieses Briefes eine verloren gegangene Studie des Karlsruher Seminardirektors Edmund von Sallwürk, in welcher dieser Thomas Manns Friedrich-Schrift aus dem Kriegsjahr 1916 offenbar sehr klug mit einer Gegenbrochure von A. Trebitsch verglich. Th. Mann hatte dem ihm völlig unbekanntem Karlsruher Pädagogen sein „größtes Vergnügen und seine größte Genugthuung“ ausgedrückt. Der Schreiber dieser Zeilen hatte als jetziger Besitzer des Thomas-Mann-Briefes jahrelang in vielen Bibliotheken, sowie in den speziellen Züricher und Düsseldorfer Thomas-Mann-Sammlungen vergeblich nach dieser Sallwürk-Studie gesucht, ja sogar seine Fühler nach den U.S.A. (Yale-University) ausgestreckt. Als letzte, kaum zu erhoffende Möglichkeit schien mir, daß die gesuchte Schrift vielleicht doch noch durch einen Leser der „Badischen Heimat“ ans Licht kommen könnte. Sie ist da, die Ausdauer hat sich gelohnt, und wieder einmal bewahrheitete sich Goethes „Willst du immer weiter schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah“. Es lag wirklich nah, nur etwa ein halbes Gehstündchen vom Haus der Badischen Heimat entfernt, nämlich in der Freiburger Universitäts-Bibliothek. Ein ebenso findiger wie freundlicher Leser sandte mir den Artikel Edmund von Sallwürks wenige Tage nach dem Erscheinen meines Berichtes im 2. Heft 1979 der Badischen Heimat. Herr Dr. Hans Harro Bühler (Freiburg/Br.), dem dafür nochmals in aller Herzlichkeit gedankt sei, hatte in Dietrichs Internat. Bibliographie der Zeitschriftenlite-

ratur von 1916 nachgesehen, die Sallwürk-Studie dort „geortet“, die in den Südwestdeutschen Schulblättern, 33. Jahrgang 1916, Seite 38–41 erschienen war. Sie wird hier auf Wunsch der Schriftleitung im vollen Wortlaut abgedruckt. Professor Dr. Wilhelm Zentner, der durch zahlreiche Beiträge allen Lesern der „Badischen Heimat“ wohlbekannte Hebeforscher, hat sie mit größtem Interesse gelesen und meinte, daß sie „wirklich verdient, nicht vergessen zu werden“. Zum besseren Verständnis der wieder aufgefundenen Von-Sallwürk-Schrift empfiehlt es sich, Thomas Manns Essay „Friedrich und die große Koalition“ nochmals nachzulesen, welche J. P. Stern in seinem jüngst erschienenen Hitler-Buch (C. Hanser-Verlag, München 1978) als die „wohl faszinierendste Schrift“ Thomas Manns innerhalb seiner Schriftenreihe aus dem Ersten Weltkrieg bezeichnet, die Thomas Mann selbst einen „Gedankenkrieg mit der Waffe“ nannte.

Zur Psychologie Friedrichs d.Gr.

von Edmund von Sallwürk

Karlsruhe

Aus den Südwestdeutschen Schulblättern,
33. Jahrg. 1916.

Die feinsinnige Studie von Thomas Mann*) über Friedrich d.Gr. und die große Koalition hat dem Österreicher Arthur Trebitsch**) Anlaß zu einer kritischen Gegenschrift gegeben, die aus einer begeisterten Verehrung für den König und nicht minder aus warmherziger Anerkennung der Kunst von Thomas Mann hervorgegangen, dessen psychologische Gedankengänge verfolgt und die

Grundanschauung des Dichters über den König verwirft. Lehnt Thomas Mann gewiß mit Unrecht den Anspruch ab, als Historiker zu gelten, so erklärt Trebitsch von vornherein, daß sein Schreiben aus persönlichster Neigung für den Preußenkönig entstanden sei, und so setzt er mit gewissem Behagen seine empfindsame Kritik da ein, wo Mann seinem Helden am wenigsten gerecht geworden sei, bei der Frage nach der rein menschlichen Größe des Königs, zu der sich der Skeptiker Thomas Mann nicht aufzuschwingen vermöge. Des Längern und Breiteren, mit einer in diesen Zeitläuften beneidenswerten Ruhe ergeht er sich in dem blühenden Garten des Ruhmes, den Friedrichs geniale und edle Natur im Stillen angepflanzt habe — zum Entscheidenden, dem Nachweis des Irrtümlichen in Manns Anschauung gelangt er, soweit ich sehe, nicht. Es dürfte auch schwer sein, der überaus feindurchdachten, mit männlichem Geist aufgerichteten Darstellung Manns Wesentliches entgegenzuhalten, vielmehr reizt seine Skizze dazu, das und jenes im Einzelnen weiterzuspinnen. Es dürfte in der Natur der Genialität begründet sein, daß sie den Anschluß an andere psychische Existenzen schwer findet. Der Geniale wirkt aus einer unbeugsamen Kraft des Selbstbewußtseins heraus und kennt nicht die vermittelnden Übergänge, die dem Talent auf geistigem Boden und dem Unbedeutenden überall den Verkehr und damit das Verständnis unter den Menschen so erleichtert. Dabei ist das Genie in dauernder innerer Bewegung wie ein lohendes Feuer und ist sich in vielem gerade deshalb ein Rätsel, weil das Stärkste und Entscheidende der genialen Leistung unbewußt geschieht. Dem Genie eignet also in hohem Grad etwas Dämonisches, eine Eigenart, womit Goethe all jenes „Incommensurable“ bezeichnet, das er so oft sprunghaft in sich zum Durchbruch kommen fühlte. Es ist demnach wohl begreiflich, daß das Genie, wie es ungesellig sein muß, auch etwas seltsam Unheimliches an sich hat. Jene

Verrücktheiten Goethes, sich ohne sichtbaren Grund hinter einer angenommenen Maske zu verstecken, beruhen schließlich auf dem ungeselligen Grundzug im Wesen des Genialen, auf dem Bedürfnis, die eigene Persönlichkeit nicht aus den Händen zu lassen, sie hinter unbedeutender Äußerlichkeit zu verstecken. Gerade Goethe gibt für diese Seite genialen Seins vorsichtig tastende, zurückhaltende und doch wieder überraschende Aufschlüsse, aus denen sich manches für Friedrich d. Gr. ergibt. Das Unberechenbare und Unheimliche war seiner Wesensart menschlich eng verbunden; es ist nicht politische Willkür, wenn er so tief verschlossen bleibt, daß er erklärte, er würde sein Hemd verbrennen, wenn er wisse, was in ihm vorgehe; nein, es war psychologische Notwendigkeit, verborgen zu bleiben. Nur wenn alles bis ins Kleinste in seinem Geist zum Abschluß gediehen war, konnte die Welt das Resultat erfahren, wie Goethe auch nie von Plänen reden wollte im sicheren Bewußtsein, dadurch ihre Verwirklichung wie durch Bannbruch unmöglich zu machen. War Friedrich so seinen Generalen und Staatsmännern ein dunkles Rätsel, so versteht man, daß er gar diejenigen Wesen weit von sich entfernt hielt, die ihm in ihrer Eigenart völlig fremd, also ihrerseits incommensurabel, ja unheimlich waren: die Frauen. Auch hier beleuchtet manches aus Goethes Leben den König. Erst der in sich zu einer inneren Ruhe, „ins Gleiche“ gekommene Dichter wagt die Ehe und auch lange nur in einer leicht wieder lösbaren Form. Dagegen flüchtet der brausende, unfertige Student vor den Fangarmen dieser Einrichtung trotz seiner tiefen Liebe zu Friederike und bricht scheinbar launisch mit Lili, der Einzigen, die der Greis wahrhaft geliebt zu haben gesteht. Es ist einfach Angst vor der übermächtigen Kraft des Weiblichen, dessen dämonischer Zauber der Natur so nahesteht und also auch so unveränderlich und stetig bleibt, daß sich das Männliche rettungslos unterwerfen muß,

wenn es nicht ein starkes Selbstbewußtsein besitzt. Goethe hatte das Glück, edle Frauen kennen zu lernen, vor allen Dingen so gebildete, daß das Körperliche, rein Natürliche von dem Glanz des Geistigen überstrahlt wurde. Friedrich lernte das Weib am sächsischen Hof kennen, wo es eine käufliche Ware war. Was ihn mit natürlichen Sinnenkräften dort anzog, war ein unlauteres Feuer, an dem er sich nur versengen, nicht erwärmen konnte. Das Weibliche hatte durch bloße Existenz, nicht durch Überlegenheit, nicht durch inneren Wert ihn niedergerzwungen: Grund genug für ihn, es umso unheimlicher zu finden. Was für ihn reparable Lebenserfahrung war, sah er in Dauer erhoben am Pariser Mätressenhof; hier hatte das Weib die Zügel in der Hand und arbeitete mit teuflischen Kräften von unverantwortlicher Stelle aus. In Petersburg lebte in der dortigen Kaiserin eine ihm widerliche Brutalität, ein unästhetisches, trinkendes Ungetüm. In Wien allein thronte eine Fürstin, die ganz Frau war; aber daß eine Frau, ein Weib ihm so wuchtig entgegentreten konnte, das reizte ihn umsomehr, als er indessen das Weib verachten gelernt und aus seinem Umgang durchaus entfernt hatte. Da für Friedrich das Weib nicht jene herzbeugende Lebensnot darstellte wie etwa für Goethe, erfaßte er ihre Daseinsberechtigung nur mit sozialpolitischer Überlegung; er selber konnte es nicht nur entbehren, nein er war auch garnicht dazu geartet, es zu schätzen. Hier liegen tiefere als psychologische oder Erfahrungsgründe vor. Sein rein männliches Wesen empfand es wie eine entwürdigende Demütigung, mit einer Frau um den Vorrang oder gar um Sein und Nichtsein kämpfen zu müssen, und wenn er hören mußte, daß Maria Theresia lieber ihren Unterrock als die Provinz Schlesien verlieren wollte, so mag ihn schon die Möglichkeit solcher Zusammenstellung zu einer jener Bemerkungen über die Gegnerin gereizt haben, die mehr urwüchsig als respektvoll klangen.

Maria Theresia ihrerseits wußte instinktiv, wie Friedrich das Weibliche einschätzte; zum Überfluß wurde es ihr noch von geflissentlichen Zungen mit Vergnügen hinterbracht. Kein Wunder also, daß sie in ihm den „bösen Mann“ sah, der wenn nicht politischer Feind, so doch persönlicher Gegner bleiben mußte, während es durchaus verständlich ist, daß Friedrich aus sachlichen Erwägungen sie schließlich eine Ehre ihres Geschlechtes nennen konnte.

Thomas Mann hat also gewiß recht, wenn er, vielleicht in etwas leicht wegwerfendem Ton, sagt, wenn man mit dem Weib so garnicht belastet sei, habe man reichlich Zeit zu ernster Arbeit. Ist einmal dieses Hauptgefühl im Menschen ausgeschaltet, so erscheint er uns ja gewiß unnatürlich, also auch, wie Mann sagt, etwas unheimlich, aber wir verstehen auch sehr wohl, wie er an ungetrübter Objektivität gewinnt. Er konnte, durch die schweren Lebenserfahrungen verbittert, das Individuum vielleicht verachten; der Summe von Individuen, dem Volk war er durch die Ordnung der natürlichen Verhältnisse, „von Gottes Gnaden“, vorgesetzt, und in der Arbeit für dieses Volk, vielleicht für das abstrakte Volk, für die Institution der Untertanen fand er Befriedigung; denn allein schon seine merkantilistischen Anschauungen mußten ihm sagen, wie wertvoll die Wohlfahrt der Bürger sei, mochten sich unter ihnen auch noch so viele Kanailen finden; ihre Summe machte den Reichtum des Staates aus. Wie also Friedrich bei aller Verachtung der Menschen ihnen sein ganzes Sein, seine ganze Arbeitskraft widmen mochte, das ist nicht so unbegreiflich.

Was andere durch fröhliche, elegante Geselligkeit sich an Freuden schufen, das schied für Friedrich aus. Man weiß, daß er sie in guten Jahren durch die Tischgesellschaft ersetzte. Aber was hier das königliche Mahl teilte, das waren in erster Linie Intelligenzen; die menschliche Seite ihrer Persönlichkeit kam weniger in Betracht. Mit seiner aller

Sentimentalität wesensfremden Geistigkeit erhebt der Fürst das Gespräch leicht in das Pointierte. Der Witz, die Kritik, die Satire beherrschen das Gespräch, das im übrigen das Herz nicht erwärmt, und leicht etwas Spitziges und Scharfes bekommt. In der geistigen Atmosphäre des Skeptikers verkümmerten natürlich weichere Stimmungen; daher sind diese Tischgespräche jeweils neue, augenblickliche Ereignisse, ohne daß sich Bande weicher Freundschaft um die Gesellschaft geschlungen hätten. Als dann der lange Krieg die gewohnte Übung unterbrach, ging der Kreis auseinander, und nach dem Hubertusbürger Frieden, nach Anstrengungen unerhörtester Art schließlich für nichts und wiedernichts als für den Status quo war Friedrichs Fähigkeit des Anschlusses an andere erschöpft und verbraucht. Das Ungesellige des Genies kommt nun ungehemmt zum Durchbruch, der Einsame wird auch praktisch ein Menschenverächter. Manche seiner durchaus nicht liberalen Verfügungen zeigen, daß er sich immer mehr dem Volke innerlich entfremdet, es immer weniger versteht; so wird er als Träger einer riesenhaften Vergangenheit bald eine legendäre Erscheinung und mitten im Leben eine wandelnde Sage. Man weiß von ihm wenig oder nichts, nur daß er mit ein paar Dienern in Sanssouci sitzt und arbeitet; höchstens noch erzählt man sich von seiner großen Vorliebe für Windhunde, eine Marotte mehr, die bei dem Sonderling nicht auffällt. Aber in der Tat ist diese Liebe zu Tieren eine innere Notwendigkeit bei ihm; ihnen kann das Gefühl sich ohne Argwohn hingeben, sie enttäuschen nie, und so drängt sich aus der Unnatur eines verödeten Herzens ein leidenschaftliches Gefühl in äußerlich grotesker Lebhaftigkeit den Tieren entgegen: es ist also ganz glaublich, daß er beim Tod einer Hündin zwei Tage

geweint habe. Im übrigen ist gerade bei grüblerischen, ungeselligen Charakteren die Liebe für Tiere meist stark ausgeprägt; einer der krassesten Egoisten aller Zeiten, Hebbel, hat dieser Neigung in einer geradezu anwidernden Süßlichkeit gehuldigt.

Wenn nun im Ganzen das menschliche Bild des Königs wenig Erfreuliches und gar keine weichen Züge bietet, so ist er doch mehr als tragische wie als abstoßende Erscheinung zu betrachten. Das Resultat einer Erziehung, über die sich Vater und Mutter uneins waren, kam er gleich zu Beginn seiner Regierungszeit in die härteste Schule entnüchtern der Erfahrungen. Aber er zwingt das Leben, er meistert die Not, und die Welt huldigt ihm als dem Großen. Das Gesetz des Genies hatte sich durchgesetzt, aber der Mensch war unter dieser Tragik verkümmert. Dies feststellen heißt nicht verkleinern, es heißt nur einer Sache auf den Grund gehen, und wenn sich dazu der Skeptiker besonders berufen fühlt, so ist er gewiß auch der bessere Historiker als der Gefühlvolle, der Schwärmer. Die eminente Bedeutung Friedrichs leuchtet gerade jetzt mit solcher Klarheit durch unsere Tage, daß ihm eine sondierende Kritik keinen Abbruch tun kann.

Karlsruhe.

Edmund v. Sallwürk.

*) Thomas Mann: Friedrich und die große Koalition. V. Fischer, Berlin

**) Arthur Trebitsch: Friedrich d.Gr. Ein offener Brief an Thomas Mann. W. Borngräber, Leipzig.

Bedrohte Erholungslandschaft Schwarzwald

Volkskundliche Feldforschung auf neuen Wegen

Rolf Wilh. Brednich, Freiburg

Wenn sich die Volkskunde¹⁾ bisher mit dem Forschungsbereich „Schwarzwald“ auseinandersetzte, so geschah dies meistens im Rahmen eines traditionellen kulturhistorisch orientierten Fachverständnisses, für das der Schwarzwald zugegebenermaßen ein reiches Erkenntnisfeld darstellt. Es braucht hier nur an die intensive Erforschung des Schwarzwaldhauses durch Hermann Schilli²⁾, an die Bemühungen von Johannes Künzig³⁾ um die Schwarzwälder Sagenüberlieferungen, an Arbeiten über Trachtenwesen, Brauchleben, insbesondere an die Fastnachtsforschung⁴⁾ usw. erinnert zu werden. Dieser Reichtum des Schwarzwaldes an Formen der traditionellen Volkskultur war es wohl vor allem auch, der Ende der 60er Jahre den deutschen Wissenschaftsrat dazu bewogen hat, die Neugründung eines Volkskundelehrstuhles an der Freiburger Universität zu befürworten.

Der Auftrag der volkskundlichen Forschung im deutschen Südwesten erschöpft sich jedoch nicht in der historischen Bestandsaufnahme, die den Schwarzwald notgedrungen zu einer binnenexotischen Reliktlandschaft reduziert. Die aktuellen Probleme dieser Landschaft würden ohne den Gegenwartsbezug auf der Strecke bleiben. Solche Forschung, die sich im Elfenbeinturm abspielt und an den tiefgreifenden Wandlungsprozessen der Jetztzeit vorbeigeht, indem sie lediglich die heile Volkswelt einer vermeintlich guten alten Zeit registriert, kann auch in unserem Fach nicht mehr das Gebot der Stunde sein. Als relevant sehen wir heute vor allem die Forschung an, die diesen Gegenwarts- und Praxisbezug aufweist.

Wer die Entwicklung der Volkskunde in den letzten Jahren aufmerksam verfolgt hat, dem wird es nicht verborgen geblieben sein, daß sich in diesem Fach große Wandlungen abgespielt haben, die man mit Hermann Bausinger⁵⁾ als den Weg von der konservativen Heilslehre und antiquierten Altertumskunde zur Kulturanalyse und empirischen Kulturwissenschaft bezeichnen kann. Dieser Umwandlungsprozeß in Richtung auf eine europäische Ethnologie als kritische Gegenwartswissenschaft, der nicht zuletzt auch durch veränderte Berufsperspektiven der Studierenden in unserem Fach mitverursacht wurde, hatte auch seine Auswirkungen auf den Freiburger Studienplan für das Fach „Volkskunde“, der 1975 aufgestellt wurde. Dieser Plan sieht seither auch die Pflicht zur Beschäftigung mit den Problemen der gegenwärtigen kommunalen und regionalen Kulturplanung mit besonderer Berücksichtigung Südwestdeutschlands sowie ein Empirisches Praktikum mit eigener Feldarbeit vor. Beide Vorschriften des volkskundlichen Studienplanes bieten die Voraussetzungen dafür, die Studierenden an den Forschungsbereich heranzuführen, den ich zunächst einmal ganz allgemein „Schwarzwaldprobleme“ nennen möchte.

In einem solchen gegenwarts- und praxis orientierten Volkskundeunterricht geht es darum, drängende Gegenwartsprobleme in unserer Region zu erkennen und anzupacken. Der Student soll nicht länger auf Exkursionen ausschließlich z.B. in kulturhistorische Museen geführt werden, um dort die vergangene Volkswelt des 19. Jhs. zu studieren; und Feldforschungsunternehmungen



Unberührtes Schwarzwaldtal — wie lange noch?

Foto: W. Brednich, Freiburg

sollen nicht länger nur darauf hinauslaufen, daß die Studierenden nach Relikten aus dieser vergangenen Volkswelt Ausschau halten, indem sie das letzte Volkslied „aus den Kehlen der ältesten Mütterchen“, das letzte Schwarzwälder Märchen aufnehmen oder dem letzten Schindelmacher über die Schulter schauen. Volkskunde versteht sich heute als die Wissenschaft von der Kultur und Lebensweise breiter Bevölkerungsschichten. Verantwortliche Forschung auf diesem Gebiet darf nicht länger an den Problemen dieser Region vorbeigehen, sondern muß sich ihnen stellen. Der Schwarzwald ist kein Museum, sondern eine durch zahlreiche Eingriffe von außen gefährdete, starken Veränderungen unterworfenen Landschaft. — Nehmen wir Hermann Schillis bewundernswertes Buch über das Schwarzwaldhaus — kürzlich in Neuauflage erschienen — als Beispiel. Wer

heute den Versuch unternimmt, mit Schillis Buch als Baedeker bewaffnet den Schwarzwald zu bereisen und die vor dem Zweiten Weltkrieg fotografierten Höfe erneut abzulichten, der wird allenthalben vor einer völlig veränderten Wirklichkeit stehen: kaum noch ein Hof ohne einschneidende Veränderungen und Umbauten, und viele Höfe völlig von der Bildfläche verschwunden, abgebrannt, abgerissen, verloren! Bezeichnend das Schicksal des architektonisch so überaus bedeutsamen Hotzenhauses: Kaum ein Exemplar ist mehr erhalten geblieben; in ähnlicher Weise ist das Zartener Haus vom Aussterben bedroht. Wenn man solche Entwicklungen als Volkskundler nicht zur Kenntnis nehmen will, so heißt das die Augen verschließen vor unserer Gegenwart, vor den tiefgreifenden Veränderungen, denen der Schwarzwald und seine traditionelle Kultur

seit Jahrzehnten unterliegen. Auch die Volkskunde ist meines Erachtens aufgerufen, an der Lösung von Problemen mitzuarbeiten, die in dieser Region als besonders vordringlich anstehen: Das Fach darf sich bei den brennenden Fragen des Landschafts- und Umweltschutzes nicht länger neutral verhalten, sondern es muß versuchen, sich den Herausforderungen zu stellen und nach seinem Vermögen mitzuarbeiten. Zunächst geht es also um das Erkennen und Formulieren von Gegenwartsproblemen im Schwarzwald.

„Schwarzwaldprobleme: Landschaftsschutz und Tourismus — Feinde oder Verbündete“, war der Titel eines Vortrages, den der frühere Freiburger Ober-Bibliotheksrat Dr. Ekehart Liehl am 5. März 1977 an der Universität Freiburg gehalten hat. Für mich war dieser Vortrag der entscheidende Anstoß, mich näher mit aktuellen Schwarzwaldproblemen zu befassen, und ich bekenne, daß ich Herrn Dr. Liehl wertvolle Anregungen verdanke. Herr Dr. Liehl hat in seinem Vortrag einen ganzen Katalog von Gefährdungen aufgestellt, denen der Schwarzwald ausgesetzt ist:

1. Gefahr der Veränderung des Ortsbildes als Ganzes.
2. Gefahr der Veränderung durch Einzelbauten (Hotels, Banken, Ferienwohnungen, Zweitwohnungen etc.).
3. Gefährdungen durch Feriendörfer und Campingplätze.
4. Gefährdung durch Verkehr und Verkehrsanlagen.
5. Gefährdung durch Bergbahnen und Lifte.

Wer diesen Vortrag von Dr. Liehl gehört hat, der wird sich besonders nachdrücklich an die Diapositive erinnern, mit denen er seine Ausführungen begleitet und untermauert hat. Er wird sich aber auch daran erinnern, daß Dr. Liehl keineswegs dabei stehengeblieben ist, die Gefährdungen des Schwarzwaldes anzuprangern, sondern daß er seine besondere Aufgabe im Rahmen der

„Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz“ darin sieht, praktische Folgerungen abzuleiten. Ich brauche in diesem Zusammenhang lediglich auf das verdienstvolle Wirken der Arbeitsgruppe „Bauen und Landschaftsschutz“ zur Entwicklung eines neuen Schwarzwaldhauses hinzuweisen.

Unser eigener Ansatz zur Untersuchung von aktuellen Schwarzwaldproblemen im Volkskundlichen Seminar nahm von der Tatsache ihren Ausgang, daß der Schwarzwald vor allem nach dem Zweiten Weltkrieg eine entscheidende Wandlung von der Agrar- zur Erholungslandschaft mitgemacht hat. Die jährlich steigenden Ergebnisse des Fremdenverkehrs zeugen davon, daß der Schwarzwald mit jährlich über 4 Millionen Touristen zu den wichtigsten deutschen Fremdenverkehrsgebieten gehört. Wir sprechen daher von der „Erholungslandschaft Schwarzwald“ und sehen in diesem Faktum seine wichtigste Funktion in der Zukunft.

Wodurch kann eine Erholungslandschaft definiert werden? Eine Antwort finden wir bei Christoph Sening; der Titel seines Buches, den wir uns für unseren Vortrag teilweise entlehnt haben: „Bedrohte Erholungslandschaft“⁶⁾. Der Untertitel „Überlegungen zu ihrem rechtlichen Schutz“ läßt die Herkunft der Arbeit aus der Rechtswissenschaft erkennen. Sie sieht ihre Aufgabe darin, ein allgemeines Verständnis dafür zu wecken, was Landschaft darstellt, wodurch sie gefährdet wird und wie sie rechtlich erhalten werden kann, um dem Bürger bei der Verteidigung der Landschaft gegen drohende Übergriffe konkreten Rückhalt bei der bestehenden Rechtsprechung zu geben.

Sening sieht fünf wichtige Voraussetzungen, die erfüllt sein müssen, damit wir von einer Landschaft als einer Erholungslandschaft sprechen können:

1. Die Landschaft muß von ihren Formelementen her gesehen vielfältig sein, d. h. sie muß z. B. im Relief, in der Vegetation, in den Farben usw. möglichst viele Unter-

schiede aufweisen, sie muß abwechslungsreich sein, sie muß eine Vielfalt von Eindrücken vermitteln.

2. Eine Erholungslandschaft muß frei sein von den typischen Formelementen der Zivilisation, von denen sich der Erholungssuchende ja gerade abwenden will, frei von aufdringlichen Bauwerken, Abfällen, störenden Leitungen usw.
3. Eine Erholungslandschaft muß ruhig sein. Der Erholungssuchende — so lassen Umfrageergebnisse deutlich erkennen — verlangt vor allem nach äußerlicher Ruhe, um damit auch innerlich zur Ruhe zu kommen und sich den auf ihn einwirkenden Natureindrücken öffnen zu können, um sich auf diese Art vom Alltag zu lösen.
4. Eine Erholungslandschaft muß eine gewisse Mindesttiefe besitzen. Ein Erholungsraum, der von einem Besucher in einer kurzen Zeit durchquert werden kann, so daß er nach wenigen Kilometern wieder auf die Formelemente jener Zivilisation stößt, die er hinter sich lassen wollte, ist wertlos.
5. Die Erholungslandschaft muß ohne zu großen Zeitaufwand erreichbar sein und zwar zu Fuß, mit dem Fahrrad, mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Das Auto kann nie die conditions sine qua non sein. Eine Erholungslandschaft, die autogerecht aufbereitet und mit einem lückenlosen Netz von Autostraßen aller Art durchzogen ist — bis in das letzte Seitental hinein — verliert ihren Charakter als Erholungslandschaft.

Die fünf Voraussetzungen müssen immer vollständig vorhanden sein, wollen wir einer Landschaft die Qualität einer Erholungslandschaft zubilligen. Die ersten vier Faktoren — Vielfalt — Freiheit von visuell störenden Formelementen — Ruhe — Mindesttiefe — können durch menschliche Eingriffe verändert und dadurch stark in Mitleidenschaft gezogen werden. In den letzten Jahren beginnt sich bei uns das Bewußtsein vom über-

ragenden Wert des natürlichen Raumes durchzusetzen: Der Naturraum als unentbehrlicher Erholungsraum ist unabdingbare Lebensvoraussetzung für den Menschen. Wie bei den Energievorräten wissen wir heute auch beim Naturraum, daß er knapp ist, daß er ferner unvermehrbar und bei Eingriffen von außen praktisch nicht mehr wiederherstellbar ist. Diese Erkenntnis sollte auch zu einer geänderten Einstellung und zu modifizierten Verhaltensweisen gegenüber diesen schützenswerten Naturräumen führen. Während sich heute bereits gegenüber anderen Ressourcen wie Erdöl, Kohle, Wasser, Luft usw. unter dem Eindruck abnehmender Vorräte bzw. bleibender und unübersehbarer Schäden ein öffentliches Verantwortungsbewußtsein herausgebildet hat, fehlt ein solches Bewußtsein gegenüber dem natürlichen Raum, besonders dem Erholungsraum, noch weitgehend. Die Landschaft wird vielfach bei Planern und Konsumenten als ein beliebig verbrauchbares Gut betrachtet, welches unbegrenzt vermehrbar ist und deshalb bedenkenlos zugebaut oder mit Verkehrs- und Versorgungsleitungen zerstückelt werden kann. Was wir in den letzten Jahrzehnten mit der Landschaft getan haben, ist schon nicht mehr mit Landschaftsverbrauch, sondern eher mit dem Schlagwort der „Landschaftsfresserei“ zu bezeichnen. Alarmierende Zahlen wurden inzwischen auf den Tisch gelegt. Von der Gesamtfläche der Bundesrepublik von 248 505 km² sind heute bereits 21 979 km² zugebaut, d.h. $\frac{1}{11}$ des deutschen Staatsgebietes. Und der Raubbau hält an; in Baden-Württemberg gehen derzeit jedes Jahr mehr als 5600 Hektar freie Fläche für Besiedlung und Verkehrsanlagen verloren. In den letzten 35 Jahren ist der Anteil der besiedelten Fläche in Baden-Württemberg von 4 auf 10,1 v.H. gestiegen. Unter verantwortungsbewußten Planern hat sich daher längst die Überzeugung durchgesetzt, daß die Flächenansprüche der Bevölkerung, aber auch der öffentlichen Hand, drastisch



Das Oberibental — es wäre vom Autobahnbau besonders hart betroffen

Foto: W. Brednich, Freiburg

eingedämmt werden müssen, wenn nicht bald der letzte Quadratmeter der Bundesrepublik zubetoniert sein soll.

Ein besonders aufrüttelndes Buch in diesem Zusammenhang ist das von dem Berner Professor für Theorie und Politik des Fremdenverkehrs Jost Krippendorf verfaßte Werk „Die Landschaftsfresser. Tourismus und Erholungslandschaft — Verderben oder Segen?“⁶⁷). Krippendorf war wohl der erste, der den Mut aufbrachte, die verheerenden Folgen des Touristenbooms, des Ausflugs- und Wochenendverkehrs, der Sucht nach Zweitwohnungsbau und der Technisierung der Freizeitlandschaften usw. beim Namen zu nennen. Die Bildsammlung, die diesem Buch beigegeben ist, stellt so etwas wie ein Schreckenskabinett des Tourismus dar, vieles davon ist schon fast apokalyptisch zu nennen. Und dabei stammen die Beispiele nicht etwa aus

irgendwelchen exotischen Ländern, sondern aus der Schweiz. Auch Krippendorf ist als engagierter Forscher nicht bei der Katalogisierung des Übels stehengeblieben, sondern er hat in seinen „23 Thesen für eine wünschbare Zukunft“ ein klares Konzept für einen verantwortlichen Umgang mit der begrenzten und nicht vermehrbaren Erholungslandschaft aufgestellt.

Die Frage, was Sening und Krippendorf mit dem Schwarzwald zu tun haben, ist gar nicht so abwegig, wie man zunächst denkt. Denn die Gefährdungen, die diese Autoren vorwiegend am Beispiel des Alpenraumes aufzeigen, sie machen vor dem Schwarzwald keineswegs halt, und zu vielen in diesen Büchern angeprangerten Landschaftszerstörungen ließen sich auch bereits im Schwarzwald Parallelbeispiele finden.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Beitrages ist die Gefährdung der Erholungslandschaft durch den Straßenbau. Über das Projekt einer Bundesautobahn von Freiburg nach Donaueschingen zum Anschluß an die Autobahn Stuttgart—westlicher Bodensee braucht an dieser Stelle nicht allzuviel gesagt zu werden. Die Leser werden die Diskussion um diesen Plan seit 10 Jahren in der Presse mitverfolgt haben. Fast genauso alt wie der Plan ist der Widerstand der betroffenen Bevölkerung gegen die Zerschneidung des Schwarzwaldes an seiner schönsten Stelle durch eine 72 km lange Immissionsschneise. Der Bau würde nach vorläufigen Schätzungen an die 600 ha ertragreichen Bauernlandes und 100 ha Wald in Anspruch nehmen, würde 60 geschlossene Hofgüter durchschneiden und insgesamt eine tiefgreifende Strukturveränderung herbeiführen, von deren Ausmaßen und sekundären Auswirkungen man sich heute noch kaum eine richtige Vorstellung machen kann.

Mit Recht wird man die Frage stellen dürfen, wie eine solche für das betroffene Gebiet lebenswichtige Planung überhaupt zustande kommt, welches die Intentionen der Planer sind. Als die jedermann zugängliche Grundlage der Planung im Gebiet des südlichen Oberrheines können wir den Regionalplan südlicher Oberrhein⁸⁾ heranziehen, der klare Aussagen über die angebliche Notwendigkeit der Autobahn Freiburg—Donaueschingen enthält.

Nach dem Verständnis der Planer gilt der Schwarzwald als wirtschaftlich „unterentwickeltes“ Gebiet. Diese Klassifizierung begründet sich in der ökonomischen Situation des betr. Raumes und wird mit der Entwicklung in den Ballungsgebieten verglichen. Diese Ballungsgebiete werden somit zum planerischen Maßstab erhoben mit dem Ziel des Abbaus großräumiger Disparitäten.

Daraus ergibt sich für die Planer die Notwendigkeit zusätzlicher Infrastrukturinvestitionen im Planungsgebiet, die man in unse-

rem Falle durch den Bau einer Autobahn glaubt am besten befriedigen zu können. Diese Art von Planung wird ohne die Mitwirkung der Betroffenen von oben herab gemacht, sie fragt gar nicht primär nach den Bedürfnissen der im Planungsgebiet lebenden Bevölkerung, sondern postuliert völlig unangemessene Planungsziele. Beim Autobahnprojekt Schwarzwald werden die Absurdität und der Ideologiecharakter der deutschen Planungsmentalität besonders offenkundig⁹⁾.

Wenn wir uns nämlich in dem fraglichen Untersuchungsgebiet näher umsehen, können wir feststellen, daß die Strukturverbesserung durch eine Autobahn eigentlich völlig unnötig ist. Es bestehen genug Ost-West-Verbindungen. Die Wirtschaft dieses Gebietes beruht auf den drei Faktoren Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Fremdenverkehr. Welches dieser drei Elemente soll durch den Bau einer Autobahn gefördert werden? Land- und Forstwirtschaft wohl kaum. Da laut Regionalplan der Charakter des Schwarzwaldes als vorrangige Erholungslandschaft erhalten bleiben soll kommen auch Industrieansiedlung und Schaffung neuer Arbeitsplätze als Effekte des Autobahnbaues kaum in Frage. Bleibt lediglich der — vermutete — positive Effekt einer Autobahn für den Fremdenverkehr.

In diesem Punkt ist starke Skepsis angezeigt. Der von der Autobahnplanung betroffene Teil des Südschwarzwaldes gehört zu den Fremdenverkehrsschwerpunkten im Land Baden-Württemberg. Die neueste Bilanz des Fremdenverkehrsverbandes Schwarzwald weist den Schwarzwald als zweitgrößte deutsche Erholungslandschaft aus. Im Jahre 1978 wurde das beste Ergebnis mit 27,2 Millionen Übernachtungen von 4,2 Millionen Gästen und damit eine Steigerung gegenüber dem Vorjahr um 6,2 Prozent registriert. In Geld ausgedrückt bedeutet dies, daß diese Gäste nach grober Schätzung gut 1,5 Milliarden Mark hinterlassen haben.

Der Bau einer Autobahn durch diese Landschaft mit den meisten Höhenluftkurorten und Luftkurorten mit Prädikat mitten im Herzen des Hochschwarzwaldes würde diesen Hauptwirtschaftszweig stark in Mitleidenschaft ziehen. Eine vom Institut für Forstbotanik an der Universität Freiburg durchgeführte Befragung bei Einheimischen und Feriengästen hat ergeben, daß sie zu 90 Prozent eine Autobahn mitten im Erholungsgebiet ablehnen. Feriengäste nehmen gerne einen etwas längeren Anfahrtsweg in Kauf, wenn dafür das Zielgebiet von störenden Einflüssen frei ist.

Autobahnen sind vom Straßentyp her gesehen ausschließlich den Funktionen des Fernverkehrs zugeordnet. Die Ost-West-Autobahn über den Schwarzwald soll den Planern zufolge als Europastraße die Aufgabe übernehmen, den von Frankreich anfallenden Verkehr durch die Bundesrepublik und Österreich weiter nach den Balkanstaaten zu leiten. Angesichts gewandelten verkehrs- und energiepolitischen Denkens ist es heute zumindest zweifelhaft, ob eine solche Achse „Paris—Wien“ überhaupt noch durchsetzbar und notwendig ist, noch mehr erhebt sich aber die Frage, ob ein solch aufwendiges und sowohl von den Kosten wie vom Nutzen umstrittenes Superprojekt ausgerechnet eine der wichtigsten mitteleuropäischen Erholungslandschaften entzweischneiden soll. — Die Gegner, die sich seit dem Beginn der 70er Jahre in der „Aktionsgemeinschaft für demokratische Verkehrsplanung“ zusammengefunden haben, setzen sich daher für zweckmäßigere Lösungen ein und zwar für den

- vorrangigen Ausbau der Hochrheinautobahn
- den vierspurigen Ausbau der B 31 durch das Höllental
- den vierspurigen Ausbau der Kinzigtalstraße Offenburg—Villingen.

Auf den gesamten Konfliktverlauf wollen wir hier nicht ausführlich eingehen. Wir be-

schränken uns auf die Frage: Wie ist der aktuelle Stand der Diskussion?

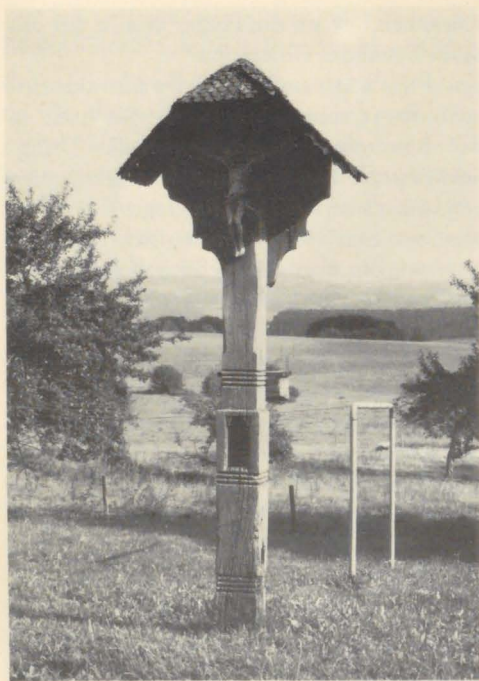
Seit 1976 war es um die Schwarzwaldautobahn etwas ruhiger geworden. Sie hatte in der Bundesfernstraßenplanung die Dringlichkeitsstufe Ia verloren, das Projekt schien zumindest bis 1995 ad acta gelegt.

Aber seit Mai 1977 begannen sich neue Gewitterwolken über dem Schwarzwald zusammenzuziehen. Die Regionalversammlung in Freiburg stimmte mehrheitlich der Wiederaufnahme der Schwarzwaldautobahn in den Regionalplan südlicher Oberrhein zu.

Ende 1978 formierten sich erneut die Autobahnbefürworter zu einer Aktionsgemeinschaft in Freiburg. Ihr gehören u.a. die Städte Freiburg und Villingen, die Landkreise Breisgau-Hochschwarzwald und Schwarzwald-Baar sowie der Regionalverband Südlicher Oberrhein an. Auch die Stadt Breisach schloß sich im Januar dieser Aktionsgemeinschaft an, um nicht noch mehr in den „Verkehrsschatten“ zu geraten. Diese Initiative hat verständlicherweise auch die zahlreichen Gegner des Autobahnbaus wieder auf den Plan gerufen. So hat z.B. die „Arbeitsgemeinschaft Heimatschutz Südbaden“ durch den Verkehrswissenschaftler Michael Drude von der Universität Freiburg im Januar d.J. erklärt, daß der wirtschafts- und strukturpolitische Sinn der Schwarzwaldautobahn überhaupt zu bezweifeln sei,

- weil durch sie nicht neue Betriebe angeht, sondern im Gegenteil Arbeitskräfte durch Auspendeln abgezogen würden,
- weil der Fremdenverkehr durch unerträgliche Zunahme des motorisierten Tagesausflugsverkehrs stark beeinträchtigt würde und
- weil schließlich die Fertigstellung der Schwarzwaldautobahn in eine Zeit falle, in der der Kfz-Bestand in den frühen 90er Jahren bereits wieder zurückgehe.

Im Februar 1979 hat die SPD-Fraktion im Stuttgarter Landtag im Wirtschaftsausschuß den endgültigen Verzicht auf die umstrittene



Schweighof bei St. Peter

Foto: W. Brednich, Freiburg

Schwarzwaldautobahn beantragt. Dies wurde mit den Stimmen der CDU-Mehrheit abgelehnt. Die Möglichkeit einer Autobahn am Ende dieses Jahrtausends ist als Option damit zwar offengehalten, aber im Augenblick scheint der Plan politisch in recht weite Ferne gerückt zu sein, was nicht heißt, daß die Lobby für diese Autobahn völlig verstummt wäre.

In die Zeit der wiederauflebenden Diskussion um die Schwarzwaldautobahn in den letzten beiden Jahren fiel das Engagement des Freiburger volkskundlichen Instituts für die Fragen des Landschafts- und Umweltschutzes. Ich spreche im Untertitel von den „Neuen Wegen volkskundlicher Feldforschung“, die sich hier abzeichnen. Es muß an dieser Stelle allerdings mit der notwendigen Bescheidenheit darauf hingewiesen werden, daß es sich um einen ersten und noch eher tastenden Versuch auf einem neuen Feld

handelt; es ist (leider) keineswegs so, als ob sich die gesamte Freiburger Volkskunde — Lehrende und Lernende gleichermaßen — in breiter Front auf diesem neuen Weg befinden, sondern es sind bisher eher einzelne, die diesen Weg mitgegangen sind und mit dem Autor die Überzeugung teilen, daß eine solche Auffassung volkskundlicher Gegenwartsforschung und -empirie zukunftsweisend ist.

Im WS 1977/78 wurde an unserem Seminar ein Hauptseminar mit dem Thema „Gefährdungen des Schwarzwaldes durch Verkehrsplanung und Tourismus“ angeboten, an das sich im SS 78 ein Empirisches Praktikum anschloß. Abschluß dieses Praktikums sollte ein längerer Studienaufenthalt im Schwarzwald bilden, bei dem neue Ansätze volkskundlicher Feldforschung erprobt werden sollten.

Feldforschung bedeutete in unserem Fach früher nahezu ausschließlich Sammel- und Aufzeichnungstätigkeit zur Materialgewinnung und -sicherung. Nicht die Probleme der Bevölkerung im Untersuchungsgebiet, sondern das Sammelinteresse des Forschers — das Prinzip des Bewahrens und Erhaltens — standen im Vordergrund. Durch die Annäherung der Volkskunde an die exakteren Methoden der Sozialwissenschaft hat sich hier im Fach in den letzten Jahren ein bedeutender Wandel abgespielt. Volkskunde als Kulturanalyse versucht heute mehr denn je, die Studenten in sachbezogene Forschungsprojekte zu integrieren; Exkursionen führen nicht mehr ausschließlich in Museen oder Reliktzonen, sondern zu kulturellen Brennpunkten und Konfliktherden. Das kulturpolitische Engagement des Forschers zeigt sich aber auch in einer veränderten Vorgehensweise im „Feld“ selbst. Die Bevölkerung eines Untersuchungsgebietes betrachten wir heute nicht länger als „Objekt“ der Untersuchungen. Wir erwarten von einem Studierenden unseres Faches, daß er es lernt, sich mit der Untersuchungsgruppe zu identifizieren und in einem Verstehensprozeß in die Intentionalität der betreffenden Bevölkerungs-

gruppe einzutreten. Der Feldforschung legen wir damit ein Konzept zugrunde, das wir mit Lévi-Strauss als „Sozialwissenschaft des Beobachteten“ bezeichnen können, wobei es darum geht, daß der Forscher versucht, den Standpunkt des Beobachteten einzunehmen, um durch intensive und teilnehmende Beobachtung und Analyse der Einstellungen und Verhaltensweisen in seine Alltagswelt mit deren Problemen einzudringen¹⁰⁾.

Für den geplanten Feldforschungsaufenthalt im Schwarzwald als Abschluß des Praktikums bedeutete dies, daß die Teilnehmer gemeinsam den Versuch unternahmen sollten, die Forderung nach einer aktiv-teilnehmenden Beobachtung im Untersuchungsgebiet in die Tat umzusetzen, indem sie ihre Quartiere im Planungsgebiet zwischen St. Peter, St. Märgen und Neustadt bei den „Betroffenen“ selbst aufschlugen. Die 14 Teilnehmer fanden in der Zeit vom 11. bis 17. August auf verschiedenen Schwarzwaldhöfen Unterkunft. Ihnen war die Aufgabe gestellt, zunächst allgemeine Beobachtungen über Lage, Größe, Erwerbsstruktur des Hofes, die Stellung des Hofinhabers in der Gemeinde anzustellen und sich nach Möglichkeit auf dem Hof nützlich zu machen. Sobald die Situation sich dafür als günstig erwies, sollten die Studenten nach einem nichtstandardisierten, offenen Fragekatalog mit verschiedenen Inhabern von Hofgütern im Untersuchungsgebiet Gespräche führen und anschließend Gesprächsprotokolle aufzeichnen. Jedem Teilnehmer war die Aufgabe gestellt worden, zwei solcher Gesprächsprotokolle auszuarbeiten und schriftlich vorzulegen.

Der Frageplan war in vier Teile gegliedert.

1. Sachfragen zum Hof und zur Wirtschaftsgrundlage desselben.
2. Fragen zur Selbsteinschätzung des Hofinhabers und über Perspektiven der eigenen Existenz.
Z.B. Werden von der Autobahn neue Verdienstmöglichkeiten erwartet?

— Ist die Landwirtschaft durch den Bau der Autobahn bedroht.

— Welche Einflüsse auf die Lebensweise der Familie würden sich durch den Bau der Autobahn möglicherweise ergeben?

3. Fragen zum Landschaftsschutz.

Z.B. Würde die Trassierung einer Autobahn durch das Erholungsgebiet visuell und akustisch als störend empfunden?

— In welchem Maße würde die Landschaft (Wald, Wiesen, Weiden, Täler, Bachläufe etc.) in Mitleidenschaft gezogen?

— Inwieweit zeigt der betr. Hofinhaber Verständnis für die Fragen des Landschaftsschutzes?

4. Fragen zur konkreten Bedrohung durch den Autobahnbau und die daraus resultierenden existentiellen Konsequenzen.

Z.B. Wieviel m² Land (Äcker, Weide, Wald, Brachland) würden verlorengehen?

— Würde der Landbesitz möglicherweise durchtrennt werden?

— Würden die Anfahrtswege zum Landbesitz länger werden?

— Wären Absatzschwierigkeiten für Fleisch- und Milchprodukte wegen Blei emission zu befürchten?

— Müßte der Hof aufgegeben werden?

— Würde mit einer erheblichen Zunahme von Tagesausflüglern und Wochenendgästen gerechnet?

— Droht eine Beeinträchtigung des Langzeittourismus?

— Fördert die Autobahn einheimisches Gewerbe und Industrie?

— Rechnet man mit verstärkter Abwanderung der Jugend in die Ballungszentren?

Die Gastgeber und Interviewpartner im Untersuchungsgebiet waren nicht nach politischen Gesichtspunkten — d.h. ihrer Einstellung für oder gegen eine Schwarzwaldautobahn — ausgesucht worden. Es erwies sich je-

doch, daß bei nahezu allen Gesprächspartnern eine einheitliche, großteils schroffe Abwehrstellung gegen die Autobahn erkennbar wurde. Für die Studenten war es vom ersten Tage an nicht möglich, eine neutrale oder wissenschaftlich-objektive Stellung zu diesem Problem einzunehmen, sondern sie wurden durch jedes gezielte Gespräch über den Gegenstand in den Konflikt einbezogen, sie mußten Stellung nehmen und lernen, mit den „Betroffenen“ zu argumentieren. Genau dies war das eigentliche Ziel der Feldforschungsexkursion: den Zielkonflikt im Untersuchungsgebiet nicht von seiner Außenseite her kennenzulernen, sondern ihn einschätzen zu lernen aus der spezifischen Lebenssituation von Menschen, die von einer Planung betroffen sind, die ohne sie gemacht wurde und gegen die sie sich zur Wehr setzen. Als Beispiel ein Situationsbericht über einen 1671 erbauten Hof im Untersuchungsgebiet (angefertigt von Michael Kröher):

1. Sachfragen: Inhaber ist Vollerwerbsbauer, verheiratet, hat 1 Kind von 9 Jahren. Der Hof ist stark veraltet, verfügt über keine moderne Küche oder sanitäre Anlagen, kein TV. Kleinere Umbaumaßnahmen werden laufend vorgenommen. Als einziges Nebengebäude ist die Mühle zum Wochenendhaus umgebaut und an Dauermieter vermietet worden. Landbesitz 32,5 ha, davon 0,7 ha Ackerland und 16 ha Wald, 17 Kühe, 2 Kälber, 2 Schweine.
2. Persönliche Perspektiven: Der Hof liegt relativ abgeschieden und trägt sich selbst. Der Hofinhaber ist optimistisch, er besitzt viel Jungwald, den er als „gute Sparkasse“ bezeichnet. Die Vermietung an Wochenendgäste bringt willkommenen Zuverdienst. An einen weiteren Ausbau des Fremdenverkehrs ist wegen der ungünstigen verkehrsmäßigen Lage nicht gedacht. Die Modernisierungspläne beziehen sich auf den Innenausbau (Bad und Küche).

Insgesamt soll der Heidenhof in seiner historischen Gestalt erhalten bleiben.

3. Zu Landschafts- und Umweltschutz keine besonders profilierten Angaben.
4. Zur Frage der Betroffenheit durch die Planung:

Durch die Trassenführung würde etwa ein Drittel des Waldbesitzes verlorengehen. Tausch oder gleichwertiger Ersatz sind nicht möglich, so daß sich für den Bauern eine konkrete Existenzbedrohung durch Kapitalverlust ergibt. Er befürchtet ferner Lärm- und Abgasbelästigung und würde als unmittelbarer Trassennachbar mit Sicherheit seine Dauergäste im Wochenendhaus verlieren.

Herr R. erwartet überhaupt für die gesamte Landschaft einen Rückgang des Fremdenverkehrs. Er glaubt, daß sich anstelle der bisherigen Dauerkundschaft nur noch Durchreisende mit wesentlich geringerer Rentabilität einstellen würden.

5. Alternative Vorstellungen und politische Einstellung: Herr R. lehnt die Schwarzwaldautobahn grundsätzlich ab, befürwortet den vierspürigen Ausbau der Hölentalstrecke und ist für Ausbau und Förderung der öffentlichen Verkehrsmittel. Bei besserer Verkehrsanbindung seines Tales wäre Herr R. selbst sofort bereit, seinen Privatwagen aufzugeben und sich öffentlicher Verkehrsmittel zu bedienen. Der Befragte ist nicht Mitglied in der Aktionsgemeinschaft, informiert sich aber regelmäßig über deren Aktivitäten. Seine Einstellung zur staatlichen Obrigkeit ist durch Resignation gekennzeichnet: „Wir sind zwar strikt dagegen, aber wenn die eines Tages mal wieder Geld haben, wer weiß, was sie dann machen?“

Ein Situationsbericht dieser Art bedeutet gewiß noch nicht sehr viel. Aber mehrere solcher Interviews zusammengenommen vermögen einen Einblick zu geben in die Struktur der Höfe und die gesamte Situation im Un-

tersuchungsgebiet, in welchem sich die verschiedensten Typen von Betrieben nebeneinander finden:

- Landwirtschaftliche Vollerwerbsbetriebe.
- Landwirtschaftliche Nebenerwerbsbetriebe mit Fremdenverkehr.
- Betriebe ohne Landwirtschaft, die völlig auf den Fremdenverkehr umgeschaltet haben und vielleicht noch eine Kuh und ein Pferd halten, um den Titel „Ferien auf dem Bauernhof“ mit einigem Recht führen zu können.
- Aufgegebene Hofgüter, die in den Besitz von Fremden geraten sind und irgendwelchen sonstigen Zwecken dienen, vom Künstleratelier über die alternative Wohngemeinschaft bis zur Wochenendferienwohnung.

Das wichtigste, wenn auch sicher nicht gerade spektakuläre Ergebnis des Feldforschungsaufenthaltes im Untersuchungsgebiet ist in dem reichen persönlichen Erfahrungsgewinn für die Teilnehmer zu sehen. Sie hatten eine Woche lang Gelegenheit, die Realität der Lebens- und Verhaltensweisen der Schwarzwälder Bevölkerung an Ort und Stelle zu beobachten und mitzuerleben, und sie haben dadurch einen ganz anderen Standort zur Landschaft, zu ihren Bewohnern und deren Problemen gewonnen. Wenn die Teilnehmer die intakte Schwarzwaldlandschaft bei den Voruntersuchungen noch recht selbstverständlich anmutete und sie keinen echten Bezug dazu gefunden hatten, war nach dieser Woche eine ganz andere, engagiertere Einstellung zu dem von einer gigantischen Verkehrsplanung betroffenen Gebiet festzustellen. Durch den Aufenthalt sind auch menschliche Beziehungen entstanden, die teilweise noch bis heute fortauern.

Sehr bedeutsam war außerdem die Einsicht in die Veränderungen, die die Planung in den Betroffenen hervorgerufen hat und die wir bei den Gesprächen und im Verhalten der Schwarzwaldbauern erfahren konnten.

Die Bedrohung der eigenen Existenz sowie die Gefährdung der Landschaft durch die verkehrspolitischen Zielvorstellungen der Planer haben die Menschen im Untersuchungsgebiet enger zueinander gebracht. Sie haben sich zum solidarischen Handeln in ihrem Abwehrkampf zusammengefunden, sie haben erlebt, daß sie zusammen stark genug sind, die Planung aufzuhalten, wenn nicht sogar zu verhindern, ihr Selbstbewußtsein ist in diesen Auseinandersetzungen zweifellos gestiegen. Einer unserer Gesprächspartner drückte es so aus: „Die müen jo zu uns komme, mir brauche ja nichts von dene; die müen zu uns komme, mir nit zu dene.“ Das Bewußtsein von der Bedrohung der Erholungslandschaft durch störende Eingriffe von außen hat zu einer verstärkten Identifizierung mit der Landschaft, zu einem gesteigerten regionalen „Heimatgefühl“ geführt.

Ein „politisches“ Fazit aus unseren Erfahrungen müßte etwa folgendermaßen lauten:

1. Die Schwarzwaldautobahn ist fernab vom Schwarzwald und ohne Berücksichtigung der wahren Bedürfnisse, Interessen und Wünsche der Schwarzwaldbewohner konzipiert worden. Die von dieser Planung Betroffenen möchten ihre jetzige Arbeits- und Lebenssituation erhalten und sind an einer Autobahn überhaupt nicht interessiert. Um es wieder mit den Worten eines Interviewpartners auszudrücken: „Eine Autobahn ist so ziemlich das Unsinnigste und Schädlichste, was dem Schwarzwald und uns passieren könnte.“
2. Daraus ergibt sich als notwendige Konsequenz die Forderung nach einer Planung, die künftig eine umfassende Beteiligung der Bevölkerung in einem sehr frühen Stadium der Planung gewährleistet (nicht erst beim Planfeststellungsverfahren — wie heute). Bevor eine Straße bzw. Autobahn überhaupt in die Planung geht, müßte im Sinne einer ökologisch-integrierten Straßen- und Landschaftsplanung

die grundsätzliche Frage gestellt werden, ob eine bestimmte Landschaft überhaupt eine Straße verträgt oder nicht. Im Falle des Schwarzwaldes ist eine solche Frage — aufgrund der gemachten Erfahrungen im Untersuchungsgebiet — strikt zu verneinen. — Der von vielen Seiten geforderte, notwendige Umdenkungsprozeß in den Planungsinstanzen scheint zumindest angelaufen. Jüngste Verlautbarungen aus dem Bundesverkehrsministerium sehen tatsächlich eine stärkere Bürgerbeteiligung und größere Rücksichtnahme auf Natur- und Landschaftsschutz vor. Das ist angesichts der vielen Umweltsünden sicher auch bitter nötig.

Wir alle müssen umdenken lernen. Angesichts bevorstehender einschneidender Energiekrisen werden wir wohl sehr bald von der Idee des unbegrenzten Wirtschaftswachstums Abschied nehmen müssen.

Die Erde erscheint uns heute zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte als klein und verletzlich. Der Mensch verfügt über die Mittel, diese Welt — die Luft über uns, den Boden unter uns — zu verseuchen und in eine Wüste zu verwandeln. Bertrand de Jouvenel: „Wir sollten die Erde jetzt als unseren Garten sehen, der unserer sorgfältigen Pflege bedarf, wenn wir ihn bewahren und seine Schönheit erhalten wollen.“¹¹⁾ Wieder steht die Volkskunde somit heute auf der Seite derer, die retten und bewahren wollen, aber

jetzt geht es uns um unsere eigene Lebenswelt, nicht um eine gestrige, und es geht um eine lebenswerte Zukunft für uns und unsere Kinder.

Anmerkungen

¹⁾ Der Aufsatz geht auf einen Vortrag zurück, den der Verfasser am 23. Mai 1979 im Rahmen der Fachsitzungen des Alemannischen Instituts an der Universität Freiburg gehalten hat.

²⁾ Hermann Schilli, Das Schwarzwaldhaus, 3. Aufl. Stuttgart 1977.

³⁾ Johannes Künzig (Hrsg.), Schwarzwald-Sagen, 3. Aufl. Köln 1976.

⁴⁾ Wilhelm Kutter, Schwäbisch-alemannische Fasnacht. Unter Mitarbeit von Frieder Knauss, Künzelsau, Thalwil und Salzburg 1976.

⁵⁾ Hermann Bausinger, Volkskunde. Von der Altertumforschung zur Kulturanalyse, 2. Aufl. Tübingen 1979.

⁶⁾ Christoph Senig, Bedrohte Erholungslandschaft. Überlegungen zu ihrem rechtlichen Schutz, München 1977.

⁷⁾ Jost Krippendorf, Die Landschaftsfresser. Tourismus und Erholungslandschaft — Verderben oder Segen? 2. Aufl. Bern und Stuttgart 1975.

⁸⁾ Regionalverband Südlicher Oberrhein, Regionalplan Entwurf, Fassung Mai 1977. Region südlicher Oberrhein, Freiburg 1977.

⁹⁾ Udo Bensel (Leitung), Auswirkungen von Infrastrukturmaßnahmen auf den Naturhaushalt und die menschlichen Reproduktionsbedingungen im Schwarzwald, Kollektivarbeit der TU Berlin, FB 14 — Landschaftsplanung, Berlin 1978.

¹⁰⁾ Ina-Maria Greverus, Kultur und Alltagswelt. Eine Einführung in Fragen der Kulturanthropologie, München 1978, S. 32.

¹¹⁾ Krippendorf (s. Anm. 7) S. 5.

Die heiligen Prinzen kehren zurück

Albert F. X. Bissinger, Freiburg/Ettlingen

Nachdem 1978 wertvolle spätgotische Heiligenfiguren einfühlsam restauriert wieder in die neue Kirche in Ettlingen-Oberweier einzogen, erinnerte sich Pfarrer Karl Hospach an barocke und spätere Figuren, die einst in der alten Kapelle in Ettlingen-Bruchhausen standen. Weihbischof Dr. Karl Gnädinger sprach in seiner Predigt bei der Oberweierer Kirchenkonsekration die Bedeutung der kostbaren gotischen Figuren an. Er ermunterte, die Heiligen in geistlicher Sicht als Leitbilder christlicher Existenz neu zu sehen. Der Bischof erwähnte auch den Beitrag des Verfassers über dieses Thema im Oberweierer Festbuch und forderte auf, diesen nachzulesen.

1955 wurde die damals im Eigentum der politischen Gemeinde Bruchhausen stehende Kapelle, deren Benutzung der Katholischen Kirchengemeinde zusteht, durch einen Vertrag der Evangelischen Kirchengemeinde überlassen. Drei barocke Heiligenfiguren, eine Pietà und ein Kreuz, beide entstanden etwa um 1850, und das Altarblatt, den zweiten Patron der Kapelle, den hl. Andreas darstellend (Signatur: Leimgrub 1862), wurden auf den Speicher der neubauten Kuratiekirche verbracht. P. Wilhelm Diebold SDB, Bonn, ein Sohn Bruchhausens, schreibt dem Verfasser, daß er um 1960 von seinen Verwandten erfahren habe, daß man mit den Figuren nichts mehr anzufangen wisse. Beim Ausräumen der Kapelle, so steht in den Akten in Ettlingenweier zu lesen, maß man ihnen „keinen großen künstlerischen Wert“ bei. Heute nach etwa 25 Jahren denkt man berechtigterweise darüber wieder ganz anders. P. Diebold ist es wohl so zu verdanken, daß die Figuren erhalten blieben. Er war damals Provinzial der Norddeutschen Salesianerprovinz und interessierte sich hauptsäch-

lich für die beiden Jesuitenheiligen aus der alten Kapelle. Sie stellten, so nahm man an, den hl. Aloisius und den hl. Johannes Berchmans dar. Im zweiten Heiligen irrte man sich wohl ein wenig; die geistliche Richtung aber stimmte. Nach Restaurierung der Figuren, die vielfach übermalt waren, durch Tienelt in Koblenz, wurden sie in der neuerichteten Noviziatskirche in Jünkerath/Eifel über dem Hochaltar angebracht. Dorthin paßten sie thematisch vorzüglich, denn die beiden dargestellten Heiligen waren auch Novizen (Ordensneulinge) gewesen, Novizen des Jesuitenordens. Die dritte barocke Figur des hl. Johannes Nepomuk verblieb in Bruchhausen. Der Koblenzer Restaurator bot übrigens ein paar Jahre nach der geringschätzenden Beurteilung beim Ausräumen der Kapelle P. Diebold eine hohe Summe als Kaufpreis an. Gott sei Dank ging der Bruchhausener Bürgersohn nicht auf das Angebot ein. Auf die Initiative Pfarrer Hospachs kamen zu Ende des Jahres 1978 die Figuren wieder nach Ettlingen-Bruchhausen zurück (siehe Foto).

Sie wurden feierlich nach einem Gottesdienst verabschiedet und sogar in einer Prozession zum Auto gebracht, das sie in Richtung Ettlingen abtransportierte. Begreiflicherweise verursachte der Abschied von den Figuren auch schmerzliche Gefühle; auch hatte der Orden in die damalige Instandsetzung der Figuren einiges investiert.

Als der Verfasser die gesamten Kunstschatze auf dem Turm der Bruchhausener Kirche zum ersten Mal vor ein paar Wochen sah, sagte er spontan: „Die beiden Jesuitenheiligen stammen aus dem Ettlinger Jesuitenkolleg!“ Dieselbe Meinung äußerte ebenso spontan Herr Schulamtsdirektor Hans Leopold Zollner, als ihm der Verfasser die Figu-



Figur des hl. Aloisius von Gonzaga nach der Restaurierung
Foto: Diebold

ren schilderte. In den Annalen der Ettlinger Jesuitenniederlassung (heutiges Finanzamt) 1661–1769, übersetzt und herausgegeben von Dekan Geistl. Rat Augustin Kast 1934, findet sich nun ein ganzes Kapitel über Feierlichkeiten zur Heiligsprechung zweier Jesuitennovizen, wie sie in Ettlingen im September des Jahres 1727 begangen wurden. Zu dieser achttägigen Feier wurden zwei Figuren der 1726 von Papst Benedikt XIII. heiliggesprochenen Aloisius von Gonzaga und Stanislaus Kostka angeschafft. Sie waren 5 Fuß (wohl Straßburger Fuß = ca. 25 cm) hoch und wurden auf den beiden Seitenaltären der Ettlinger Jesuitenkirche St. Erhard aufgestellt. „Unsere durchlauchtigste Markgräfin-Witwe“ (Sibylla Augusta von Baden) und „Se. Eminenz der Kardinal und Bischof von Speyer“ (Damian Hugo Graf von

Schönborn) nahmen am Eröffnungsgottesdienst teil, so schildern die Annalen. Sibylla war schon am frühen Morgen gekommen, der Kardinal feierte die Messe vor dem Altar, auf dem die Figur des hl. Aloisius aufgestellt war. Eine halbe Stunde lang teilte der Kardinal persönlich „die hl. Kommunion an die Seinigen aus“. Um 5 Uhr abends kam Sibylla nochmals zur Jesuitenkirche „um die Heiligen zu verehren und *den heiligen Prinzen* ihr durchlachtigstes Haus zu empfehlen und um einen ersehnten Thronfolger zu erbitten“. Wie wir wissen, wurde diese letzte Bitte nicht erfüllt. Sibyllas Söhne hatten keine männlichen Nachkommen und die obere Markgrafschaft fiel 1771 an Markgraf Carl Friedrich von Baden-Durlach. Bei der Abschlußfeier — eine Woche lang dauerten die Feierlichkeiten — ging bei einer Schlußprozession durch die Stadt Ettlingen der regierende Markgraf Ludwig Georg mit seiner Gemahlin im Prozessionszug mit. Die beiden Heiligenfiguren wurden mitgetragen. Beschrieben wird besonders der hl. Stanislaus Kostka, „der das Jesuskind umarmte“. Warum nennen die Annalen und auch andere Hagiographien die beiden Jesuiten heilige Prinzen? Aloisius war ein italienischer Markgrafensohn, Stanislaus Kostka ein polnischer Fürstenson gewesen. Mit Hans Leopold Zollner ist der Verfasser der Meinung, daß die Bruchhausener Jesuitenheiligen unzweideutig diese „heiligen Prinzen“ aus den Jahresberichten von 1727 sind. Der das Jesuskind tragende Heilige ist Stanislaus Kostka. Johannes Berchmans, im 17. Jahrhundert lebend, ist auch als Novize gestorben, gilt auch neben Aloisius und Stanislaus Kostka als Jugendpatron, wurde aber erst 1888 heiliggesprochen. Aloisius von Gonzaga und Stanislaus Kostka, beide 1726 heiliggesprochen, gehören zusammen. Die Figuren der hl. Aloisius und Stanislaus Kostka schmücken die Fassade der Freiburger Universitätskirche, die die Jesuiten erbauten. Es ist nicht anzunehmen, daß Johan-

nes Berchmans aus Diest b. Brüssel 1621 in jugendlichem Alter gestorben, aber erst am 22.1.1888 heiliggesprochen, zusammen mit Aloisius in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts dargestellt wurde. Und aus dieser Zeit stammen dem Holz nach die beiden Figuren, wie die Restauratoren Tienelt, Koblenz, und Michael Bauernfeind, Freiburg, einmütig feststellen (Tienelt schätzt die Entstehungszeit um 1725/26). Das Attribut des hl. Stanislaus Kostka ist einstimmig das Jesuskind. Die Attribute des hl. Johannes Berchmans sind Kreuz, Totenkopf, Rosenkranz und Regelbuch. Das geht alles ganz einig mit den Jahresberichten des Ettlinger Kollegs. Michael Bauernfeind, ein bekannter Restaurator, der vieles in Freiburg arbeitete, der u. a. auch St. Trudpert im Münstertal mitrestaurierte und nun ein Angebot für Moosbronn macht, hat den gesamten Figurenschatz in seiner Freiburger Werkstatt. Die beiden „heiligen Prinzen“ sind, wie der Verfasser sich überzeugen konnte, durch Überarbeitungen an den Köpfen verändert worden, an den Gewandteilen ist vieles mit Gips aufgefüllt worden etc. Die Statue des hl. Johannes Nepomuk, des Lieblingsheiligen Sibyllas, dem sie ihre Ettlinger Hofkapelle weihte, „erlitt“ mehrere Übermalungen. Auch Aloisius und sein Pendant, so P. Diebold, hatten vier übereinanderliegende laienhafte Übermalungen. Bauernfeind wird alle Figuren, auch Kreuz und Altarbild, einfühlsam restauriert, nach Bruchhausen zurückbringen.

Der Verfasser hat einen halben Tag das Ettlingenweierer Pfarrarchiv „durchforstet“, um Hinweise über die Figuren zu finden. Lacroix erwähnte sie in seinen „Kunstdenkmäler Badens“ 1936 nicht, wohl die Oberweierer Figuren. Doch fand der Verfasser in einem Inventarverzeichnis von 1881 unter Nr. 9 „Schmerzhaftes Muttergottes“ und Nr. 11 „Johann von Nepomuk“. Warum sind die beiden „hl. Prinzen“ nicht aufgeführt? Der Verfasser nimmt an, daß sie der Exjesuit Joseph Sebastiani, von 1774 bis 1784 Pfarrer in

Ettlingenweier, nach dort oder gleich in seine Bruchhausener Filiationkapelle, 1778 gebaut, brachte. Als der Jesuitenorden am 21. Juli 1773 aufgelöst wurde, blieb der Rektor Joseph Daudé mit vier Kaplänen (zwei für Bickesheim) als Ettlinger Stadtpfarrer im alten Kolleg wohnen, ebenso ein Exjesuit als Pfarrer für Bulach mit der Filiale Beiertheim. In „Weyer“ war ein Haus für den Pfarrer, so zog ein ehemaliger Jesuit als Pfarrer dorthin; auch nach Schöllbronn und Stupferich zogen zwei Exjesuiten als Pfarrer. Möglich wäre auch, daß erst bei der Aufhebung der Jesuitenkirche 1808 die Figuren in die Pfarrei Ettlingenweier kamen. Damals war Lucidus Morgenstern Pfarrer in Ettlingenweier. Möglicherweise waren die Figuren zuletzt auch in der Hauskapelle des Kollegs aufge-

Figur des hl. Stanislaus Kostka nach der Restaurierung

Foto: Diebold





P. Wilhelm Diebold, Bonn, mit den „hl. Prinzen“ bei der Übergabe bzw. Rückgabe der Figuren 1978

Foto: Hospach

stellt, da die Kirche 1742 und 1744 neue Altäre erhielt (heute in Baden-Baden-Hauen-
 eberstein). Die markgräfliche Regierung in
 Karlsruhe beanspruchte das Eigentumsrecht
 am gesamten Gut der Jesuiten und verwei-
 gerte es dem Bistumsbischof in Speyer.
 Pfarrer Sebastiani oder einer seiner Nachfol-
 ger verzeichneten nach Meinung des Verfasser
 nichts vom Überbringen der hl. Prinzen
 nach Ettlingenweiler, weil sie in den Augen
 der markgräflichen, später großherzoglichen
 Regierung damit ungesetzlich gehandelt hät-
 ten. Angesichts dieser geschilderten Um-
 stände hat die Auffassung, daß die Bruch-
 hausener Jesuitenheiligen die Figuren des hl.
 Aloisius und Stanislaus Kostka aus dem Ett-
 lingen Jesuitenkolleg sind, alles für sich. Die
 Folgerungen sind schlüssig, die Sachlage ist
 eindeutig.

Neben dem Altar der Schloßkapelle in Ettlin-
 genweiler, von Sibylla dem hl. Johannes Ne-
 pomuk geweiht, würden die Figur desselben
 Heiligen und die Figuren der hl. Prinzen in
 Bruchhausen einen hagiographisch-histori-
 schen Bezug zu Ettlingen und Sibylla herstel-
 len und hätten so stadtgeschichtliche Bedeu-
 tung. Die Jesuitenheiligen haben wohl die
 betende Markgräfin, den vor ihnen zelebrie-
 renden Kardinal Schönborn und die Prozes-
 sion durch Ettlingen „erlebt“. In Frauenalb
 gab es mal eine Nepomukfigur an einem Sei-
 tenaltar. Hier ist eine Verbindung zu Bruch-
 hausen nicht so eindeutig. Nach Meinung
 des Restaurators Bauernfeind stammen Ne-
 pomuk, Aloisius und Stanislaus aus einer
 Hand. Er vermutet sogar aus derselben
 Hand, die die Sulzbacher Figuren schnitzte.
 Die Barockfigur des hl. Ignatius, des Ord-
 densgründers, aus Malsch-Sulzbach, steht in
 Bauernfeinds Werkstatt und hat auf den
 Zentimeter genau dieselbe Höhe wie die hl.
 Prinzen. Nepomuk ist eine Idee kleiner.
 Auch in Sulzbach wirkten Jesuiten. Bezüg-
 lich einer heutigen Sicht des hl. Johannes
 Nepomuk möchte der Verfasser auf seinen
 Beitrag in dem Buch „St. Dionysius Ettlin-
 genweiler“ und in der „Badischen Heimat“
 (letzterer unter dem Titel „St. Johannes Ne-
 pomuk in Ettlingen, München und Meß-
 kirch“), beide erschienen 1978, hinweisen.
 Den hl. Aloisius, dessen Attribut allgemein
 und an der Bruchhausener Figur die Lilie ist,
 hat man in der Vergangenheit oft verzeich-
 net. Er verzichtete zugunsten seines jünge-
 ren Bruders 1585 auf die Markgrafschaft Casti-
 glione und trat in den Jesuitenorden ein. Er
 opferte sich, ohne die Ansteckungsgefahr zu
 scheuen, in der Pflege der Pestkranken auf.
 Er starb 1591 mit 23 Jahren in Rom an der
 Pest. Im Leben des hl. Stanislaus Kostka, als
 Sohn des Fürsten Johannes Kostka auf
 Schloß Rostkova in Polen geboren, begegnet
 uns weniger Spektakuläres. Er war ein Gott-
 liebender. Früh erkrankte er als Schüler in
 Wien. In einer Vision sah er nach der Le-

gende die Jungfrau Maria, die ihm das Jesuskind in den Arm legte. Er starb früh vollendet mit nicht ganz 18 Jahren 1568 als Jesuitennovize in Rom. Die Jugend des Heiligen prädestinierte ihn als Jugendpatron. Aloisius kann in der Sicht seines Opfers für die Totkranken auch heutiger Jugend Leitbild sein. Historisch gesichert ist zweifellos das zuchtvolle Leben der beiden jugendlichen Heiligen. Auch einer heutigen christlichen Gemeinde haben die Heiligen, auch die „Schmerzhaftige Mutter“ vieles zu sagen.

Literatur:

Lexikon der christlichen Ikonographie, Ikonographie der Heiligen, Bd. 5, 6 und 8, herausgegeben von Wolfgang Braunfels. Herder, Freiburg 1973/74/76

Wimmer Otto, Handbuch der Namen und Heiligen, 2. Aufl. Tyrolia, Innsbruck 1959.

Melchers, Erna und Hans, Das große Buch der Heiligen, Geschichte und Legende im Jahreslauf. Südwest-Verlag, München 1978.

Bissinger, Albert F. X., Das Ettlinger Jesuitenkolleg. Badische Heimat, Heft 1, Freiburg 1978

Kast, Augustin, Die Jahresberichte des Ettlinger Jesuitenkollegs 1661–1769. Karlsruhe 1934.

Auftakt

*Erst feines Glockenläuten
schon schimmern Gold und Silber
auf den Weidenzweigen
und blaue Sterne im Grünvoile
aus dunkler Erde
wo Geheimnisse treiben
schweigend weitertreiben*

Rosemarie Neumann

Badisches Landesmuseum Karlsruhe

Das Badische Landesmuseum Karlsruhe zeigt in der Zeit vom 19. April bis 13. Juli 1980 im Karlsruher Schloß die Ausstellung

Kunst und Kultur Sardinien vom Neolithikum bis zum Ende der Nuraghenzeit (4000—5000 v. Chr.)

organisiert und durchgeführt von Jürgen Thimme, dem Leiter der Antikenabteilung des Badischen Landesmuseums.

Die Ausstellung steht unter der Schirmherrschaft des italienischen und deutschen Außenministers.

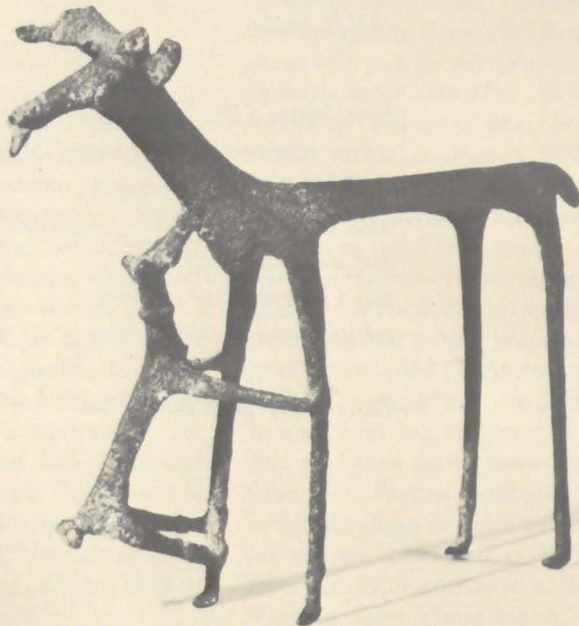
300 Objekte aus Stein, Ton und Bronze werden vorgestellt, die die dreieinhalbtausendjährige Geschichte der Insel anschaulich zur Darstellung bringen. Die Hälfte der Exponate kommt aus italienischen Museen, in erster Linie aus Cagliari und Sassari. Viele von ihnen verlassen die Insel jetzt zum ersten Mal, darunter auch sehr bedeutende Neufunde, die selbst Fachkreisen noch weitgehend unbekannt sein dürften. Die andere Hälfte der

Leihgaben kommt vor allem aus Schweizer Privatbesitz und aus einigen der großen öffentlichen Sammlungen wie British Museum, London, Ermitage, Leningrad, Louvre und Bibliothèque Nationale, Paris, sowie aus drei amerikanischen Museen. Im Ganzen sind sardische Objekte außerhalb Italiens eine große Seltenheit. In der Bundesrepublik Deutschland besitzt nur das Badische Landesmuseum einige sardische Bronzen und Tongefäße. In Fortsetzung der Karlsruher Ausstellung „Kunst und Kultur der Kykladen“ von 1976 hat sich die jetzige Sardinienausstellung zum Ziel gesetzt, eine bisher wenig beachtete Kultur in ihrer schöpferischen Vielfalt besser bekannt zu machen.

Die Kunst Sardinien erreicht mit ihrer Keramik (4.—3. Jtsd.), mit ihren Steinidolen (3. Jtsd.), mit ihrer monumentalen Festungs- und Grabarchitektur (2. Hälfte 2. Jtsd.) und nicht zuletzt mit ihren einzigartigen Bronzestatuetten (9.—7. Jh. v. Chr.) immer wieder besondere Höhepunkte. Lange bekannt, strahlt sie heute auf jeden Besucher eine starke Faszination aus.

Hirsch und Hund, Bronze, 9. Jh. v. Chr.

Bad. Landesmuseum Karlsruhe



Christoph Arnold (1779—1844)

Zum 200. Geburtstag eines badischen Baumeisters

Adolf Schmid, Freiburg

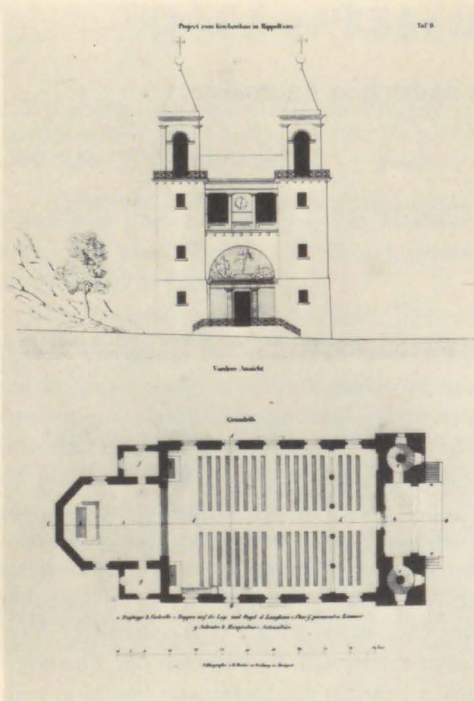
(Hans Geiges, Oberbaudirektor der Stadt Freiburg i. Brsg., zu seinem 75. Geburtstag)

Im Jahre 1979 gab es immerhin mindestens bei zwei Gelegenheiten in unserm Lande lebhaftere Erinnerungen an den badischen Baumeister Christoph Arnold, der 1779, also gerade vor 200 Jahren in Karlsruhe geboren ist. In der Gemeinde March bei Freiburg gab es erhebliche Unruhe und Schlagzeilen: Dort sollte das alte Rathaus aus dem Jahre 1826 im Ortsteil Buchheim, erbaut von Chr. Arnold, abgerissen werden. Die Denkmalschützer sagten mit Verspätung, aber doch noch mit einem entscheidenden Teilerfolg ihr Veto, das Regierungspräsidium will das klassizistische Gebäude als „bedeutendes Kulturdenkmal“ erhalten; das Bürgermeisteramt hält dagegen die Bausubstanz „nicht mehr für erhaltenswert“. — Die katholische Pfarrgemeinde Bad Rippoldsau/Schwarzwald gestaltete dagegen in ungetrübter Festesfreude die „150-Jahrfeier“ ihrer Pfarrkirche, erbaut von Christoph Arnold 1828/29. Der Anlaß genügte, auf das reiche Wirken und das große Werk dieses klassizistischen badischen Baumeisters Christoph Arnold aufmerksam zu machen.

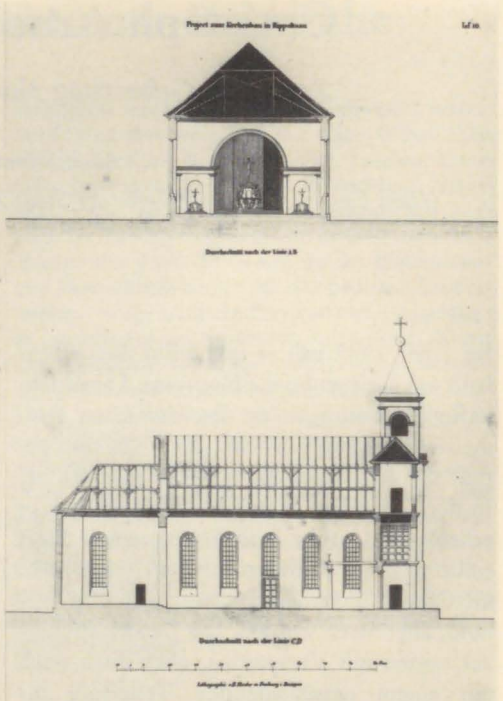
Bevor wir uns mit der Person Arnolds beschäftigen, müssen wir einen Blick auf die historische Situation um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert werfen, die zunächst bestimmt war durch die große Zäsur zur Neuzeit hin: 1789, mit den Signalen einer neuen Epoche, wo menschliche Maße und traditionelle europäische Normen gesprengt wurden. Es folgten Jahrzehnte großer geistiger Unsicherheit: Den Durchbruch des Ra-

tionalismus begleitete ein schlimmer Zerfall der bis dahin auch sehr stark kirchlich bestimmten Ordnung die Säkularisation zerbrach die 1000jährige Verbundenheit von Staat und Kirche; die Kirchen wurden, sicher in Deutschland, in ihrem Auftrag umfunktioniert zu moralisch-politischen Institutionen, vom Staat gelenkt und eingesetzt als recht nützliche Instrumente zur „Förderung der Moralität“ (Hugo Ott). Kirchliche Vertreter selbst, z. B. Professoren der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg, ereiferten sich gegen den kirchlichen „Obskurantismus“; der „Fortschritt“ sollte bestimmt sein vom Verstand, nicht von Gemüt und Gefühl. Gerade im Hinblick auf das Großherzogtum Baden, mit dessen staatlicher Organisation auch die kirchliche Ordnung im neu zu gründenden Erzbistum Freiburg dekungs-gleich gemacht werden sollte, um so mit dieser perfekten Identität von Staats- und Kirchengebiet das landesherrliche Patronat noch zu verstärken und zu verdeutlichen, sprach der verstorbene Erzbischof Hermann Schäufele von „einem Tiefstand des religiösen Denkens und Lebens“, von einer „Zeit der religiösen Verflachung“. Die besondere Problematik im deutschen Südwesten war noch zugespitzt durch die Tatsache, daß eine überwiegend katholische Bevölkerung regiert wurde durch die lutherischen Großherzöge der alten Zähringer-Dynastie.

Das kurfürstliche badische Großherzogtum hatte mit der territorialen Vereinheitlichung des bunt zusammengewürfelten neuen Staa-



Project zum Kirchenbau in Rippoldsau



tes von Napoleons Gnaden gewiß seine Not. Die „Kirchen“ boten sich an als besonderes „Element staatlicher Integration“ (Hugo Ott) für die alten Territorien, die noch einige Zeit das „gesamt-badische“ Bewußtsein vermissen ließen. Greifen wir hier — einem Baumeister zuliebe — ein Teilproblem dieses Großherzogtums heraus, das Bauwesen, vorrangig den Kirchenbau.

Hier muß zunächst gesprochen werden von Friedrich Weinbrenner (1766—1826), der als Staatsbaumeister die Baugeschichte eines ganzen Landes bestimmen konnte und der die einmalige Chance nutzte, aus einer bescheidenen markgräflichen Provinzresidenz die urbane Kapitale des großherzoglichen Staates zu machen¹⁾. „Weinbrenner ist ein gut badischer Römer im einzelnen seiner Bauwerke und im ganzen seiner städtebauli-

chen Kompositionen“, urteilte über ihn Karl Gruber²⁾. Ermunterungen und Anregungen, die seine gestalterische Kraft beflügelten, fand er in den Gesetzen der antiken Baukunst; sein eigener Baustil wurde bestimmt von den Ideen und Verpflichtungen des Klassizismus. Und dies im Dienste des Großherzogtums. Der Staat hatte das gesamte Bauwesen in seiner Regie, die Staatsomnipotenz erfaßte selbstverständlich auch das kirchliche Bauwesen: „Sie fußte auf dem staatlichen Aufsichtsrecht über die kirchlichen Fonds und war in jenen Jahren der totalen Umwälzung und Umschichtung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens vielleicht eine nicht zu umgehende Notwendigkeit.“³⁾. Großherzog Carl Friedrich hatte schon 1808 in einem „Baudikt“ diesen Grundsatz betont, und man muß in der Tat

Verständnis aufbringen, wenn der Kurfürst in seinem jungen Lande, diesem politischen und kulturgeschichtlichen „Flickenteppich“, erst einmal etwas vereinheitlichte Verhältnisse schaffen wollte. Daran ging kein Weg vorbei: „Die ganze Regelung des Kirchenbauwesens im Lande erfolgte durch den Landesherrn und seine Organe ohne irgend welches Einvernehmen mit der Kirchenbehörde.“ Höchstzuständig war die „Kirchensektion im Innenministerium“: „Sie hatte die letzte und oberste Entscheidung über Fragen des Neubaus oder der Instandsetzung der Kirchen, über Zulässigkeit und Brauchbarkeit der hiefür eingelieferten Risse. Die Kirchenbehörde hatte kein Recht, den Bauriß einer Kirche vorgelegt zu bekommen, um ihn als passend zu genehmigen oder als ungeeignet ablehnen zu können.“⁴⁴)

Ist es deshalb verwunderlich, wenn J. Sauer ein lamentables Fazit ziehen mußte: „Das Blatt der heimischen Kunstgeschichte, das wir hier aufschlagen, gehört zu den unerfreulichsten, welche die Geschichte des Abendlandes aufzuweisen hat, mit eingerechnet die Zeit des 30jährigen Krieges.“ Als Kennzeichen der Baukunst jener Jahrzehnte, die allerdings durch den Zwang zu äußerster Sparsamkeit bestimmt war, nannte Sauer: Verzicht auf Ideen, auf seelische Wärme, auf starkes Temperament, die „kulturelle Brunnenverschüttung“, kleinliche Engherzigkeit und Hilflosigkeit gegenüber den spezifischen Aufgaben. Die Kirchenbauten entsprachen vielfach nicht den Bedürfnissen zumal des katholischen Gottesdienstes.

Weinbrenners eigene Haupttätigkeit galt dem Städtebau, großen und großartigen architektonischen Anlagen. Sein Genie ist unbestritten. Und weiter? — „Nur einige wenige Köpfe bringen Werke hervor, die aus dieser weiten einförmigen Steppe das Interesse auf sich lenken können“ (Sauer). Der große geistige Zwiespalt zeigte sich ganz natürlich auch in der Baukunst; den meisten Kirchen

des 19. Jahrhunderts fehlen „alle Wesensmerkmale echten Sakralbaues“⁴⁵).

Einer der badischen Baumeister des ersten Drittels des 19. Jahrhunderts verdient aber sicher neben Weinbrenner auch heute noch unser Interesse: Christoph Arnold.

Über seine Vita ist nicht allzu viel bekannt. Er ist 1779 in Karlsruhe geboren, als Vetter Friedrich Weinbrenners⁶). Nach ordentlicher schulischer und handwerklicher Ausbildung wurde er 1800 auch Weinbrenners Schüler („einer meiner besten Schüler“), bald sein Mitarbeiter. 1804 war Arnold bereits „Professor der Architektur“ an der Bauschule seines Lehrers. Aber Arnold wollte es genauer wissen; Salär und Status waren ihm zu wenig gesichert. Ein verlockendes Angebot im selben Jahr 1804 — eine Professur der Architektur an der Kunstakademie in Düsseldorf, mit 600 Fl. Gehalt bei freier Wohnung — bot ihm eine entscheidende Chance: Die Kopie des

Titelblatt der Edition von 1832



Düsseldorfer Schreibens legte Christoph Arnold einem Bewerbungsschreiben an den Kurfürsten Carl Friedrich bei. Er wollte die Sicherheit, in seiner „Anciennität und Carriere als fürstlicher Diener dahier“ bestätigt zu werden und so „unter der Beruhigung einer in meinem Vaterlande erhaltenen Versorgung“ nach Düsseldorf eine Absage zu schicken. Die zentrale Begründung: „Da ich den Dienst in meinem Vaterlande allen andern vorziehe“⁷⁾.

*Durchlauchtigster Curfürst
gnädigster Curfürst und Herr!*

Unter dem 13ten August ist mir von der Düh-seldorfer Curbaierischen Kunst Academie die wirkliche Anstellung eines Profefsors der Architectur mit 600 fl. Gehalt und einer freyen Wohnung zugekommen; da mir nun bey Organisation der hiesigen Bau-Ämter von Ihro Excellenz dem Herrn Finanz Minister Freyherr von Gayling die mündliche Versicherung einer hiesigen Anstellung gemacht worden, und ich den Dienst in meinem Vaterlande allen andern vorziehe, so wollte ich EUER Curfürstlichen Durchlaucht um die nähere Zusicherung in Hoehchst Dero Diensten aufgenommen zu werden, oder die gnädigste Bestätigung in meiner Ancieñetet und Carriere als fürstlicher Diener dahier, auch wenn ich diese Stelle auf eine Zeitlang annehmen soll, in aller unterthänigkeit bitten, damit ich so bald als möglich den mir zugegangenen Ruf entweder antreten, oder unter der Beruhigung einer in meinem Vaterlande erhaltenen Versorgung in bald abschreiben kann. In erhörung meiner unterthänigsten Bitte ersterbe ich

Euer Curfürstlichen Durchlaucht

unterthänigst geborsamster

Ch: Arnold

Carlsruhe, 28ter August 1804

Der Staatsrat befaßte sich mit Arnolds Bewerbung, sein „Conclusum“ am 15. 9. 1804: „Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht seye unterthänigst vorzutragen: Die Baucommission habe bereits unterm 5ten May d.J. bei ihrer ersten Zusammenkunft die Anstellung mehrerer Bauverständigen aus dem doppelten Grund für nöthig und nützlich erachtet, weil jetzt so viel gebaut würde und aus dem Mangel gehöriger Aufsicht dem höchsten Aerarium ein Nachtheil erwachse, der die Ersparung einiger mäßiger Besoldungen bei weitem übersteige. Da nun der junge Arnold in seinem Fach vorzüglich brauchbar und geschickt sey und eben um deßwillen den eintrags gedachten Ruf (nach Düsseldorf) erhalten habe, den er auch ohne demnächstige angemessene Versorgung im Vaterland annehmen würde, so frage man, nach dem Vorschlag der Baucommission, unterthänigst darauf an, denselben mit hier vom 23ten July d.J. anfangenden Geldbesoldung von 500 fl. als Unterarchitekt anzustellen und sehen der höchsten Entschließung hierüber devotest entgegen.“⁸⁾

Nach Beratung des „Kurfürstlichen Geheimen FinanzRathes“ erfolgte am 3. November 1804 die „von Serenissimo Electore genehmigte Anstellung des der Baukunst befließenen Christoph Arnold dahier als Architect mit einem jährlichen Gehalt... von fünfhundert Gulden“. Zusätzlich sollte noch geklärt werden, „ob der Architect Arnold mit Sitz und Stimme bey dem Bauamt angestellt, somit als wirkliches bauamtliches Mitglied zu betrachten seye, oder aber noch zur Zeit nur den Acceß dabey habe“⁹⁾. — Nach dieser Sicherung seiner beruflichen und wirtschaftlichen Existenz tat Arnold nach kurzer Zeit etwas Überraschendes, dabei recht Sinnvolles. Am 7. März 1805 erging die „unterthänigste Bitte des Architecten Chr. Arnold um höchste Erlaubnis, sich mit seiner Besoldung und einem gnädigsten Zuschuß auf Reisen begeben zu dürfen“¹⁰⁾:

Euer Curfürstliche Durchlaucht hatte die Gnade, mich im verfloßenen Jahr in Höchst-dero Dienste als Architect aufzunehmen. Je in- niger ich das Glück fühle und mit dem devote- sten Dank erkenne, in meinem Vaterlande an- gestellt und so in den Stand gesetzt zu seyn, meine Kräfte dem Dienste des Besten und Wei- sestem der Fürsten widmen zu können, um so lebhafter wird auch der Wunsch in mir rege, meine Kenntnisse so viel wie möglich zu per- fectioniren, und zu diesem Ende noch einige Jahre auf Reisen gehen, vorzüglich das Vater- land der Künste, Italien besuchen zu dürfen.

Da ich mich nun sowohl nach meinem Alter, als auch rücksichtlich der Kenntniße, die ich mir in meinem Fach binnen 8. Jahren bey mei- nem würdigen Lehrer, dem Bau-Director Weinbrenner erworben, zu einer solchen Reise, durch welche ich meinem Vaterland einstens noch nützlicher werden zu können hoffe, befä- higt glaube, jedoch aber auf die Kosten meiner Mutter, welche Witwe mit 6. Kindern ist, diese Reise nicht unternehmen kann, auch eine Be- soldung von 500 fl. dazu nicht hinreicht, so er- kübhne ich mich, im festen Vertrauen auf die Gnade, mit welcher Eur Curfürstliche Durch- laucht mich bisher zu berücksichtigen huldvoll- est geruhten — unterthänigst zu bitten, mir so- wohl die höchste Erlaubniß zu gedachter Reise zu ertheilen, als auch zu deren Ausführung, ebenso wie dem sich auf Reisen gegenwärtig befindlichen Architekten Schwarz, neben Bela- ßung meiner Besoldung, einen jährlichen gnä- digsten Zuschuß huldreichst angedeihen zu la- ßen.

Carlsruhe, den 7. May 1805

unterthänigster
Chr: Arnold

Arnold begründete überzeugend seinen drin- genden Wunsch, seine „Kenntnisse so viel möglich zu perfectioniren, und zu diesem Ende noch einige Jahre auf Reisen gehen,

vorzüglich das Vaterland der Künste, Italien besuchen zu dürfen“. Auf Kosten der Mut- ter, die „Witwe mit 6 Kindern“ ist, könne er diese Bildungsreise („durch welche ich meinm Vaterland einstens noch nützlicher wer- den zu können hoffe“!) nicht finanzieren.

Der Großherzog genehmigte diesen Bil- dungsurlaub, großzügig und weitblickend, mit fortlaufendem Gehalt plus Zuschuß. Am 2. Oktober 1805 bat Arnold um seinen „Pas- seport“, um bald die Reise antreten zu kön- nen, die ihn über Paris und Südfrankreich nach Italien, nach Rom führen sollte¹¹⁾:

*Durchlauchtigster Curfürst
gnädigster Curfürst und Herr!*

Euer Curfürstliche Durchlaucht wollte ich in aller Unterthänigkeit für die hohe Gnade, wel- che Höchst Dieselben mir durch die gnädigst ertheilte Erlaubniß und Unterstützung zu mei- ner weiteren Bildung einige Jahre auf Reisen geben zu dürfen, unterthänigst danken, und zugleich anzeigen, daß wenn es Euer Curfürst- lichen Durchlaucht höchster Absicht entspricht, ich nach dem Vorschlag des Baudirectors Wein- brenner, in dem gegenwärtigen kritischen Zeit- punkt zuerst meinen Weg von hier nach Paris, und nach einigem Aufenthalt daselbst meine weitere Reise durch das Südliche Frankreich, und Italien bis Rom zu nehmen willens bin. In der angenehmen Hoffnung, daß Euer Curfürst- liche Durchlaucht mir diesen meinen vorzuba- benden Reise Plan gnädigst billigen, erbitte ich mir einen Pahseport, damit ich meine Reise so bald wie möglich antreten kann. In tiefster Dankbarkeit für die mir huldreichst ertheilte höchste Gnade ersterbe ich in aller Unterthä- nigkeit

*Euer Curfürstlichen Durchlaucht
unterthänigst treu gehorsamster
Ch: Arnold*

Carlsruhe, den 2ten 8bris 1805

Nach Arnolds Bericht aus Rom vom Herbst des folgenden Jahres, der vor allem die Bitte enthielt, die Beurlaubung doch zu verlängern, wurde die Rückreise ins „Vaterland“ („welchem dann alle meine Kenntnisse und Kräfte geweiht sein werden“) bis ins Frühjahr 1808 verschoben. Arnold wanderte auf den Spuren vieler Deutscher, vor allem wieder angeregt von seinem Vetter und Meister Friedrich Weinbrenner¹²). Dieser Italienaufenthalt hat Christoph Arnold die alten und dauerhaften Elemente klassischer Architekturformen nahe gebracht, hat in ihm die Abneigung verstärkt gegen alles Modische, Gezierte, Überwuchernde und zugleich Verständnis und Liebe geweckt und stabilisiert für die einfache Klarheit der Gestaltung, für sinnfällige Logik, für Maß und Proportion, „more geometrico“ im Zusammenspiel von Horizontalen und Vertikalen. Die Formenwelt der Mittelmeer-Architektur gab ihm die handwerkliche und künstlerische Orientierung.

Arnold kam zurück in die badische Residenz und fand sofort ein reiches Betätigungsfeld in der Verwaltung des Baudirektors Fr. Weinbrenner. Er fand nun aber auch die Zeit, eine Familie zu gründen: Am 13. Juni 1809 heiratete Christoph Arnold, „großh. Baumeister, Sohn des Zimmermeisters Joh. Christoph Arnold und seiner Frau Friederike, geb. Weinbrenner“ die Tochter des Geheimrats Eichrodt, Wilhelmine¹³). Johann Peter Hebel hat („im Namen der Geschwister“ der Braut) aus diesem Anlaß dieses „Hochzeitskärnlein“ gereimt:

Auf die eheliche Verbindung
des Baumeisters J. J. C. A. . . mit W. E. . .
am 13. Junius 1809.

(Im Namen der Geschwister)

Der Künstler schaut sein Kunstwerk an:
„Fürwahr, das hab' ich gut gemacht.“
Die Zinnen steigen himmelnan,
es steigt der hohen Säulen Pracht,

und der gefrorenen Musik Schall
ist ganz harmonisch überall.

O süße Zauber-Symphonie!
Wie tönt Gesims und Postament
und schmelzt das Herz zur Sympathie!
Wie brummt der Baß am Fundament!
Und geht der Wind, wie kräftig schlagt
der Fensterladen seinen Takt!

Die Ziegel singen wunderschön,
und das Kamin gibt süßen Klang —
Doch süßer, sagt er selber, tön'
von Mädchenlippe Gruß und Dank
und das Duett im Herzverein,
das Wort der Liebe: Ich bin dein.

So komm denn Bruder, treu und gut,
das Schwesterlein in Lieb' umfang!
Und Euer ganzes Leben sei
ein rein harmonischer Gesang!
Bald tönt zu süßem Dreiverein
das Eia und Popeia drein.

In den folgenden Karlsruher Jahren baute sich Arnold auch privat ein Haus. Die Stadt Karlsruhe stiftete ihm dazu eine „Baugnade“ von 552 Gulden, da er „durch sein Bauwesen zur Verschönerung dieses Stadtquartiers schon durch die äußere Verzierung seines Hauses mehr als ähnlich Bauende beygetragen“ (!)¹⁴). Es sind Jahre, in denen Arnold seinen Stil endgültig fand, seine schöpferische Kraft sich voll entfaltete, sein konstruktiver Geist sich um eine gütige Synthese von Ausdruckskraft und Ordnung mühte. Eine ehrenvolle Beförderung führte 1819 nach Freiburg als Kreisbaumeister; ein Jahr später wurde er Oberbauinspektor des See-, Dreisam- und Kinzigkreises, zuständig also für das gesamte Bauwesen von Staat, Gemeinden, Kirchen, Stiftungen im halben Großherzogtum. Seine Bautätigkeit war immens, überall im südbadischen Raum. Nach dem Tode seines Veters leitete er u. a. den Bau von Bad und Kurhaus Badenweiler. Viele Kirchen, Rathäuser, Schulen wurden nach seiner Konzeption gebaut. In Freiburg

corde mit den Bauakkordanten angestoßen und mit wahrhaft außerordentlicher Anstrengung die Aufsicht über den ganzen Bau von Anfang bis Ende geführt¹⁸), verlieh der Freiburger Magistrat ihm und seiner Familie am 5. Dezember 1824 unentgeltlich das Bürgerrecht, und dies mit dem ausdrücklichen Wunsche, Arnold auf Dauer als Freiburger Bürger ansässig zu machen¹⁹).

Nicht alle Pläne Arnolds wurden realisiert. So fand z. B. sein Entwurf für eine protestantische Kirche keineswegs die Zustimmung der Gemeinde; in Freiburg störte man sich an der „allzu griechischen Form“, man wollte lieber ein „christlich einfaches Kirchlein“²⁰). Neben der rastlosen Bautätigkeit und immensen Verwaltungsarbeit fand Arnold noch die Zeit, junge Baumeister auszubilden, weit über hundert waren es wohl. Seit 1832 führte er den Titel „Oberbaurat“.

Aber 1835 mußte er Freiburg verlassen, wurde er — gegen seinen erklärten Willen — nach Heidelberg versetzt. Man darf gewiß vermuten, daß der Wechsel an der Spitze der Karlsruher Baudirektion mit die Ursache war. Arnold schrieb ein Gesuch an Großherzog Leopold persönlich und versuchte, diese Versetzung zu verhindern, weil er sie als Zurücksetzung verstand für den „ältesten vom Fach im Lande und erprobt durch Kunst und Geschäftskennntnisse, Diensttätigkeit und Gewissenhaftigkeit“²¹). Umsonst. Es war — in der Ära Hübsch — nicht mehr opportun, der Weinbrenner-Schule und dem eigenen künstlerischen Ethos treu zu bleiben. In Heidelberg ist Christoph Arnold am 17. Juli 1844 verstorben. Hier der Eintrag im Sterbebuch (GLA Karlsruhe 390/1761):

(Acht zehn hundert vier und vierzig, den siebzehnten Juli, Mittags, zwölf Uhr, starb dahier, 65 J. alt, und wurde am neunzehnten Juli, Nachm. vier Uhr begraben: Christoph Arnold, Großherzogl. Oberbaurath, gebürtig aus Carlsruhe, ein Wittwer. Er war dreimal verheyrahet... Von 6 Kindern blieb ihm ein

einzigster Sohn übrig, der ihm am 23ten May d.J. aber auch durch den Tod entrissen wurde...)

Zusammen mit seinem Bruder Friedrich ist Christoph Arnold wohl der bemerkenswerteste Vertreter der Weinbrenner-Schule gewesen. Versuchen wir deshalb, sein Lebenswerk noch etwas abzurunden!

Eingangs zitierten wir das Jubiläum der Pfarrkirche in Bad Rippoldsau, erbaut 1829 durch Chr. Arnold. Das kompetente Urteil von J. Sauer über diesen Kirchenbau ist eindeutig: „Der einschiffige Bau mit polygonalem Chor stellt eine der besten Leistungen Arnolds dar“²²). Nach langem, wirklich hundertjährigem Streit war 1822 endlich beschlossen worden, im oberen Wolfstal eine neue Pfarrei mit einem Großteil der Pfründen des 1802 aufgehobenen Benediktinerpriorats St. Nikolaus zu dotieren. Wichtigstes Problem der neuen Pfarrgemeinde war sogleich der Bau einer neuen Kirche. Die Planungen der Baumeister Schilly/Wolfach und Voss/Offenburg wurden amtlich verworfen; Arnold selbst zeichnete nun die Pläne für den Neubau, der in einer Bauzeit von zwei Jahren erstellt wurde. (Die Rippoldsauer Kirche wurde übrigens 1953/56 von all den „Verzierungen“ aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts befreit und ist für unsere Zeit sicher im Sinne des Baumeisters Arnold restauriert.)

Diese Pläne sind von Christoph Arnold selbst als exemplarisch veröffentlicht worden, in: „Practische Anleitung zur bürgerlichen Baukunst. In einer Reihe von Plänen für Gebäude aller Art nebst kurzer Beschreibung und Erklärung derselben für angehende Baumeister und Kunstfreunde“²³). Im Vorwort dieser respektablen Sammlung nannte Arnold sein künstlerisches Credo: Zweckmäßigkeit, Dauerhaftigkeit und Einfachheit. Erst sekundär kommen Eleganz und Schmuck: „Jeder, welcher einen auch nur einigermassen geläuterten und guten Geschmack besitzt, wird in unseren Zeiten nicht

mehr die überladenen, sonderbaren und faden Verzierungen und Schnörkeleien früherer Perioden gutheißen oder in Anwendung bringen wollen, sondern mehr auf richtige Verhältnisse, einfache Formen und auf Einheit im Ganzen sehen. Deswegen wird aber keineswegs behauptet, als dürften gar keine Verzierungen angebracht werden, nein, nur sollen sie geschmackvoll und sparsam sein, damit sie, da sie immer nur Nebensache sind, nicht zur Hauptsache werden und durch Zerstreung der Aufmerksamkeit den Totalindruck stören... Die Schönheit verlangt nur einfache, naturgemäße Anordnung, Leichtigkeit in der Ausführung. Pracht hingegen wird nur durch Reichtum des Materials sowohl als der schönsten und kostbarsten Kunstarbeiten erreicht...“

In der Rippoldsauer Kirche hat Arnold dies Wort für Wort umgesetzt in Stein und Form. Dort wurde nach dieser Devise und in diesem Kunstverständnis eine wohl gelungene klassizistische Kirche gebaut — und zwar in einer Zeit, als schon wieder „anders“ gebaut wurde, jetzt im Sinne des neuen großherzoglichen Baudirektors Heinrich Hübsch (1795—1863), der 1828 — er war in jenen Jahren Dozent an der Staedelschen Kunstschule in Frankfurt/M. — mit seiner Schrift „in welchem Style sollen wir bauen“ schon die deutliche Zäsur zum Weinbrenner-Stil signalisiert hatte. Selbst Weinbrenner-Schüler und 1829 sein Nachfolger, versuchten in den folgenden Jahren jenen zeittypischen Stil zu formen, in dem Rationalismus und Romantik verständlicherweise keine glückliche Einheit finden konnten. Der Baumeister der katholischen Kirche von Bad Rippoldsau war übrigens Protestant und bei seiner Arbeit ausschließlich geleitet von baukünstlerischen Überlegungen, keineswegs von religiösem Verständnis und der Einsicht in liturgische Anliegen getrieben. Diese Kirche entstand also gerade noch am Ende des Jahrzehnts, wo — nach dem Tode Weinbrenners — die „Tendenzwende“ deutlich wurde, um den so

„unkatholischen Baustil“ des Klassizismus abzulösen durch die vielfältig historisierenden Versuche in Neo-Gotik, Neo-Romanik, Neo... Beispiele echter Weiterentwicklung lassen sich kaum finden. Bei Arnolds Kirchenbau ist jede Linie einfach, klar, gesetzmäßig; gerade deswegen zeigt die Komposition der saalartigen Kirche Lebendigkeit und Schönheit, große räumliche Freiheit und Großzügigkeit.

Was übrigens in der March am Arnoldschen Rathausbau noch verhindert wurde, das ist in Bad Rippoldsau bei einer anderen Arnold-Architektur leider geschehen: Dem Neubau der Kurkliniken (1977) fiel das alte Försterhaus zum Opfer; kein Denkmalamt stoppte dort den Bagger. Auch dieses Försterhaus hatte Arnold in seiner „Practischen Anleitung“ vorgeführt:

Übrigens: In beiden Beispielen, die Christoph Arnold für den Badeort am Fuße des Kniebis entworfen hat — Kirche und Försterhaus —, ist es ihm sehr gut gelungen, in einem der natürlichen Umgebung angemessenen Stil zu bauen, in einem harmonischen Gleichklang und Gleichgewicht von Bauwerk und Landschaft. Vielleicht sollten auch die „angehenden Baumeister“ unserer Zeit bewußter die „practische Anleitung“ des Architekten Christoph Arnold beherzigen.

(Der am 4. April 1979 in letzter Minute gestoppte Abbruch des alten Schul- und Rathauses in March-Buchheim — das „bedeutende Zeugnis klassizistischer Baukunst im Breisgau“ — wurde im November fortgesetzt, nachdem das Landratsamt Breisgau-Hochschwarzwald die entsprechende Genehmigung bestätigt hat.)

¹⁾ vgl. Kneile, Stadterweiterungen und Stadtplanung im 19. Jahrhundert (Freiburg, Lahr, Karlsruhe, Mannheim), Nr. 15 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg i. Brsg. 1978, S. 11.

- 2) Karl Gruber, Die Gestalt der deutschen Stadt, 1976, S. 179.
- 3) J. Sauer, a. a. O., S. 17.
- 4) Sauer, S. 18/19.
- 5) Gruber, a. a. O., S. 189.
- 6) Hirsch, a. a. O., S. 11.
- 7) Generallandesarchiv Karlsruhe, Dienerakten Arnold.
- 8) GLA, Dienerakten Arnold.
- 9) GLA.
- 10) GLA.
- 11) GLA.
- 12) vgl. Fr. Weinbrenner, Denkwürdigkeiten...
- 13) vgl. W. Zentner in „Badische Heimat“ 1953/1; dort ist auch das Hochzeitsgedicht abgedruckt.
- 14) Valdenaire, a. a. O., S. 102.
- 15) Hefe, a. a. O., S. 19 und Kneile, a. a. O., S. 15 ff.
- 16) Sauer, a. a. O., S. 113.
- 17) Hefe, a. a. O., S. 17.
- 18) zitiert nach Hefe, a. a. O., S. 18.
- 19) Hefe, a. a. O., S. 18; Stadtarchiv Freiburg: Akten „Bürgerannahmen“.
- 20) zitiert nach Hefe, a. a. O., S. 64.
- 21) GLA.
- 22) Sauer, a. a. O., S. 414; die Vermutung, daß Arnold von Weinbrenners Nachfolger in Karlsruhe, dem „biedermeierlich-bürokratischen“ Heinrich Hübsch, ausgeschaltet wurde, teilt auch Kneile, a. a. O., S. 19.
- 23) erschienen in Karlsruhe und Freiburg, 1832—1834, Herder.

Literatur:

- Arnold, Chr., Practische Anleitung zur bürgerlichen Baukunst. In einer Reihe von Plänen für Gebäude aller Art nebst kurzer Beschreibung und Erklärung derselben für angehende Baumeister und Kunstfreunde. 3 Hefte, Carlsruhe und Freiburg 1832—1834, Herder.
- Hefe, Fr., Aus Freiburgs Baugeschichte. Die ehemalige Zähringer-Vorstadt und Kreisbaumeister Christoph Arnold. Karlsruhe 1929 (Heimatblätter „Vom Bodensee zum Main“, Nummer 34).
- Hirsch, F., 100 Jahre Bauen und Schauen, Karlsruhe 1928.
- Kempf, Über Christoph Arnolds Bautätigkeit in Freiburg und Umgebung 1819—1835. In: Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. 39/40 (1927).
- Kneile, H., Stadterweiterungen und Stadtplanung im 19. Jahrhundert (Freiburg, Lahr, Karlsruhe, Mannheim). Nr. 15 der Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Brg., 1978.
- Sauer, J., Die kirchliche Kunst der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Baden. 1933 Herder.
- Valdenaire, A., Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten. Karlsruhe 1919.
- Weinbrenner, F., Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, von ihm selbst geschrieben. Herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Kurt K. Eberlein. Kiepenheuer, Potsdam 1929.
- Zentner, W., Wer waren J.J.C.A. ... und W.E. ...? in Badische Heimat 33/1953 (Hebelgedicht auf das Ehepaar Chr. Arnold und Wilhelmine Eichrodt).

Attilas Grab und das Gold in den Reben

Wie eine Volkssage in die Weinwerbung kam

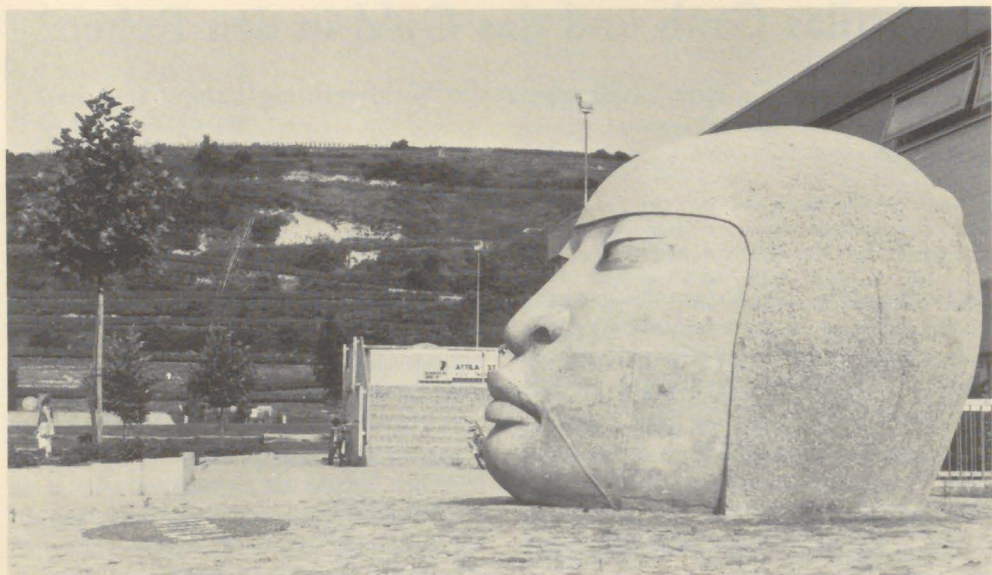
Georg Schmidt-Abels, Freiburg i. Br.

So häufig wie in dem kleinen Tunibergdorf Niederrimsingen ist der Hunnenkönig Attila, die „Geißel Gottes“, sonst wohl kaum irgendwo verewigt worden. Da gibt es nicht nur eine „Attilastraße“, die zum „Attilafelsen“ hinaufführt, wo der Wein mit der gleichen Lagenbezeichnung wächst, sondern auch eine „Attilahalle“ mit dem Lokal „Attilastube“, und seit kurzem steht davor auch noch ein Attiladenkmal.

Doch dieser zwei Meter fünfzig große und 20 000 Mark teure Betonkopf mit Schlitzaugen, breiter Nase und grimmigem Mund ist einigen Leuten aus der Gegend offenbar nicht ganz geheuer, denn er wurde heimlich von allen Seiten angepinkelt und in einer anderen Nacht-und-Nebel-Aktion sogar mit roter Farbe beschmiert. „Die spinnen, die Niederrimsinger, daß sie ausgerechnet diesem Räuber und Mörder ein Denkmal setzen“, hieß es vor allem nebenan in Oberrimsingen. Ein Fastnachtsredner aus dem Nachbardorf hatte schon bei der „Brägelsuppe“ in Breisach am Rosenmontag derart gegen das Denkmalprojekt gewettert, daß man seine Worte in Niederrimsingen als grobe Beleidigungen empfand und sehr übelnahm. Eine alte Fehde zwischen zwei Dörfern flackerte wieder auf.

Der Wirbel um den 25 Tonnen schweren Stein des Anstoßes ist vorerst der letzte Akt in einer langen Reihe von Ereignissen, die den Namen Attila am Tuniberg immer mehr ins Gespräch brachten. Als das Denkmal am 1. April 1979 enthüllt wurde, waren genau 24 Jahre seit jenem 1. April vergangen, an dem

eine Meldung in der „Badischen Zeitung“ behauptete, das Grab des Hunnenkönigs sei auf der Gemarkung Niederrimsingen gefunden worden. Dieser Aprilscherz, der von dem Niederrimsinger Winzer und damaligen Bürgermeister Otto Fischer stammte und über den Lehrer als Zeitungsmitarbeiter an die Öffentlichkeit kam, war nicht einfach aus der Luft gegriffen, sondern stützte sich auf eine alte Volkssage. Sie spukte schon lange an vielen Orten herum und ist in der Sagenüberlieferung allgemein weit verbreitet, wie aus der volkskundlichen Literatur hervorgeht. Danach soll Attila, der mit seinem wilden Reitervolk im fünften Jahrhundert auch die Gegend am Oberrhein unsicher machte, in einem dreifachen Sarg aus Gold, Silber und Eisen begraben worden sein. Als Material für die äußere Hülle wird manchmal statt Eisen auch Holz oder Blei genannt¹⁾. Bereits 1851 wurde die Attilasage von Bernhard Baader mitgeteilt, der damals schrieb: „Bei einem Einfall in Deutschland kamen die Hunnen nach Schlatt, zerstörten das Frauenkloster bei dem Heilbrunnen und den größten Theil des Dorfes. Zwischen diesem und dem Rheine trafen sie das Heer der Deutschen und erlitten eine völlige Niederlage. Ihr Fürst fiel in der Schlacht; er wurde von ihnen in einen silbernen Sarg, den zwei andere umschlossen, gelegt und mit seinen Schätzen und einem lebensgroßen goldenen Götzenkalb in dem Heidenbuck begraben. Darin liegt noch jetzt alles dieses unaufgefunden. Auf dem Schlachtfeld läßt in manchen Nächten Kampfgeschrei und Waffenge-tös unsichtbarer Streiter sich hören.“²⁾



Seit April 1979 erhebt sich das mächtige Haupt des Hunnenkönigs Attila — ein Werk des Bildhauers Rainer Stiefvater — vor der „Attilahalle“ zu Niederrimsingen bei Breisach am Tuniberg.

Foto: Peter Assion

Die Sage von diesem Gold-und-Silber-Sarg kam im Laufe schlechter Zeiten besonders in armen Dörfern immer wieder auf, so auch in Niederrimsingen. 1892 wurde sie dort durch archäologische Ausgrabungen neu belebt, als „alle in der größten Spannung (waren), den Silbersarg des Hunnenkönigs zu finden“³⁾, und 1903 sprang der Funke auch auf Ihringen über, als gleichfalls wissenschaftliche Grabungen durchgeführt wurden⁴⁾. In Niederrimsingen ließ dann die Hoffnung auf plötzlichen Reichtum schon in den zwanziger und dreißiger Jahren einige Bauern auch selbst zu Schatzgräbern werden, wie sich Otto Fischer erinnert. Und nach dem Krieg, als das Dorf gar die ärmste der 78 Gemeinden im Landkreis Freiburg war, regte sich die Fantasie wieder, die einen Schatz vermutete, den man nur zu heben brauche, um aller Not Herr zu werden. Neidvoll schauten die Kleinbauern damals auf die großen fetten Äcker der Oberrimsinger Nachbarn, deren Dorfdichter die Niederrimsinger Ortsverwal-

tung mit ihren Gemeinderäten zu alldem auch noch als „Geißenparlament“ verspottete, weil es hier nur Ziegen und keine Kühe gab. Kein Wunder, daß da einige Niederrimsinger „ausflipten“ und sich der Magie ergaben. In Vollmondnächten gingen sie geheim ans Werk: mit Pendel, Wünschelrute und Buch Moses suchten sie Attilas Goldsarg.

Otto Fischer kann so manches berichten aus dieser Zeit. Anfang der fünfziger Jahre zum Beispiel fuhr er morgens um fünf Uhr mit seinem Holzvergaser-Schlepper hinauf zum alten Steinbruch der nach seiner Erinnerung schon immer „Attilafelsen“ genannt wurde und deshalb das bevorzugte Gelände der Schatzsucher war. Da begegnete ihm ein Dörfler mit Schaufel und Spaten auf der Schulter und gab keine Antwort auf die Frage, wo er denn so früh schon herkomme. Aber abends, nach einem Viertele, lockte er doch aus ihm heraus, daß sie in der letzten Nacht wieder hinter dem Attila her waren.

Und beim Vorlesen aus dem Buch Moses an der Grabungsstelle sei ein Karnickel übers Loch gesprungen, ein Erschrockener habe geschrien: „Der Teufel, der Teufel, nix wie heim!“, der Boden sei „ganz atomig“, also feurig geworden, sie hätten alles fallen lassen und seien weggelaufen. Er habe so früh am Morgen noch mal hinauf müssen, um den Spaten und die Schaufel zu holen.

Das Graben am Tuniberg nahm in den Jahren darauf ganz andere Ausmaße an. Die Flurbereinigung im Reb Gelände begann, der alte Steinbruch wurde gesprengt, aber die Vorstellung vom Goldsarg lebte in den Köpfen weiter. Im März 1955 fand ein Raupenfahrer beim Planieren am „Attilafelsen“, wo heute der Festplatz ist, einen sargförmigen Stein, und der listige Bürgermeister reagierte sofort. Er sagte: „Wir warten bis zum 1. April.“ Und als es soweit war, stand folgender Text in der Zeitung: „Nachdem der Tuniberg immer mehr von seinen Geheimnissen freigibt, hat man in den gestrigen Abendstunden einen sensationellen Fund auf der Gemarkung Niederrimsingen gemacht. Schon seit vielen Jahren wurde von Wünschelrutengängern auf dem Niederrimsinger Berg beim Attilafelsen versucht, die Grabstätte Attilas, des Hunnenkönigs, zu finden. Als nun am gestrigen Abend eine der Planier- raupen einen Steinhügel einebnete, wurde in einer höhlenartigen Nische plötzlich ein sargartiges Gebilde sichtbar. Dank der Initiative des Planier- raupenfahrers, der die Arbeit sofort einstellte, konnte hier ein wertvoller Fund geborgen werden. Der Sarg, der ganz aus Eisen war, wurde von ein paar Männern freigelegt. Der Deckel ließ sich leicht abheben, und im Innern wurde ein zweiter Sarg sichtbar, der nach fachmännischem Urteil ganz aus Silber sein soll. Der Platz wurde abgesperrt und das Amt für Ur- und Frühgeschichte benachrichtigt.“

Der Lehrer las es den Schülern vor, auf Anweisung des Bürgermeisters gab's schulfrei, die Kinder liefen nach Hause und riefen:

„Der Attila ist gefunden!“ Die Nachricht weckte die Bauern auf. Es wurde gerätselt: „Isch's wohr, isch's nit wohr?“ Verstehten zogen viele auf den Tuniberg, um den Sarg zu sehen. Nach all dem Suchen war die Möglichkeit eines solchen Fundes ja nicht ausgeschlossen. Doch bald kam's heraus: April! April! Und das ganze Dorf lachte.

Das Gelächter ging im nächsten Jahr an Fastnacht weiter. „Da haben wir den Attila gespielt“, berichtet Otto Fischer. Er schrieb ein Theaterstück über das Suchen und Finden des Sarges, übernahm selbst die Rolle des Hunnenkönigs und führte das Spektakel mit rund fünfzehn Dorfbewohnern mehrmals im Gemeindesaal auf. Auch einige, die wirklich nach dem Grab Attilas geforscht hatten, machten mit.

Seitdem ist der Name Attila aus Niederrimsingen nicht mehr wegzudenken, was vor allem kräftig für das Weingeschäft genutzt wurde. Als nach der Rebflurbereinigung neue werbewirksame Bezeichnungen gefragt waren, die andere Dörfer nicht hatten, kam für die Niederrimsinger Weine der „Attilafelsen“ ins Gespräch. Dahinter stand wieder der clevere Winzer Otto Fischer, der seit 1956 in der Breisacher Zentralkellerei arbeitete. Auch über den sogenannten Großlagennamen für den Tuniberg wurde man sich später bald einig. Zwar wollten die Niederrimsinger zunächst den Attila nicht hergeben, weil er schließlich zu ihrer speziellen Sage gehört. Doch der Erfolg der Marke „Attilafelsen“, besonders in Norddeutschland, und der Hinweis der Zentralkellerei, daß sich ein großes Angebot gleicher Weine günstiger vermarkten läßt, gaben den Ausschlag. Deshalb wird heute ein großer Teil der Tuniberg-Weine unter dem Namen „Attilafelsen“ verkauft.

Die Weinwerbung hat sich also der Sache angenommen. In Prospekten verbreitet die Zentralkellerei eine „Ballade vom Attilafelsen“. Aus der alten volkstümlichen Sage ist ein Marketing-Konzept geworden. Der Initiator Otto Fischer nennt die Entwicklung

dahin die „Geschichte der Schatzgräber oder wie verbessere ich meinen Lebensstandard“. An eine Verherrlichung des Hunnenkönigs habe keiner gedacht, sondern an den erfolgreichen Weinbau, nach dem Motto: „Wir haben den Goldsarg von Attila gesucht und haben das Gold in den Reben gefunden.“

Nun fehlte in dieser Mischung aus Märchen-spiel und Reklameshow um Attila und das Rebengold eigentlich nur noch die künstlerische Ausschmückung, die Stimulierung mit subtileren Mitteln. Und die ließ nicht lange auf sich warten. Als Begleitmusik wurde eine sinfonische Dichtung mit dem Namen „Attila“ bereits 1968 in der Herbstversammlung des Blasmusikverbandes Kaiserstuhl/Tuniberg in Oberrotweil uraufgeführt. Der Blasmusikkomponist Ernest Majo aus Schramberg bekam die Inspiration dazu in Fischers Weinkeller, der natürlich „Attila-Keller“ heißt. In Niederrimsingen wurde zwei Jahre später auch über ein anderes Kunstprojekt fantasiert, was aber nur einen Aprilscherz für die Zeitung hergab. Am 1. April 1970 verkündete eine Schlagzeile: „Attila wird verfilmt!“ Und darunter war zu lesen: „Ein Experten-Team der Metro-Goldwyn-Mayer aus Hollywood kam am Ostermontag in Niederrimsingen an — war jedoch erstaunt darüber, hier nicht das erwartete große ‚Attila-Hotel‘ vorzufinden. So mußten die Leute in Freiburg Quartier nehmen. Das Team ist jedoch dieser Tage eifrig dabei, am Tuniberg die passenden Naturkulissen zu finden und zu bezeichnen. Alle dabei entstehenden Schäden werden finanziell großzügig ausgeglichen. — Nachgewiesenermaßen wurde das Dorf Niederrimsingen von fußkranken Hunnen besiedelt, die da die Grabstätte Attilas zu bewachen hatten. Die heutigen Bewohner des Ortes sind also Nachkommen der Hunnen; sie unterscheiden sich denn auch deutlich von den Bewohnern der Nachbardörfer, sind vor allem kriegerischer, von leichter aufwallendem Blut als diese. Die amerikanischen Filmleute wollen daher soweit möglich

Niederrimsinger als Amateur-Filmschauspieler und Statisten heranziehen.“

Soweit das Lügenmärchen über Hollywoods Filmpläne in Niederrimsingen. Daß es sich bei der Einladung zur feierlichen Enthüllung eines Attila-Denkmal am 1. April 1979 nicht um einen Aprilscherz handelte, mußten die Veranstalter nach all dem vorangegangenen närrischen Treiben ausdrücklich in ihrem Rundschreiben betonen, sonst hätte es ihnen niemand abgenommen. Wer aber die Rolle des Attilagraves im fantastischen Teil der Niederrimsinger Dorfgeschichte und vor allem die Bedeutung des „Attilafelsens“ im Weingeschäft kannte, wunderte sich nicht. Ihn konnte es wohl auch nicht überraschen, daß der Rat der Stadt Breisach, zu der Niederrimsingen heute gehört, die Denkmalaufstellung vor der neuen Sporthalle — der „Attilahalle“ — beschloß, und daß die Breisacher Zentralkellerei Badischer Winzer-genossenschaften die 20 000 Mark für das Kunstwerk aus ihrem Werbefonds bezahlte.

Nicht verwunderlich findet es auch der Niederrimsinger Künstler Rainer Stiefvater als Schöpfer des (fernöstlicher Monumentalplastik nachempfundenen) Gedenksteins, daß die Idee, dem wilden Hunnen aus fernem Land ein Denkmal zu setzen, gerade jetzt auftauchte, seit der einst selbst so wilde Tuniberg nach der Rebumlegung zahm geworden und seiner exotischen Ursprünglichkeit beraubt ist. In dem Wunsch nach dem Denkmal sieht er ein Zeichen dafür, wie stark das Bedürfnis nach Mythen, Märchen und Sagen gerade in unserer technisierten Welt ist. Die Sehnsucht nach dem Ursprung als kleiner Ausgleich zur profitorientierten Rationalität? Verständlich wär's schon, angesichts der Umwälzungen am Tuniberg in den letzten dreißig Jahren. Denn wie sagte der Konservator Wolfgang Suppan im Nachwort des Buches „Ein Berg verändert sein Antlitz“ zum Tuniberg-Richtfest 1970: „Aus dem Reliktgebiet seltener Pflanzen und dem Vogelparadies — beides in einer für Mitteleuropa

einmaligen Art — ist der auf höchstmögliche wirtschaftliche Effektivität hin angelegte ‚Weinberg‘ geworden, mit Erdbewegungen, wie sie in der Geschichte der Menschheit erst in jüngster Zeit möglich wurden. In einem weniger wirtschaftlich orientierten Land wäre der Tuniberg heute möglicherweise Naturschutzgebiet, Nationalpark.“⁵⁾

Anmerkungen:

¹⁾ Siehe Peter Assion, Weiße, Schwarze, Feurige. Neugesammelte Sagen aus dem Frankenland, Karlsruhe 1972, S. 115 und 236 (mit Verweis auf

das „Handwörterbuch der Sage“, hrsg. von Will-Erich Peuckert, 3. Lieferung, Göttingen 1963, Sp. 686). Herrn Dr. Assion, Landesstelle für Volkskunde Freiburg i.Br., dankt der Verf. für weitere Hinweise.

²⁾ Bernhard Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden und den angrenzenden Gegenden, Karlsruhe 1851, S. 34: „Der Hunnenfürst mit dem goldenen Kalb“. Siehe auch Johannes Künzig, Schwarzwald-Sagen, Jena 1930, S. 263.

³⁾ Künzig, a. a. O., S. 264.

⁴⁾ Rolf W. Brednich, Beiträge zur Volkskultur, in: Ein Berg verändert sein Antlitz, zum Tuniberg-Richtfest 1970 hrsg. von Wolfgang Suppan, Tien-gen bei Freiburg 1970, S. 21.

⁵⁾ Ebenda, S. 80.

Bravour

*Sieh den Vogel
in der Luft
stehend flattern
eine kleine Weile*

Rosemarie Neumann

Anschriften der Autoren dieses Heftes

Dr. Peter Assion

Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg

Dr. Helmut Bender

In den Weihermatten 1, 7800 Freiburg

Albert Bissinger

Landsknechtstr. 11, 7800 Freiburg

Prof. Dr. R. W. Brednich

Silberbachstr. 13, 7800 Freiburg

Klaus Fischer

Markgraf-Christoph-Str. 16, 7570 Baden-Baden

Thomas Kopp

Gartenstr. 20, 7615 Zell a. H.

Karl Kurrus

Schlesierstr. 7, 7800 Freiburg

Folkmar Längin

Ringstr. 10, 8031 Wessling/Obb.

Dr. Paul Malthan

Karlstr. 48, 7800 Freiburg

Kurt Dietrich Mroßko

Hauptstr. 58, 7607 Neuried 1

Prof. Erwin Rohrbeg

Bofistweg 3, 7000 Stuttgart-70

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Georg Schmidt-Abels

Turmstr. 18, 7800 Freiburg

Barbara Schnurr

Brückenstr. 49, 6900 Heidelberg

Dr. Gerhard Schneider

Im Tannengrund 26, 3002 Wedemark-Bissendorf

Winfried Studer

Rathausplatz 7, 7844 Neuenburg/Rh.

Der Mönchhof in Neuenheim

Barbara Schnur, Heidelberg

Im Juni letzten Jahres wurde die Fassade des ehemaligen Mönchhofes in Heidelberg-Neuenheim renoviert. Dies war Anlaß, mich mit der wechselhaften Geschichte der Reste einer ehemals bedeutenden Anlage, die eng verbunden mit der Geschichte des Klosters Schönau war, zu beschäftigen.

Kloster Schönau

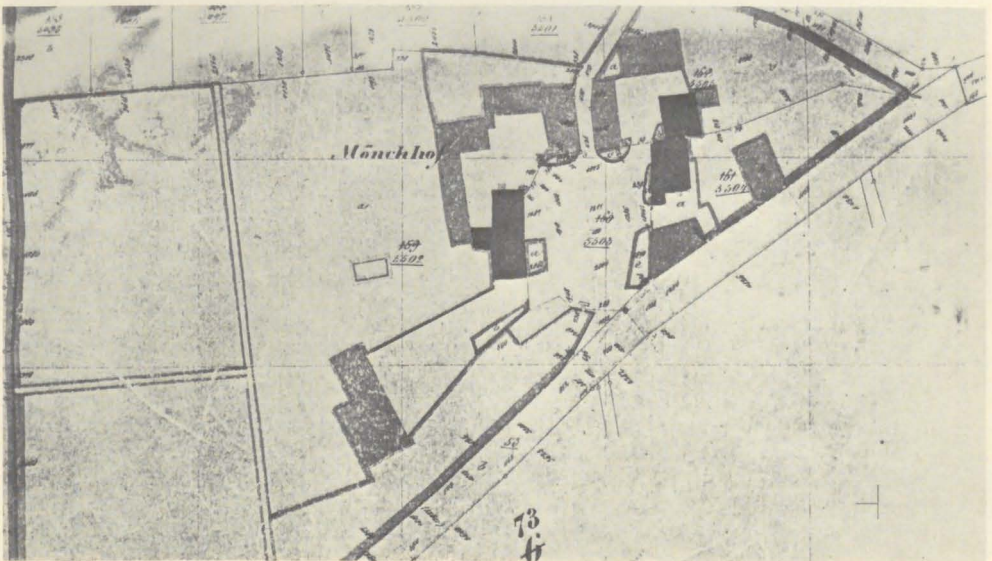
1142 gründete Bischof Burkard II. von Worms Kloster Schönau, das schon kurze Zeit darauf von Zisterziensermönchen besiedelt wurde. Dem Kloster wurden zahlreiche Privilegien verliehen: Befreiung vom Zehnten, Befreiung von ordentlichen und außerordentlichen Steuern, zollfreie Einfuhr zu Wasser und zu Lande und Zollfreiheit für

den Verkauf von landwirtschaftlichen Produkten. Die Mönche wurden auch nicht zu weltlichen Leistungen, wie Heeres- oder Hofdienst oder zu Nachtwachen herangezogen. Ferner hatte Schönau seine eigene Gerichtsbarkeit.

Durch Schenkungen und Erwerb von Liegenschaften konnte sich Schönau neben Maulbronn zum reichsten Kloster der Pfalz entwickeln. Die umfangreichen Schenkungen dieser Zeit sind auf folgende Beweggründe zurückzuführen: Neben der Absicht, sein Seelenheil zu retten, kam noch die mehr weltliche Motivation zur Stiftung. Die Besitzer von Gütern wurden von den weltlichen Herren mit sehr hohen Steuern belastet. Um von diesen drückenden Abgaben befreit zu sein, übereigneten viele ihren Besitz der Kir-

Plan des ehemaligen „Mönchhofes“ in Heidelberg

Stadarchiv Heidelberg





Die Häuser der ehemaligen Besitzer Weber (links) und Gerlach (rechts)

Foto: Stadtarchiv Heidelberg

Das rechte Haus steht heute noch, auch die Toreinfahrt ist noch erhalten

Foto: Stadtarchiv Heidelberg





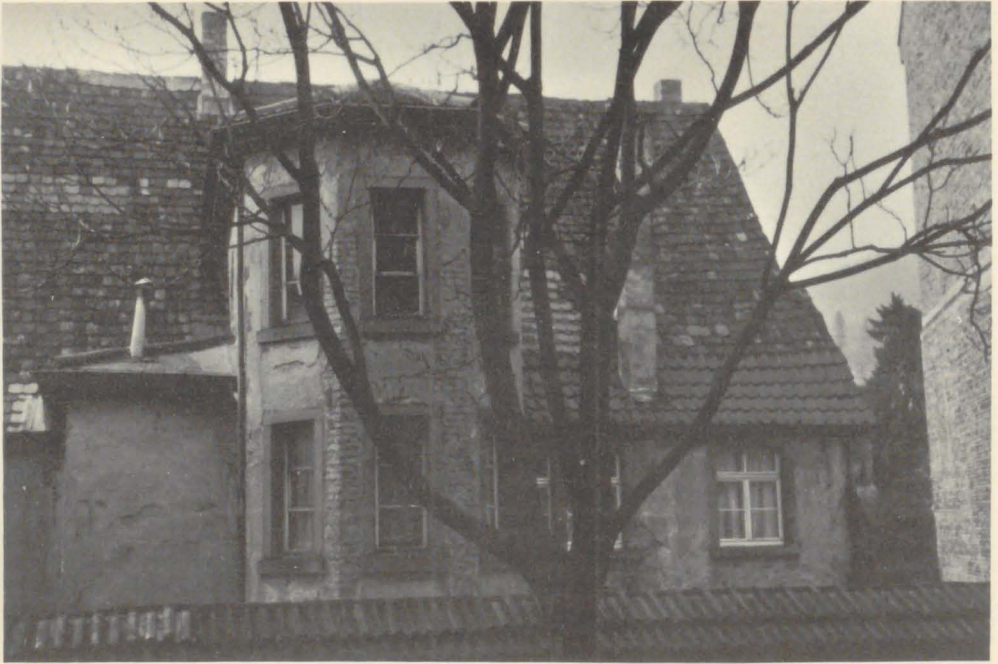
Blick durch die Toreinfahrt des ehemals Gerlach'schen Hauses auf die Scheune, deren Giebelseite einfaches Fachwerk und Netzmauerwerk aufweist

Foto: Stadtarchiv Heidelberg

Fassade des ehemaligen „Mönchhofes“ vor der Renovierung

Foto: Barbara Schnur, Heidelberg





Rückseite des „Mönchhofes“ vor der Renovierung

Foto: Barbara Schnur, Heidelberg

che und übernahmen ihn dann wieder gegen einen geringen Tribut als Lehen. Da die Kirche und ihre Klöster eigene Gerichtsbarkeit besaßen, waren die von ihnen Belehnten nur ihnen verantwortlich und konnten auch nicht von weltlichen Herren vor Gericht zitiert werden oder zu Steuerzahlungen herangezogen werden.

Die Gründung des Mönchhofes

Weil sich größere Besitzeinheiten nur in allernächster Nähe des Klosters Schönau befanden, war der Orden an ergiebigen Wirtschaftsflächen, vor allem in der Rheinebene und an der Bergstraße interessiert. Es wurden dort sog. Grangien (Wirtschaftshöfe) angelegt, die ausschließlich von Mönchen bewirtschaftet wurden. Ein solcher Wirtschaftshof war auch der Mönchhof, der erstmals in einer Urkunde aus dem Jahre 1191 erwähnt

ist. Schönau hatte den außerhalb des Dorfes Neuenheim liegenden Hof von Konrad von Steinach erworben; das genaue Jahr des Kaufes ist nicht überliefert. Das Kloster bewirtschaftete das Gut durch einen Pflugmeister, der Mitglied des Ordens war und dem eine Anzahl Laienbrüder unterstellt waren. Die Oberaufsicht und Verrechnung hatte der Kellermeister des Klosters in Schönau.

In den Jahren nach seiner Gründung wurden dem Gut zahlreiche Ländereien gestiftet. Die umfangreichste Schenkung erfolgte mit 44 Morgen Land von Reimold von Worms und seiner Frau Lieba. 1211 erwarben die Mönche vom Kloster Lobenfeld einen Meierhof, der ihrem Hof gegenüberlag. Auf diesem Gelände befand sich eine Quelle, die als Brunnen im Mönchhof gefaßt wurde. Das Gut entwickelte sich, bedingt durch die reichen Stiftungen und die Privilegien, die es durch das Mutterkloster genoß, zu einem Muster-

betrieb. Es liegt auf der Hand, daß der Gutsbetrieb, im Gegensatz zu den privaten Produzenten, auf denen viele Abgaben lasteten, mit seinen Produkten auf den Märkten konkurrenzlos war.

Weltliche Pächter übernehmen den Mönchhof

Im Zuge der Reformation wurde Schönau 1560 aufgehoben und seine Besitztümer einer weltlichen Pflege unterstellt, die ihren Sitz in Heidelberg hatte und die Verwaltung des Klosterbesitzes — so auch die des Mönchhofes übernahm. Der Mönchhof wurde ab 1571 jahresbestandsweise an weltliche Personen verpachtet. 1682 wurde das Gut erstmals an Ludwig Jakob Heckmann in Erbpacht gegeben, der, wahrscheinlich durch

die Schwierigkeiten des Orleanschen Krieges die Pachtsumme nicht aufbringen konnte, und so des Hofes verlustig ging.

1689 wurde das gesamte Neuenheim, einschließlich des Mönchhofes, von den Franzosen eingeeäschert.

1691 wurde das Gut in Erbpacht an die Familien Leonhard Weber und Hans Nikolaus Gerlach verkauft. Die Kaufsumme betrug 600 Gulden. Als Auflage erhielten die Pächter die Verpflichtung, die Häuser und Stallungen wieder aufzubauen und den auf dem Hof befindlichen Brunnen zu unterhalten. Ferner waren abgehende Bäume nachzupflanzen und die Gärten in „Frieden und Zäunen“ zu halten. Es war jährlich als beständiger Erbzins Getreide, Wein und Obst an die Schönauer Pflege zu liefern. Bei Mißernten oder anderen Zufällen wurde die Verringerung der Abgaben gestattet. Für eine

Die gut gelungene Außenrenovierung des „Mönchhofes“. Das liebevolle Werk eines Handwerkers von „altem Schrot und Korn“.

Foto: Barbara Schnur, Heidelberg





Rückseite des „Mönchhofes“ nach der Renovierung.
Das Haus wurde zur Augenweide der Bewohner des Stadtteils

Foto: Barbara Schnur, Heidelberg

jährliche Anerkennungsgebühr an die Pflege Schönau waren die Erbstände frei von „Schätzung, Hut, Fron, Wacht und anderen Beschwerden“, sie sollten auch weiterhin unter der Gerichtsbarkeit Schönaus stehen und nicht zu Gemeindeumlagen herangezogen werden. Alle 20 Jahre war eine gerichtliche Beschreibung des Hofes und der dazugehörenden Grundstücke aufzustellen, die dem Pfleger von Schönau als beglaubigte Abschrift zuzustellen war. Das Gut umfaßte zu dieser Zeit

356 Morgen Äcker
3 Morgen Weingärten
12 Morgen Wiesen
6 Morgen Wald, insgesamt also

377 Morgen
Besitz.

Dazu kamen noch 4 große Gärten innerhalb der Ringmauer des Hofes. Wie die beiden Beständer und ihre Erben die Gebäude des

Hofes und ihre Instandsetzung aufteilen sollten, wurde in einem gesonderten Vertrag 1709 festgelegt. Bei Nichterfüllung der vertraglichen Bedingungen war vereinbart, daß der Hof und die Güter entschädigungslos an die Pflege zurückfallen sollten.

Ein Berain aus dem Jahre 1796 beschreibt die Lage des Gutes wie folgt:

„Der Mönchhof liegt am Ende des Dorfes Neuenheim nach Handschuhsheim an der Landstraße und ist rings herum mit einer Mauer umgeben, gegen das Gebirge Frankfurter Straße (mit Gebirge ist die heutige Bergstraße gemeint), andererseits gemeine Straße gegen Neuenheim. Der Hof hat zwei Tore, eines gegen den Berg auf die Landstraße, das andere gegen den Neckar ins Feld. Darin liegen fünf Häuser mit den dazugehörenden Scheunen, Stallungen und Remisen nebst 7 Morgen Garten und einem großen Rohrbrunnen.

1. Das erste Wohnhaus, einstöckig, mit Scheuer, Stallung und Remise. 1³/₄ Morgen Gras, Pflanz- und Baumgarten, gleich rechter Hand am Eingang des Hoftors von der Landstraße her.

Inhaber: Johannes Treiber

2. Das zweite Wohnhaus, zweistöckig, mit Stallung, Scheuer und Remise. 1 Morgen 2 Viertel Gras-, Pflanz- und Baumgarten, auch rechter Hand am Ausgang des Hoftors von der Landstraße her, ist ganz mit einer Mauer eingefast.

Inhaber: Bernhard Heckmann

3. Das dritte Wohnhaus, zweistöckig, mit einem hinten im Hof gelegenen einstöckigen Haus nebst Scheuer, Stallung und Remise, 1 Morgen ³/₄ Gras-, Pflanz- und Obstgarten gleich linker Hand am Eingang des Hoftores von der Landstraße gelegen.

Inhaber: Ludwig Weber

4. Das vierte Wohnhaus, zweistöckig neben Scheuer, Stallung und Remisen, 1 Morgen ³/₄ großer Pflanz- und Obstgarten linker Hand am Eingang des hinteren Hoftores.

Inhaber: Konrad Gerlach

Gleich linker Hand am Eingang des Hoftores von der Landstraße steht ein großer Röhrenbrunnen, der im Busental entspringt und durch die teils herrschaftlichen, teils eigenen Weinberge die Deichsel unentgeltlich zu führen berechtigt ist.“

Die Anordnung der Gebäude und Stallungen hat sich bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts erhalten, wie auf dem beiliegenden Katasterplan zu ersehen ist.

Eingemeindung und Auflösung des Hofes

Nach dem Anfall der Kurpfalz an Baden und der Aufhebung der geistlichen Territorien anlässlich des Reichsdeputationshauptschluß 1803 mußten die Mönchhofbauern einen Stabhalter — Jakob Treiber — wählen, der dem Gericht zu Neuenheim anzugehören hatte. 1823 wurde dann der Mönchhof Neuenheim eingemeindet. Das Gut wurde

ausdrücklich als Teil der Gemarkung Neuenheims erklärt und gegen ihren Willen wurden die Familien hinsichtlich der Gemeindebenutzung und der Lasten mit der Gemeinde gleichgestellt. Damit fielen auch die Privilegien durch Schönau weg, die sich für die Erbstände all die Jahre hindurch nicht geändert hatten.

Nachdem sich Heidelberg Ende des 19. Jahrhunderts stark ausgeweitet hatte, suchte man nach neuen, in der Nähe gelegenen Bauplätzen. Die Wahl fiel auf das, durch den Bau der neuen Friedensbrücke, heute Theodor-Heuss-Brücke, verkehrsgünstig gelegene Dorf Neuenheim. Trotz anfänglicher Weigerung von Teilen der Bürgerschaft wurde aus der selbständigen Gemeinde 1891 ein Stadtteil Heidelbergs.

In der Folge setzte hier eine rege Bautätigkeit ein, die um 1900 ihren Höhepunkt erreichte. Die vorher nicht befestigten Straßen wurden gepflastert und beleuchtet, die Kanalisation angelegt. Neue Grundstücke wurden aus Gärten oder Feldern erschlossen. Die Preise stiegen und auf den teuren Grundstücken entstanden noble Häuser im Stil des Historismus mit bis zu 4 Stockwerken. Wo die alten Bauernhäuschen im Wege waren, wurden sie abgebrochen — Effektivität rangierte vor dem Bedürfnis nach Erhaltung gewachsener Struktur.

Auch dem Mönchhof blieb dieses Schicksal nicht erspart. Nach dem Ausbau der heutigen Brückenstraße als wichtigste Nord-Süd-Achse Neuenheims lagen innerhalb des Gutsareals die begehrtesten Bauplätze, die bis zu 20 M/m² brachten. Zug um Zug mußten nun auch die Gebäude des Hofes weichen, um den Bauten der Jahrhundertwende Platz zu schaffen. Somit wurde, bis auf ein Gebäude, ein Ensemble zerstört, das in seiner Geschlossenheit heute als Kulturdenkmal Zeuge von der Geschichte Neuenheims gewesen wäre.

Literatur

1. Emil Reimold: „Dorfleben in Handschuhsheim und Neuenheim.“ Verlag Emil Reimold, Heidelberg (keine Angabe des Erscheinungsjahres).
2. K. Roth: „Der Mönchhof in Neuenheim“, Heidelberger Tageblatt, 16. 10. 1912.
3. Heinrich Schmith: „Neuenheim, Vergangenheit einer Pfälzer Dorfgemeinde in der Verbindung mit der Geschichte der Heimat“, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1928.
4. Hermann Weisert: „1200 Jahre Handschuhsheim und Neuenheim“, Sonderdruck aus „Ruperto Carola“ Mitteilungen der Vereinigung der Freunde der Studentenschaft der Universität Heidelberg e. V., XVII. Jahrgang, Band 37, Juni 1965, Bausdruck Heidelberg.
5. Handriß der Gemarkung Neuenheim, Katasterplankarte von 1874—1879.
6. Die Stadt- und Landkreise Heidelberg und Mannheim, amtliche Kreisbeschreibung, staatl. Archivverwaltung Baden-Württemberg 1966, Band 1—3.

Anmerkung:

Ich danke hiermit für Anregungen und Material Frau G. Zitzlaff vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Außenstelle Heidelberg, Herrn H. Humm von der Zentralen Fotostelle des Stadtarchivs Heidelberg und Herrn K. Bechtold und Frau M. Saalbach vom Stadtarchiv Heidelberg.

Ergänzender Hinweis zu meinem Beitrag „Historische Erinnerungen beim Betrachten einer alten Landkarte“ in Heft 3/1979, S. 495:

Aufgrund verschiedener Anfragen im Zusammenhang mit obigem Beitrag der Badischen Heimat, möchte ich ein Versäumnis nachholen:

1. Das Original der Landkarte des Hofastronomen Christian Mayer aus dem Jahre 1773 befindet sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe.
2. Eine Abhandlung über die Seidenindustrie in der Kurpfalz ist im „Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg“ von Hermann Wirth, Band III 1870 zu finden. Der dortige Titel lautet:
Heidelberger industrielle Unternehmungen unter Carl Theodor.

Ludwig Merz

Fachwerkhaus „Kreuz“ 1553

in Stetten am kalten Markt, Ldkr. Sigmaringen

Erwin Rohrborg, Stuttgart-Schönberg

In der vom Kahlschlag betroffenen Ortsmitte von Stetten a. k. M. steht einsam wie von allen guten Geistern verlassen ein verputztes dreigeschossiges Fachwerkhaus in desolatem Zustand. Z. Z. wird darum gerangelt, ob man es erhalten oder abbrechen soll. Das Schicksal des 1553 dendrochronologischer Untersuchung zufolge erbauten und zuletzt von 1705—1973 als Gasthaus benutzten Fachwerkhauses ist ein typischer Problemfall für die Denkmalpflege. Es hat sich ein örtlicher Verein zur Erhaltung „heimatlichen Kulturgutes“ gebildet und der junge Kunsterzieher Klaus Hörter hat sich mit einer Studienarbeit am Institut für Kunsterziehung der Universität Mainz 1977 um die Erforschung dieses Hauses besondere Verdienste erworben. Aber noch ist die Mehrheit der Einwohner für Abbruch, aus typischem Unverständnis.

Der 1283 urkundlich zum ersten und einzigen Mal als „oppidum“ bezeichnete Ort war ehemals befestigt. Wann er das Stadtrecht verlor, ist ungewiß, doch besitzt er seit altersher Marktrecht und hatte eigene Maße und Gewichte (Klaus Hörter). 1803 fiel Stetten an Baden.

Vermutlich wurde das Gebäude als Rathaus 1553 erbaut, aber es verlor seine ursprüngliche Funktion, weil die Herrschaft Hausen—Stetten nach ihrem Aussterben im Jahr 1648 so stark verschuldet war, daß auch das Rathaus unter Sequester gestellt wurde und schon in damaliger Zeit in Privatbesitz gelangte. Seiner Größe und Form nach unterscheidet es sich von den umgebenden bäuerlichen Anwesen und ist in seiner stattlichen Proportion trotz seines heute trostlosen Aus-

sehens ohne Einflußnahme der Herren von Stetten nicht denkbar.

Das Erdgeschoß ist gemauert und hatte ursprünglich kaum eine andere Bedeutung als die offenen Hallen alter Rathäuser. Bündig mit dem vielfach umgebauten Mauerwerk des EG liegt ein Schwellenkranz für das 1. FW-OG, zu dem man wahrscheinlich über eine außenliegende Treppe gelangte. Über dem ersten FW-OG krägt das zweite um 21 cm, das sind nach Stettener Maß etwa $\frac{2}{3}$ Fuß aus, die Giebelgeschosse dann von unten beginnend 14, 17, 14, 11 cm. Das Dach hat einen Neigungswinkel von $1: \sqrt{2} = 54^\circ 44'$. Das entspricht der mittelalterlichen Gewohnheit der Quadratur. Dagegen war für den Grundriß die Triangulation bestimmend: zwei gleichseitige Dreiecke hintereinander. Der Anlegepunkt ist der Kreuzungspunkt von Innenkante Längschwelle mit Außenkante Querschwelle. Die Spitze des nördlichen Dreiecks trifft die nördliche Kante des mittleren Bundpfostens bzw. Rähmbalkens. Diese Linie bildet die geometrische Querachse des Hauses. Die Länge des EG bzw. des 1. FW-OG beträgt 16,15 m, die Breite 10,10 m, die Höhe des EG 2,37 m, des 1. OG 2,92 m, des 2. OG 2,59 m. Die ursprüngliche Einteilung der Räume konnte anhand alter Zapfenlöcher trotz manchen Umbauten rekonstruiert werden. An der SW-Ecke lag der bevorzugte Raum mit üblicher Bohlenbalkendecke (Riemchendecke). Im Querflur des 1. OG befand sich vermutlich die Treppe vom 1. zum 2. OG. Die Raumstruktur läßt sich mit einiger Genauigkeit am Außenwandgefüge ablesen. Die Au-



Fachwerkhaus „Kreuz“ in Stetten a. k. M. Zustand im Herbst 1979

Foto: E. Rohrberg, Stuttgart

ßenwände weisen als besonderes Merkmal stark geschweifte Streben zu beiden Seiten der Bundpfosten auf, eine Form, die sich auf alle vier Seiten beider Geschosse erstreckt. Die Bundpfosten stehen jedoch unregelmäßig entsprechend der inneren Raumaufteilung. Die Rähmbalken sind nur einfach, also nicht verdoppelt wie das sonst über den weitgestellten Bundpfosten der alemannischen FW-Bauweise üblich ist. Brust- und Kopfriegel laufen in gleicher Höhe rund um das Gebäude, die dazwischenliegenden kleinen meist gekoppelten Fenster haben jedoch 2 Fensterpfosten, die mit dem Kopfriegel überblattet sind und bis zum Rähm reichen. Die lichte Fensteröffnung beträgt 53/60 cm.

Die Schwingungen der Streben verleihen dem Gebäude ein eigenwilliges einmaliges Gepräge, welches selten ist.

Das Gebälk über dem gemauerten EG verläuft in Längsrichtung des Gebäudes (Süd-

Nord-Richtung) und muß möglicherweise als erneuert angesehen werden. Die Gebälklagen über dem 1. und 2. FW-OG haben Querrichtung (O-W-Richtung) mit Stichgebälken zu den Giebeln hin, über dem 1. OG mit Diagonalstichen, über dem 2. OG ohne Diagonalstiche. An den Köpfen der Bundpfosten des 1. OG sitzen Knaggen, an den Eckpfosten Diagonalknaggen, die in die Diagonalstichbalken laufen und zusammen mit den Knaggen unter den benachbarten Krüppelstichbalken das typische Knaggenbündel unter dem Überhang bilden.

Zaghafte Anfänge von Zierandreskreuzen zeigen sich in der Brüstung des obersten Dachfensters. Auch das weist die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts aus.

Alemannische Fenstererker waren wahrscheinlich an der SW-Ecke vorhanden, wo sich der größere und bedeutungsvollere Raum befand.

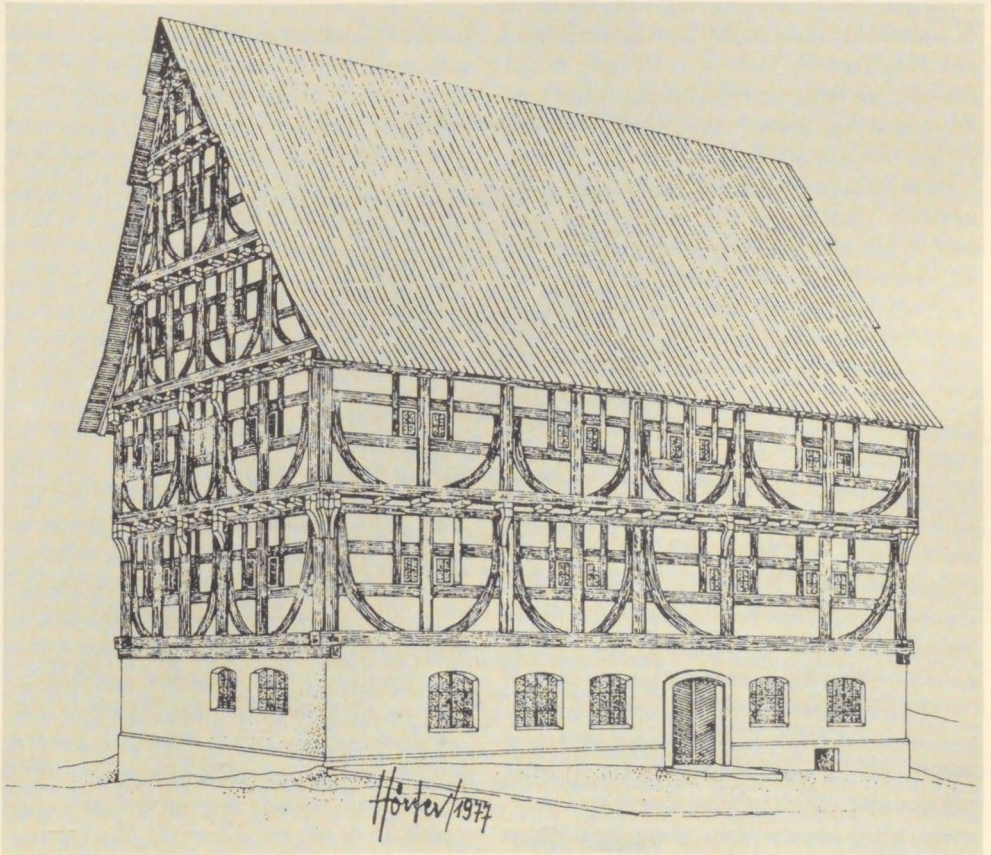
Dach und Giebel:

Die äußerst stabile und gut erhaltene Dachkonstruktion des Gebäudes hat im 1. DG einen liegenden Dachstuhl mit Mittelsäule und Längspfette, im 2. DG nochmals einen liegenden, aber ohne Mittelsäule (s. Zeichnung). Beide Stühle sind wegen des sanften Bogens der Knaggen von bemerkenswerter Schönheit. Auf dem Rücken dieser fünf Dachbinder sind in beiden Dachgeschossen je 4 Andreaskreuze als Längsverband eingebettet. In den Giebeln sind keine liegenden Stuhlsäulen, deshalb müssen in den Endfeldern auch die Andreaskreuze fehlen. Zum

Giebel haben sämtliche Dachbalkenlagen Stichgebälke mit Auskrägung.

Die Errichtung des „Kreuz“ in seiner stattlichen und zeitaufgeschlossenen Bauweise war zweifellos eine der zahlreichen Maßnahmen des kleinen ländlichen Adelsgeschlechtes derer von Hausen, dem kleinen, aber befestigten und wirtschaftlich bedeutendsten Ort ihres Besitzes auch äußerlich den Anblick eines städtischen Gemeinwesens zu verleihen und somit das Ansehen und die Bedeutung der eigenen Herrschaft zu erhöhen, die in einem Gebiet Südwestdeutschlands liegt, welches als Musterbeispiel der größten territorialen

Das 1553 erbaute Fachwerkhaus „Kreuz“. Zeichnung von Klaus Hörter



Aufspaltung Deutschlands gilt. Die zur Grafschaft Hohenberg zählende Herrschaft derer von Hausen umfaßte seit 1432 neben der Burg Hausen über dem Donautal die Dörfer Hausen, Stetten a. k. M., Nusplingen, Ober- und Unterglashütte und einige weitere Orte. Die Hohenberger verkauften 1381 ihre Grafschaft, ein geschlossenes Gebiet von Rottenburg bis Fridingen mit den Städten Horb, Haigerloch, Oberndorf, Binsdorf, Schömberg, Nusplingen an Habsburg-Österreich. Ihre Stammburg war Oberhohenberg, von der heute nichts mehr steht. Die Beziehungen der Herren von Hausen zu Österreich erklären auch das vom Württembergischen Fußmaß erheblich abweichende Stettener Maß von ca. 32 cm, welches dem Wie-

ner, als auch dem Freiburger (damals österreichisch) und Pariser Fußmaß sehr nahe kommt. Die Seitenlänge des gleichseitigen Dreiecks, das „Grundmaß“ des Fachwerkhäuses „Kreuz“, beträgt 30 Fuß.

Man darf gespannt sein, wie sich das Gerangel um das „Kreuz“ weiterentwickeln wird. Stetten bietet außer Kirche, Rathaus und zwei anderen Fachwerkhäusern nichts weiter von Bedeutung. Wann werden Zollernbräu als gegenwärtiger Eigentümer, Landesdenkmalamt in Tübingen und die Gemeinde sich einigen, ob etwas Positives geschieht oder ob das „Kreuz“ zum Recycling für ein künftiges Freilichtmuseum in der Nähe vorläufig auf die Müllhalde gekippt wird?

Nachtwanderung

*Still ruht im Schlummer schon die Welt.
Am Bach in Schilf und Weiden
der frische Nachttau niederfällt,
und an dem fernen Himmelszelt
der Sterne flimmernd Licht erzählt
von Gottes sel'gen Ewigkeiten.*

*Das ist die Stunde, die ich wähl',
durch Busch und Feld zu streifen.
Denn nächstens wandernd find' ich schnell
den Mond als ehrlichen Gesell'n,
der, so ich ihm mein Leid erzähl',
mir sagt, er könnt' mich gut begreifen.*

*Das Bächlein zieht als silbern Band
und träumt vom frischen Morgen.
Was weiß es von der Menschen Tand,
von Haß und Leid und Unverstand.
Sei ruhig, Herz! In Gottes Hand
und seiner treuen Hut bist du geborgen.*

Theodor Meny

Totale Zerstörung der Stadt Neuenburg am Rhein im Spanischen Erbfolgekrieg

Vor 275 Jahren, am 1. Mai 1704

Winfried Studer, Neuenburg am Rhein

„Die glücklichsten Zeiten der Menschheit sind die leeren Blätter im Buch der Geschichte“, schreibt Leopold von Ranke. Wie zutreffend diese Aussage ist, erfahren wir am Geschichtsbuch der ehemals freien Reichsstadt Neuenburg am Rhein, der preisgegebenen Stadt, wie ihr verdienstvoller Ehrenbürger und Chronist Konstantin Schäfer sie genannt hat.

Kriege mit oftmals verheerenden Zerstörungen und Hochwasserkatastrophen beherrschten das Dasein der Rheinstadt, die nach dem Aussterben der Zähringer erstmals 1219 vom Stauferkaiser Friedrich II. zur freien Reichsstadt erhoben wurde.

„Allhier rinnet der Rhein so starck an die Stadt / und frist dergestalt umb sich / daß er die Kirch jetzunder halber hinweg geflößt / daß nur das Chor allda übrig ist / und thut noch täglich Schaden an Gebäuden“ berichtet uns Matthaeus Merian in seiner *Topographia Alsatae* von 1643.

Zweimal, 1675, im Holländischen Krieg, und vor nunmehr 275 Jahren, am 1. Mai 1704, im Spanischen Erbfolgekrieg, versetzten die Soldaten des Franzosenkönigs Ludwig XIV. der Stadt den Todesstoß. Neuenburg am Rhein wurde in beiden Kriegen völlig niedergebrannt und zerstört.

Ein Augenzeuge, Pfarrer Jeremias Gmelin von Auggen, schildert die Zerstörung von 1675: „Den 11. März 1675 sind die Franzosen 5000 oder 6000 Mann stark etliche Stunden vor Tag unversehens vor die benachbarte Stadt Neuenburg am Rhein gekommen, darin bei 100 Mann Kaiserliche in Garnison

gelegen. Schier ehe mans gewahr worden, sind sie oben beim Jägerhaus eingedrungen, weil sie fast jedermann schlafend und keinen sonderlichen Widerstand gefunden. Alle Soldaten haben sie gefangen genommen, die Stadt preis gemacht und geplündert, die Weiber und Männer nackend ausgezogen, viel Weibervolk schmähdlich behandelt und nachdem sie den meisten Raub davongebracht, die gute Stadt höchst erbärmlich in Brand gesteckt. Und weil diesmal noch bei 30 Gebäu stehen blieben, sind sie den 22. März wiederum gekommen und haben die übrigen Häuser vollends abgebrannt und in die Asche gelegt. Die Kirche aber samt dem Kapuzinerkloster, die in diesem anderen Brand übrig geblieben, haben sie den 9. Juni auch gar abgebrannt. Der Mordbrenner La Broche, ehe er diese letzte Schandtat ins Werk gerichtet, ließ in ihrem Kloster noch eine Meß lesen, darnach hieß er solche fortmarschieren.“

Ein Kruzifix von 1520, heute Mittelpunkt des Gefallenenehnenmals auf dem Franziskanerplatz, hat nach der Vernichtung der Stadt Neuenburg am Rhein am 1. Mai 1704 allein noch aufrecht stehend die Trümmer der unglücklichen Stadt überragt. Später wurde es in die Chorauswand der Kirche eingemauert, wo es durch die abermalige totale Zerstörung der Stadt im letzten Weltkrieg in seinen jetzigen Zustand versetzt wurde.

Von 1704 bis 1714 durften die Neuenburger nicht in ihre Heimatstadt zurückkehren. Nach dem Wiederaufbau im 18. Jahrhundert besaß Neuenburg nicht einmal mehr einen



Neuenburg als Rheinübergang im Spanischen Erbfolgekrieg. Im Vordergrund die zerstörte Stadt. Situationsplan von 1709 im Österreichischen Staatsarchiv — Kriegsarchiv — in Wien

Schatten seiner einstigen Bedeutung, berichtet der Chronist.

Doch nun zu den Ereignissen, die zur Vernichtung der Stadt Neuenburg am Rhein im Jahre 1704 führten und die Stadt für 10 Jahre auslöschten.

Am 1. Nov. 1700 starb kinderlos der letzte Habsburger auf dem spanischen Thron, König Karl II. Erbansprüche erhoben König Ludwig XIV. und Kaiser Leopold I. Aus diesem Konflikt heraus entwickelte sich der Spanische Erbfolgekrieg, der für die vorderösterreichische Stadt Neuenburg am Rhein „höchst verderblich“ war.

Zu Beginn der Auseinandersetzungen wurde eine kaiserliche Besatzung zur Sicherung der

Stadt und des Rheinübergangs nach Neuenburg beordnet mit dem Auftrag, die noch vorhandenen Befestigungswerke auszubessern. Im Oktober des Jahres 1702 bemächtigten sich französische Truppen der Stadt. Die Besatzung wurde gefangengenommen, Neuenburg geplündert, die Bevölkerung mißhandelt und aus ihren Häusern getrieben. Doch unterblieb diesmal noch die Zerstörung. Dem Kirchenbuch entnehmen wir, die Bevölkerung sei „halb erstarrt, halb verhungert, so daß alle Schatten an der Wand glichen“. Den Neuenburgern blieb nichts als allein das Leben. Die Soldaten Ludwigs XIV. richteten sich häuslich ein und begannen die Stadt zur Festung auszubauen. Die vom Rhein ver-

schonte Sakristei des „frowen münster“, das beim Rheinhochwasser um 1525 untergegangen war, wurde zusammengerissen und aus den Steinen ein Pulvermagazin gebaut. Im Frühjahr 1703 belegte Marschall Villars die Stadt mit 20000 Mann. Kommandant der Stadt wurde General de Laubonié, Oberbefehlshaber der Franzosen am Oberrhein, Marschall Tallard.

Auf dem oberrheinischen Kriegsschauplatz hatte sich die Lage der Kaiserlichen sehr zu ihren Ungunsten verändert.

Die Einnahme Breisachs durch die Franzosen im September 1703 bedeutete für Neuenburg den Untergang. Um eine zu große Zersplitterung der Streitkräfte zu verhüten und um zu verhindern, daß die Stadt Neuenburg wieder in die Hände der Österreicher falle, beschloß die französische Heeresleitung, Neuenburg „von Grund auf innerhalb von neun Tagen“ zu zerstören. Konstantin Schäfer beschreibt in seinem Buch über die „preisgegebene Stadt“ die tragischen Ereignisse des Jahres 1704, die sich zur bisher schwersten aller Katastrophen ausweiteten, wie folgt:

„Am 20. April 1704 kam der Oberbefehlshaber, Marschall Tallard, nach Neuenburg, um die Stadt zu besichtigen.

Es war am 25. April 1704. Die Markusprozession war durch die Straßen der Stadt gezogen. Vor den Häusern standen noch die Menschen, unterhielten sich über die Aussichten des Jahres und über die kleinen Sorgen des täglichen Lebens. Sie erzählten sich von den merkwürdigen Zeichen, die manche gehört haben wollten. In der Nacht habe sich das Getöse anmarschierender Soldaten der Stadt genähert, die Franzosen seien unter die Waffen getreten. Es sei gewesen, wie schon 1675, als man Feuerzeichen am Himmel gesehen habe. Einer habe auch gesehen, daß das Wallfahrtsbild in der Kreuzkapelle vor den Toren der Stadt in diesen warmen, trockenen Tagen plötzlich zu tränen begonnen habe. Da wurden in den Gassen die Trom-

eln gerührt. Die Menschen strömten zusammen. Was mochte es Neues geben? Marschall Tallard ließ bekanntmachen, daß die Regierung des Königs beschlossen habe, innerhalb von neun Tagen die Stadt dem Erdboden gleichzumachen, Mauern, Tore und Türme zu sprengen, die neuaufgeworfenen Befestigungswerke und Pallisaden niederzureißen und einzuebnen. Gleichzeitig ließ er dem Magistrat der Stadt den Beschluß mitteilen, daß die Einwohner innerhalb dieser Zeit die Stadt zu räumen hätten. Es sollte ihnen erlaubt sein, ihr bewegliches Gut mit sich fortzuführen. Das Herz schien den Bewohnern vor Schrecken stillstehen zu wollen. Das bedeutete die restlose Vernichtung. Als wieder Leben in die Erstarrten kam, liefen sie schreiend ihren Behausungen zu. Durch die Gassen, durch die vorher noch die frommen

Johann-Jakob Christen, der Jüngere, 1703–1751. In seine Amtszeit als Stadtpfarrer von Neuenburg fällt im Spanischen Erbfolgekrieg die völlige Zerstörung der Stadt

(Bild: kath. Pfarrarchiv Neuenburg a. Rh.)





Das Kreuzifix aus dem Jahre 1520, heute Mittelpunkt des Gefallenenebrennmals auf dem Franziskanerplatz, hat nach der Vernichtung der Stadt am 1. Mai 1704 allein noch aufrecht stehend die Trümmer überragt. Später wurde es in die Chor-Außenwand der Kirche eingemauert, wo es bei der abermaligen totalen Zerstörung der Stadt im letzten Weltkrieg in seinen jetzigen Zustand versetzt wurde

Gesänge der Prozession geklungen waren, tönte der Jammer. Vergessen war das Welttheater draußen in den deutschen Landen. Riesengroß stand das eigene Unglück über der Stadt und vor den Seelen. Das Schicksal der Preisgegebenheit hatte sich in seiner letzten Konsequenz erfüllt. Noch glaubte der Magistrat das Schlimmste abwehren zu können. Er wandte sich an den königlichen Statthalter in Straßburg.

Der königliche Statthalter wie der Marschall lehnten jede Begnadigung ab. Sie erlaubten den Bürgern, ihre Häuser selber abzureißen

und Ziegel, Holz, Fenster und Türen mit wegzuführen. Welch ein grausiges Symbol der inneren Selbstaflösung!

Der 1. Mai war als letzter Tag der Räumung festgesetzt. Pfarrer Christen hielt einen letzten Gottesdienst in dem mit vielen Opfern erst vor fünf Jahren fertig gewordenen Gotteshaus. Am Nachmittag versammelten sich die Einwohner vor der Kirche. Pfarrer Christen nahm Abschied vom Gotteshaus und der Stadt, nahm das Allerheiligste vom Altar, und, während schon die Steine der Mauern unter den Stößen der Zerstörer ins Schiff stürzten, schritt er die Treppe zum wartenden Volk hinab. Die Einwohner folgten ihm klagend und jammernd. Es war am Himmelfahrtstag 1704. Bald lag das Obere Tor hinter ihnen. Hinter ihnen eine verlorene Heimat. Hinter ihnen der geschlossene Kreis. Müde schleppten sich ihre Schritte durch den Staub der Straße. Wesenlos das Blühen des Frühlings um sie. Der Wonnemonat begann. An der Heilig-Kreuz-Kapelle hielt der Zug. Als sie sich zur Stadt zurückwendeten, sahen sie die Staubwolke der in sich zusammenstürzenden Pfarrkirche aufsteigen. Der Staub der niederbrechenden Häuser war der Löschsand auf dem letzten Blatt der Geschichte der Stadt.“

Pfarrer Johann Jakob Christen der Jüngere schreibt in das Pfarrbuch: „Was für ein Jammer und Weinen der Weiber und Kinder das gewesen, dessen hätte sich die Steine erbarmen mögen.“

Neuenburg am Rhein war ausgelöscht, die Bürger ins Exil getrieben. Zehn lange Jahre durfte die Stadt nicht mehr betreten werden.

Und wieder Pfarrer Christen: „Es erforderte viele Zeit und Papier, das Ungemach, die Schmach und die Unbilden zu beschreiben, welche meine Pfarrkinder während des Exils haben ausstehen müssen.“

Von allen Seiten fiel man nun in die Gemarkung der Stadt ein, um sich zu bereichern. Dekan Martin, dem die Stadt zu großem Dank verpflichtet ist, formuliert 1831 in sei-

ner Denkschrift zu den umfangreichen Bannstreitigkeiten die sich entwickelten: „Wo ein todter Körper liegt, versammeln sich die Vögel. Aber dieser Todte war nur ohnmächtig, scheidet, er ist aufgestanden und sucht die Vögel zu vertreiben. Die erstandene Stadt greift Niemanden an, sie vertheidiget sich nur. Sie zeigt mit dem Reste ihrer Urkunden in der Hand, was man ihr genommen habe, aber Niemand kann urkundlich beweisen, die Stadt hätte ihm etwas genommen.“

Bettelarm waren die Neuenburger geworden, als sie nach dem Frieden zu Rastatt im Mai 1714 in die verwüstete Heimat zurückkehren und mit dem Wiederaufbau der eingeebneten Stadt beginnen durften, wo „Distel und Dörner auf ihren Hausplätzen und Gütern, Streit und Verfolgung für ihre Rechte und Gemarkungen auf sie warteten.“

Am 7. März 1714 kam es zum Friedensschluß. Die Stadt Neuenburg wurde an Österreich zurückgegeben, wo sie bis zur Neuordnung der deutschen Länder durch Napoleon, 1806, verblieb.

„In diesem Jahr als den 6. Marty zu morgens umb 4 Uhr ist zur Rastatt der Frieden zwischen dem Kayser und dem König von Franckreich geschlossen worden, worauff die Nwenburger wider angefangen zu bauen“, überliefert das Pfarrbuch.

Der „Rath der armen desolirten Statt“ berichtet am 20. Mai 1717 in einem erschütternden Schreiben an „Ihro Römische Kayserliche und Königliche Catholische Mayestat nach Wien“:

„Anno 1702 von denen Franzosen eingenommen, ausgeplündert, ja zu unserem höchsten Laidtweesen 2 Jahr hernach funditus demolirt, und alle Mauern und gebäu der Erde gleich gezogen, ihre dis- und jenseits Rhein gelegene schöne Waldungen, welche und den vornehmsten Stattgefällen gezehlt waren, durchgehendts devastirt, und darinnen über zweymahl Hundert-Tausend der größten Aichbäumen ausgehawen, die Burgere abermahlen in das exlium verjagt, und den

Newburgischen in die 3 Stund lang sich erstreckenden Statt-Bahn den ganzen Krieg hindurch denen angrenzenden Herrschaften sambt dem überrest der Waldungen zum Raub überlaßen worden, bis endlich auf dem vor 3 Jahren erlangten höchst erwünschten Friden die Newburgerlichen anvor in zimblischer Anzahl bestandene durch die erlittene schwere Tranksaalen aber bis auf 30 reducirte Burger den alten Stattorth widumb zu erbawen zwar angefangen, allein wegen ihrer eystersten Armuth bis dahin nicht so vill zu wegen gebracht, daß ihre vormahlen under den 3 vornembsten Breysgawischen Stetten gezehllte Statt nunmehr dem geringsten Breysgawischen Dorff oder fleken gleich gehalten werden könne.“

1739, am 25. April, errichtete die Stadt auf Anregung von Pfarrer Christen „als Andenken an die Tage der Größe und des Untergangs der Stadt und ihres herrlichen Münsters“ eine Statue des heiligen Johannes Nepomuk, an der Stelle, „wo die ältesten Einwohner noch den Chorrest des Münsters geschaut“. Über 200 Jahre stand das Bildwerk an der Hochuferkante und blickte zum Rhein und hinüber ins benachbarte Elsaß, bis es in der vollständigen Zerstörung Neuenburgs im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt wurde.

Schließen wir unsere Betrachtungen mit den Ausführungen von Bürgermeister Max Schweinlin zur Erneuerung der Nepomukstatue am 16. Juli 1978: „Mit welchen Empfindungen und Regungen die Bürger hier gestanden haben mögen, als man vor 240 Jahren die Bildstatue einweihte. Man kann sich in etwa Vorstellungen machen, wenn man die geschichtlichen Zusammenhänge kennt. Sie ahnten jedenfalls nichts davon, daß es wiederum eine kriegerische Auseinandersetzung sein würde, der das unter großen finanziellen Opfern geschaffene Bildwerk zum Opfer fallen sollte. 1945, nach Beendigung des Zweiten Weltkrieges, der die Stadt ein weiteres Mal fast ausgelöscht hatte, wurde

die durch Beschuß stark lädierte Bildstatue abgebaut.

Vor 10 Jahren ließen wir das Bildwerk restaurieren und an seinem alten Standplatz wieder zu Ehren kommen. Mit der Wiederaufstellung sollte der abgeschlossene Wiederaufbau signalisiert werden. Gleichzeitig wollten wir ein sichtbares Zeichen der Aussöh-

nung setzen. Es war gewissermaßen der Vollzug der Mahnung, die unser Chronist in das Schlußwort seines Werkes aufgenommen hat: „Verliert in der Fragwürdigkeit der Gegenwart nicht den Glauben an die Aufgabe und den Mut, die Preisgegebenheit zu wandeln und aus Sperriegeln Brücken zu schaffen.“

Ruf zur Heimkehr

*Der Abend sinkt hernieder
Und Schatten erfüllen den Raum.
Ich höre die alten Lieder
Und, wie ein wacher Traum,
Der Heimatwälder Rauschen.
Sie winken mir, „komm zurück,
Du warst nur lang in der Ferne,
Hier wartet deiner das Glück.*

*An unserem Herzen geborgen
Vergiß, was immer dich quält.
Wirf ab die alten Sorgen,
Dann wirst du, frischgestählt
Das Leben wieder grüßen,
Das wir dir neu bescheert.
Versiegte Brunnlein fließen,
Bist du erst heimgekehrt“.*

Johanna Benzing

Rätschen — Därren — Klappern

Von einem alten Brauch in der Karwoche

Karl Kurrus, Freiburg

I Herkunft und Sinn des Brauchs

Geräte, die man Rätschen, Därren und Klappern nennt, sind alle aus Holz gefertigt und dazu geeignet, lärmendes Geräusch zu machen. Die Namen Rätschen und Därren sind örtlich verschieden für dieselben Geräte. Ihre Funktion besteht darin, daß mittels einer Drehwalze mehrere Hämmer auf einen Holzkasten oder auf einen so angeordneten Holzgegenstand aufschlagen, daß es harte, rhythmisch schnell aufeinanderfolgende Laute gibt. Dagegen ist die Holzklapper ein kleineres Kaliber. Sie wird in einer Hand gehalten und läßt, durch Auf- und Abbewegen der Hand, den Klöppel auf das Holzbrettchen aufschlagen, wodurch ein Klipp-Klapp-Ton erzeugt wird.

Was haben nun diese Lärmgeräte in der Karwoche zu tun? In frühester Zeit waren solche Lärmzeichen wohl für Verständigung bei Gefahr benutzt worden, wie es heute noch mit der Trommel bei den Naturvölkern der Fall ist. Sogar in unseren europäischen Gegenden wurden früher Rätschen verwendet, um weitauseinanderliegende Höfe und Siedlungen bei Gefahr zu warnen u. ä. Auch für das Aufscheuchen des Jagdwildes wurden bis in die jüngere Zeit hinein Klappern verwendet, weil diese unnatürlichen Geräusche eben Lärm machen und aufschrecken lassen.

Wie kam es aber nun dazu, bei kultischen Anlässen solche Geräusche absichtlich zu erzeugen? Wir werden uns einfach der Überlieferung anvertrauen müssen, die uns allorts sagt, in der Karwoche hätten die Glocken zu schweigen, und dafür sollten diese, von Ministranten und Jugendlichen unkom-

pliziert zu handhabenden Instrumente, auf die Gottesdienste aufmerksam machen. Die Legende landauf und landab sagte sogar, die Glocken der katholischen Kirchen würden in der Karwoche nach Rom fliegen, und erst wieder zurückkommen, um das Fest der Auferstehung des Herrn einzuläuten.

II Verbreitung in früherer Zeit

Bis gegen Ende des letzten Jahrhunderts war das Därren und Klappern zu den katholischen Gottesdiensten in der Karwoche, in

In den Sechziger-Jahren, vor der Kirche in Schelingen im Kaiserstuhl. Ein Bub mit der großen Rätsche und dem „Kläpperli“





Die Rätschebuben auf der Ebneten Kirchhofmauer

Foto: K. Kurrus

Süddeutschland, dem Elsaß und in Österreich weit verbreitet. Es war die Regel, daß die geweihten Glocken der katholischen Kirchen vom Gloria am Gründonnerstag bis zur Auferstehungs-Verkündung am Karsamstag nicht läuten durften. Die Aufforderung an die Gläubigen, zur Messe oder zur abendlichen Mette zu kommen, geschah dann am Gründonnerstag und Karfreitag mittels der Rätsche oder Därre. Im Einvernehmen mit dem Pfarrer wurde, rechtzeitig vor dem Gottesdienstbeginn, „gerätscht“ oder „gedärrt“, was meist von den Ministranten oder gleichaltrigen Jugendlichen verrichtet worden ist. Teilweise geschah dies auf dem Kirchturm, damit der rhythmische Lärm im ganzen Dorf oder Städtchen gehört wurde, in anderen Orten gingen die Rätschebuben durch die Straßen und bedienten die Geräte.

Das Klappern war für den Gebrauch in der

Kirche selbst vorgesehen. Anstelle der Ministranten-Klingeln, die bei der Messe und bei Erteilung des sakramentalen Segens ihre hellen klingenden Töne hören ließen, war für die genannte Zeit in der Karwoche das dumpfe Tönen mit der Klapper an der Reihe. Mit diesen ganz anders gearteten Geräuschen sollte an Schmerz und Herzeleid erinnert werden, die durch die Gefangennahme Jesu und sein Leiden bis zum Kreuzestod die Gläubigen miterdulden sollen.

Wie vielen andern alten Bräuchen erging es auch den Gepflogenheiten in der Karwoche. Es wurden nach und nach immer weniger Gemeinden, in denen das Brauchtum mit Därre und Klapper noch lebendig blieb.

III Heutiger Stand des Karwochen-Brauchs

Eine Umfrage in einem Teil des südbadischen Bereiches brachte Ende 1979 jedoch

noch ein Hoffen, daß Rätschen und Klappern nicht ganz aussterben. Allen voran die Gemeinde Ebnet, jetzt zur Stadt Freiburg gehörend. Auf Ebnet werden wir noch im besonderen zurückkommen.

Von 30 Pfarngemeinden haben neun bestätigt, daß bei ihnen das Rätschen oder das Klappern noch üblich ist. So z. B. in Staufen, Waldkirch und Elzach, in Wagenstadt, Bombach und Nordrach, und in Kirchzarten und Oberried. Es besteht Hoffnung, daß der vorübergehend eingestellte Brauch in Buchenbach und Endingen wieder aufgenommen wird. Mit der Umfrage wurden bei weitem nicht alle Gebiete erfaßt, in denen der Brauch üblich war oder noch ist. Deshalb darf die Zuversicht bestehen bleiben, daß das Rätschen und Klappern in der Karwoche bei uns nicht ausstirbt.

IV Lebendiger Brauch in Ebnet

Ebnet hat es verdient, in diesem Bericht besonders herausgestellt zu werden. Gut organisiert, im Einvernehmen mit dem jeweiligen Pfarrherrn, steht jährlich eine Gruppe von Rätschebuben zur Verfügung. Wie Frau Dr. Künzig-Werner in einer Schriftenreihe für wissenschaftliche Filme feststellte, geht der Ebneter Brauch bis ins Jahr 1725 zurück, als die Gemeinde selbständige Pfarrei wurde. Dazu kommt, daß die Ebneter Familie Schirk, mit dem heute 86 Jahre alten Wagnermeister Josef Schirk, in der dritten Generation, seit 1850 die großen Rätschen baut. In vielen Häusern zu Ebnet ist so eine „Holzrätsche vus Schirke“ gehütetes Familienstück, das man natürlich auch für den Dienst in der Karwoche einem Jugendlichen mal ausleiht.

Am Gründonnerstag beginnt der Ruf der Rätschebuben. Zu jedem Gottesdienst, auch abends zu den sog. Trauer-Metten, teilen sie sich für die verschiedenen Straßen zu Gruppen von je zwei Mann auf. Mit ihren Rätschen fangen sie an dem von der Kirche am

weitest entfernten Haus an. Sie knien neben ihr Lärmgerät, an dem sie den Griff anpacken und kräftig herumdrehen. Nach ein paar Umdrehungen rufen sie den Spruch: „S erstmal in d Kirch!“ oder „S zweitmol in d Mette!“ Und am späten Abend des Donnerstags und am Karfreitag früh wird schon um 6 Uhr morgens „Betzeit“ (Angelus) gerätscht. Vor der Kirche, auf dem Platz des hochliegenden Gottesackers, treffen sich die Einzelgruppen, um dann auf den Stufen beim großen Kreuz nochmal gemeinsam zu rätschen. Den Höhepunkt des Rätschens in Ebnet bildet aber das „Zämme-rätsche“ auf der Kirchhofmauer. Jeweils etwa zehn Buben knien hintereinander, die großen Holzrätschen an den Knien, die auf den Wink des Anführers hierbei besonders kräftig herumgedreht werden, so daß der gellende

Wagnermeister Josef Schirk. Er macht, wie schon sein Großvater, die Ebneter Rätschen Foto: K. Kurrus





Zwei Rätchebuben erhalten ein paar Eier von der Hummelhof-Bäuerin in Ebnet

Foto: Karl Kurrus

Rätschton, über die Dächer hinweg, laut zur Dreisam hinüber schallt. Meist haben einige Sträucher schon den nahenden Frühling angezeigt, so daß sich, mit der schmucken Kirche im Hintergrund, ein unvergeßliches Bild zeigt. Und dies nunmehr seit mehr als 250 Jahren.

Nach mehrmaliger Funktion am Donnerstag und Freitag wird es am Karsamstag etwas weniger, mit dem zur Messe und zum Beten Rätschen. Beim Gloria dürfen an diesem Tage ja die Glocken wieder läuten.

Und nach dem Gottesdienst gehen die Rätchebuben auf den Heische-Brauch. Besonders vor den Türen der Bauernhöfe drehen sie ihre Rätsche noch einmal unüberhörbar, um mit alten Heische-Sprüchen einen Ehrenlohn für ihren Einsatz zu erbitten. Im Wandel der Zeit mögen sich die Worte zum Teil geändert haben. Aber heute, wie früher, bewirken sie, daß die Ebnetter Bürger „ihren Buben“ gerne etwas geben, sei es Brot, Speck, Eier oder Geld.

Mit ein paar Beispielen von Heische-Sprüchen wollen wir die Erinnerung an den Brauch von Rätschen — Därren — Klappern beschließen, in der Zuversicht, daß eine Neubelebung da und dort wieder Einzug halten möge.

I hab e Körbli, des schreit gottserbärmli.

Gen mer e Dutzed Eier, dno halt i mi Leier.

Gen mer e Sester Nuss, dno blib i s ganz Johr duss.

Gen mer e Stuck Speck, dno blib i s Ganz Johr weg.

Im benachbarten Kappel ist der Rätchebrauch eingegangen. Dort sind alt und jung aber dabei, die alten Kappler-Palmen am Palmsonntag wieder zur Kirche zu tragen.

Buchbesprechungen

Bernhard Lamey: „Traum von Reval und weitere Erinnerungen eines Auslandskorrespondenten“, 43 Seiten, Verlag Harro v. Hirschheydt, Hannover-Döhren 1980.

Im Heft 1/1979 hat die „Badische Heimat“ die Lebensarbeit eines Mannes mit einem Namen von gutem badischem Klang gewürdigt und das letzte Buch („Der Katzenkönig von Riga“) des einst als Auslandskorrespondent im Baltikum tätigen Verfassers besprochen. Mit dem „Traum von Reval“ hat dieser seinen Erinnerungen eine willkommene Ergänzung aus einer anderen Metropole der baltischen Staaten gegeben — aus einem Gebiet, das uns zwar ferne liegt, aber doch eingebettet in die abendländische Geschichte und durch mancherlei Fäden auch mit dem europäischen Südwesten verbunden.

Ein kleines Exempel hierfür. Jedermann weiß, daß die Bewohner des benachbarten Elsaß auch „Waggese“ genannt werden, selbst wenn er diesen Spitznamen nicht sofort mit dem „Wasgenwald“, den Vogesen, in Zusammenhang bringt. Als Lamey anfing, sich mit der lettischen Sprache (neben dem Litauischen das älteste Idiom Europas und daher noch näher dem gemeinsamen Urgrund der indoeuropäischen Völkerfamilie) zu beschäftigen, fiel ihm auf, daß Deutschland in der Sprache seines Gastlandes *Vacija* heißt und seine Bewohner die *Vaker* oder *Vager*. Ein keltischer oder germanischer Stamm dieses Namens muß also einst Nachbar der Letten gewesen sein, nach dem diese auch die übrigen Bewohner Deutschlands benannten (so wie heute noch für die Franzosen *l'Allemagne*, das Land der Alemannen, für das ganze Deutschland steht). Die *Vager* hat es auf den verschlungenen Pfaden der Völkerwanderung an den Rhein verschlagen, in den „Waggesewald“ — ihren Nachfahren blieb ein Spott- und Übername, den man früher viel häufiger hören konnte als heute.

Der Verfasser beschäftigt sich nicht nur mit der fernen Vergangenheit, sondern mit der leidvollen Geschichte der drei baltischen Staaten — diesmal von den Wällen der Stadt Reval-Tallinn aus. Wir gehen mit ihm durch die Gäßchen der einstigen Hansestadt, vorbei an den Giebelhäusern mit den alten Wappen und Emblemen, blicken vom Domberg auf das blanke baltische Meer — von einer Stadt aus, von der Otto Frhr. v. Taube meinte, ihr Anblick von der See her wiege den von Neapel auf! Wir wandern mit Lamey über diese östlichste

der baltischen Seestädte hinaus — bis an die Grenze des von ihnen geprägten Territoriums. Unvergesslich, was der Verfasser über Narwa, „die Stadt zwischen zwei Welten“, sagt, wo die Hermannsburg und die Festung Iwangorod einander gegenüberlagen, bis die Flut der Geschichte über ihnen zusammenschlug. Als sie sich wieder verzog, gab es keine baltischen Staaten mehr. Es ist das Verdienst des Verfassers, die kurze Zeit ihrer Selbständigkeit (1920—1940) anhand seiner Erinnerungen heraufzubeschwören und an ihrem Beispiel darzutun, wie eng verwoben die Geschicke der einzelnen Teile dessen sind, was wir Europa oder das Abendland nennen — eine Erfahrung, die auch bei uns im Südwesten nicht aus dem Bewußtsein schwinden soll.

Josef Müller, Karlsruhe

Altes Handwerk und frühe Industrie im deutschen Südwesten. Ein Literaturbericht von Peter Assion unter Mitarbeit von Wolfgang Mermann und Heinz Plempe. Eine Veröffentlichung der Badischen Landesstelle für Volkskunde, Freiburg i. Br. 1978. XXIX, 201 S., DM 15,— (Bezug: Landesstelle für Volkskunde, Schwaighofstr. 13, 7800 Freiburg).

Baden ist bekanntlich sehr reich an handwerklichen Traditionen, und zugleich setzte hier schon sehr früh der Übergang zu manufakturrellen und industriellen Produktionsformen ein, zumal in Südbaden, d.h. rings um den Schwarzwald und auf dem Wald selbst. Die wirtschaftliche Entwicklung ist aus nationalökonomischer, technologischer, historischer und volkskundlicher Sicht auch immer wieder beschrieben und untersucht worden. Es gibt eine Vielzahl von Veröffentlichungen, die zuletzt jedoch nur noch schwer zu überschauen waren, enthielten doch auch kleinere Heimatblätter sowie Ortschroniken entsprechende Beiträge. In der Badischen Landesstelle für Volkskunde sind nun alle Titel systematisch gesammelt und in ein bibliographisches Handbuch eingebracht worden, das für alle Interessenten bestimmt ist, die sich rasch informieren und die auf dem gleichen Gebiet weiterarbeiten wollen. Dieses Hilfsmittel hat bereits eine gute Aufnahme gefunden, auch in Nachbarlandschaften, und Robert Wildhaber, der Herausgeber des „Schweizerischen Archivs für Volkskunde“, schrieb z. B. im 75. Band (1979, S. 78) seiner Zeitschrift: „Hier liegt eine vorzügliche, umfassende und praktische Bibliographie vor, regio-

nal und thematisch klar umgrenzt. Die Leitlinie für die Erfassung der vorläufig 2099 Titel war: „Ablösung der agrarischen durch die industriell-arbeits-teilige Arbeitswelt“. Darunter sind gemeint Handwerk, Handel, Industrie, Energiegewinnung und Verkehrswesen im deutschen Südwesten mit dem Schwarzwald als Mittelpunkt; ausgeschlossen blieben Landwirtschaft und Rebbau. Man wird reichlich Literaturangaben finden über das Dorfhandwerk, das Heimgewerbe, das Hausierertum, die Uhrmacherei und die Glashütten, die Industrie-Unternehmen und Fabriken (die zunächst noch Manufakturen waren). Zeitlich erstrecken sich die Titel über den Raum von ungefähr 1800–1977; vor allem ist wichtig, daß die Ortschroniken und Heimatbücher ebenfalls erschlossen sind. Wo der Titel nichts über den Inhalt aussagt, finden sich gelegentliche Inhaltshinweise; es war aber keine kritische Bibliographie beabsichtigt. Die Titel sind sehr übersichtlich in 31 Abschnitte eingeteilt. Da das sachliche Interesse ausschlaggebend war, ist kein Index der Autoren beigegeben; ein Sachindex erübrigt sich ohnehin dank der klaren Kapiteileinteilung.“

Einleitend stellt außerdem der Beitrag von Peter Assion über „Handwerk und Industrie im Ober-rheingebiet“ (S. III–XXIV) die nachfolgend verzeichnete Literatur der Sache und den literari-schen Interessen nach in einen entwicklungsge-schichtlichen Zusammenhang. Außerdem ist das Memorandum mitabgedruckt, das 1974 von ver-schiedenen Stellen entworfen worden war, um da-mit eine „Dokumentation versinkender Lebens- und Arbeitsbereiche“ in die Wege zu leiten. Die Bibliographie entstand als Beitrag zu einem sol-chen (aus Geldmangel bisher aufgeschobenen) Un-ternehmen. Sie versteht sich darüber hinaus als „Service“-Leistung der Landesstelle in dem oben genannten Sinne und kann ebenda recht preisgün-stig bezogen werden. Wie das Vorwort sagt, wird sie „vor allem dort willkommen sein, wo andere bi-bliographische Hilfsmittel – etwa die in den Uni-versitäts- und Landesbibliotheken vorhandenen – nicht unmittelbar genutzt werden können“.

Jürgen Martin

ARCHIVE der Städte und Gemeinden in Baden-Württemberg — Angebot und Aufgaben

Informationsschrift, herausgegeben anlässlich der internationalen Archivwochen 1979 von der Ar-beitsgemeinschaft hauptamtlicher Archivare inner-halb des Städtetags Baden-Württemberg.

Wer möchte es abstreiten, daß man sich gemeinhin keine rechte Vorstellung von der Arbeit eines Stadtarchivars, geschweige denn von der Bedeu-

tung des Archivs für ein Gemeinwesen machen kann. Da sitzt wohl in dumpfen Gewölben oder Hinterzimmern des Rathauses ein zwar gelehrter Mann, pustet Staub und Löschsand von Mürbe-pilz-zerfressenen Aktenbündeln, um darin etwas aus der Vergangenheit nachzulesen, doch was das alles uns heute noch nützen soll, ist eine schwie-rige Frage.

Daß altes Schriftgut zu geschichtlichen Vorgängen jedwelcher Art für Forschung, Denkmalpflege oder anderen Informationswunsch ebenso wie etwa Unterlagen zur Klärung von Sachverhalten bei Rechtsstreitigkeiten der Stadt oder einzelner Bürger bereitgestellt werden können, ist eine wich-tige Aufgabe der Archive. Hinzu kommen die Aus-sortierung, Übernahme, Ordnung und Speiche-rung von Akten und Urkunden der Gegenwart, deren Wert als Informationsquellen für die Zu-kunft beurteilt sein will. In Findbüchern, Katalo-gen, Regesten, Karteien schlägt sich die Arbeit der Archivare nieder, die als Berater nicht nur der ei-genen Stadtverwaltung, sondern auch den wissen-schaftlich interessierten oder Auskunft suchenden Besuchern Amtshilfe leisten. Dabei bleibt die Do-kumentation der Gegenwart nicht nur auf amtliche Vorgänge beschränkt; denn Tageszeitungen, Flugschriften, Wahlplakate, wichtige Bücher, Pläne, Fotos von Persönlichkeiten, Bauunterneh-mungen, politische Vorgänge, technische Gege-beheiten u. ä. wollen genauso gesammelt und re-pertorisiert werden. Restauratoren und Buchbin-der bemühen sich um die Konservierung, ja Ret-tung zerfallenden, als Belege für die Geschichte eines Gemeinwesens unersetzlichen Archivgutes. Neben professionellen Historikern wissen Studen-ten, Gymnasiasten, Volks- und Brauchtumsfor-scher, Heimatgeschichte treibende Liebhaber, Rechtsanwälte und Mitarbeiter von Presse, Rund-funk und Fernsehen gut geordnete Stadtarchive zu schätzen.

Um deren Schätze einem breiteren Benützerkreis zu erschließen, legten bekannte badische und württembergische Stadtarchive die gemeinsam erarbeitete und in den Stadtarchiven erhältliche Informationsschrift vor. Sie geben Antwort auf vielfach gestellte Fragen „Was ist ein Archiv? Was enthält ein Stadtarchiv? Wem dient ein Stadtarchiv? Wie arbeitet ein Stadtarchiv? Wie benutzt man ein Stadtarchiv? Haben Stadtarchive eine Zu-kunft? Wie wird man Stadtarchivar?“ und stellen die „Publikationsreihen der baden-württembergi-schen Kommunalarchive“ sowie die „Rechtsgrund-lagen“ ihrer Arbeit vor.

Ohne Zweifel war das ein ausgezeichnete Ge-danke, auf solche Weise jedem Wißbegierigen einen Überblick über Geschichte und Aufgaben der

Kommunalarchive zu geben und den Zugang zu deren Benützung zu erleichtern. Blicke nur zu wünschen, daß auch so mancher für die Aufstellung des Haushaltsplans Verantwortlicher oder so mancher Stadtrat im Lande sich entsprechend informieren würde, wenn es um die Ausstattung mit Personalstellen und Arbeitsmitteln ihres personell oft unterbesetzten Stadtarchivs geht. Denn ob eine Stadtverwaltung in Ordnung und in jeder Beziehung leistungsfähig ist, kann der kritisch prüfende Bürger beim Besuch seines Gemeindearchivs, an dessen Unterbringung und Arbeitsmöglichkeiten, manchmal besser erkennen als an spektakulären kommunalen Schauobjekten. Hermann Brommer

Pie Meyer-Siat, „Valentin Rinckenbach — François Ignace Hérissé — Les Fils Wetzel — Facteurs d'orgues — Appendice: Les Orgues d'Elsenheim“ — Publications de la Société Savante d'Alsace et des Régions de l'Est = Collection „Recherches et Documents“ XXVII, gleichzeitig als 67. Veröffentlichung der Gesellschaft der Orgelfreunde erschienen — Librairie ISTRAS Straßburg 1979, 249 S.

Über die Geschichte des Orgelbaus im Oberrhein-gebiet zu reden, heißt bei uns in Baden immer noch, vorwiegend vom Elsaß und dessen bedeutenden Orgelmachern zu sprechen. Nicht daß auf der badischen Seite keine gleichwertigen Werkstätten existiert hätten — man denke etwa nur an die hochqualifizierten Hoforgelbauer Stieffell in Rastatt —, aber es fehlt bei uns noch weithin in der Öffentlichkeit das Bewußtsein für den Wert der von eigenen Meistern geschaffenen historischen Orgeln des 18. und 19. Jahrhunderts. Bernd Sulzmann, der Orgelsachverständige des Landesdenkmalamtes in Baden, bemüht sich seit Jahren, mit gründlichen Nachforschungen und Veröffentlichungen diesem Übelstand abzuwehren. Man kann nur hoffen, daß seiner Pionierarbeit auch entsprechende Erfolge auf dem Gebiet der Orgeldenkmalpflege beschieden sein werden.

Besser sieht es heute mit der Wertschätzung des alten Orgelbestandes drüben im Elsaß aus. Nicht nur, daß die legendäre Berühmtheit der im 18. Jahrhundert aktiven Straßburger Silbermann-Werkstatt dazu beigetragen hat, auch so weltbekannte Leute wie der Urwaldarzt Dr. Albert Schweitzer haben in der elsässischen Orgelreformbewegung schon vor dem 1. Weltkrieg damit begonnen, für eine entsprechende Schärfung des Bewußtseins zu sorgen. Unter den elsässischen Orgelkundlern unserer Tage ragt ein Mann besonders heraus, der mit dem Bienenfleiß eines Benediktiners seit etwa 20 Jahren unermüdet daran arbeitet, einen lückenlosen Überblick über die Or-

gelsgeschichte unseres westlichen Nachbarlandes entstehen zu lassen: Der Straßburger Professor Pie Meyer-Siat. Vor 15 Jahren kam seine bahnbrechende Arbeit über die Rufacher Orgelbauanstalt (Riepp-Rabiny-)Callinet heraus; vor sieben Jahren erschien sein nicht weniger gewichtiges Buch über die unterelsässischen Stiehr-Mockers. Ungezählte Aufsätze in Fachzeitschriften und Jahrbüchern von Geschichtsvereinen kamen hinzu, die zeigen, daß sich der bedeutende elsässische Orgelbau nicht — wie einst angenommen — nur auf die Straßburger Firma Silbermann beschränkte, sondern sich auf eine stattliche Anzahl von Werkstätten im Lande stützte.

Eine sehr beachtliche Stellung nahm dabei der in Ammerschwihr bei Colmar in 190 Jahren betriebene Orgelbau ein. Dort folgte auf die Orgelmacher Dubois (1731—1766) und Birgantzle (1719—1803) aus deren Verwandtschaft die Firma Rinckenbach und Söhne nach, die in der Zeit von 1820 bis etwa 1870 Bedeutung erlangte. An Hand einer langen Liste von Orgelwerken analysiert P. Meyer-Siat künstlerische und technische Eigenheiten der Rinckenbach-Instrumente mit ihren charakteristischen klassizistischen Gehäuseformen. Obwohl V. Rinckenbach durchaus eigene Ideen zum Orgelbau entwickelte, vermochte er jedoch mit seinem Familienbetrieb im Elsaß keinen ähnlich bestimmenden Einfluß auszuüben wie etwa die Großunternehmen Callinet oder Stiehr. Daß die Rinckenbach-Orgeln zum kostbaren Bestand unseres Nachbarlandes gehören, schienen Orgelexperten nicht immer erkannt zu haben, wie auch solche Experten dann und wann den in der Oberrheinlandschaft gewachsenen „style d'orgue alsacien spécifique“ unverständlichlicherweise durch Orgelbauten spanischer, italienischer oder „nordischer“ Klangart zurückzudrängen suchten.

Einem kaum bekannten Orgelbauer, François Ignace Hérissé (1805—1856) von Aspach-le-Bas, einem ledig gestorbenen Sundgauer Bauernsohn, widmet Meyer-Siat den zweiten Teil seines neuen Buches. Von erfinderischem Geist und handwerklicher Begabung zeigte sich Hérissé neuen Tendenzen im Orgelbau aufgeschlossen, war aber — trotz schöner Gehäuseformen — bald nicht mehr den Anforderungen gewachsen. Hérissés anfänglicher Eifer wandelte sich in Mutlosigkeit um. Andere, solidere (V. Rinckenbach) nahmen seinen Platz ein. Daß es Meyer-Siat offensichtlich nicht immer leicht hat, seine materialreichen Aufsätze publizieren zu können, läßt der Schlußteil seines hier besprochenen Orgelsammelbandes ahnen. Darin findet sich nämlich — aus einem anderen Zusammenhang herausgerissen — eine alphabetische Zusammenstellung aller Orgelbauten der „Wetzel

Söhne“ (mit telegraphenstilartig verfaßten Angaben zu Bauzeit, Disposition, Reparaturen u. a. der einzelnen Werke) für die Zeitspanne von 1864 bis 1945 angehängt, während Biographie und Orgelbau des Martin Wetzels für den nächsten Band der „Archives de l'Eglise d'Alsace“ (Kirchengeschichtlicher Verein der Diözese Straßburg) angekündigt werden. Ein Verfahren, das zwar den Fachleuten eine Fundgrube erschließt, aber für den normalen Leser erhebliche Schwierigkeiten mit sich bringt und so eigentlich nicht zur Regel werden sollte. Im Anhang (appendice) des Buches behandelt Meyer-Siat „die drei Orgeln von Elsenheim“ in einer präzisen, für ihn charakteristischen Weise, die auch immer wieder die Querverbindungen zu Orten, Orgelbauern und Experten unserer badischen Seite des Oberrheingebietes aufzeigt und damit diese Orgelforschungen auch für uns wertvoll sein läßt. Hermann Brommer

„Burgen im südlichen Baden“ von Helmut Bender, Karl-Bernhard Knappe und Klauspeter Wilke. 224 Seiten, 159 Abb., 7 Farbbilder. Verlag Karl Schillinger, Freiburg. DM 37,—.

Das Typische und historisch Wesentliche der vielen Burgen, insbesondere am Ober- und Hochrhein, „wo dieser einen großangelegten und großzügigen Winkel von Straßburg her über Basel bis zum Bodensee hinauf bildet, und die vielfältige südbadische Landschaft mit Ebene und Kaiserstuhl, Schwarzwald und Hotzenwald, Baar und Hegau grandios erfaßt und umfaßt“, — das ist in diesem Band dargestellt worden. Großzügig ist auch der Verlag vorgegangen, durch eine faszinierende Bebilderung: vierzig meist Ruinen von Höhen- und Tiefburgen zwischen Schauenburg und Rötteln, zwischen Sponeck und Wildenstein, wurden wiedergegeben, — viele außerdem noch im Text genannt. Bot doch diese Vielfalt des ehemaligen Landes Baden „Königen, Angehörigen des Hochadels, königlichen Ministerialbeamten und Rittern“ ideale Bau- und Siedlungsbedingungen. Deren allerdings bedurften sie auch, denn ihre von den drei Autoren erzählten Schicksale spiegeln auch die Fehden und Kriege in unserem Land wider.

Es wurde sichtlich keine Mühe gescheut, die reizvollsten Stiche und Zeichnungen, sowie Lagepläne und Grundrisse aus der weiland heilen Burgenwelt zu finden. Da macht etwa die Rekonstruktion einer Idealburg mit ihren Brücken und Gräben, Türmen und Toren, Wehr- und Wohnräumen das damalige Leben vorstellbar. Erkundungsfreudige Leser werden beglückt mit diesem so besonderen

Führer durch die Vergangenheit in der Hand versuchen, der Burgenromantik auch einmal sachlich auf den Grund zu gehen, — zu Hause und „vor Ort“; ein Fachaussdruck-Alphabet erleichtert's, sich zurechtzufinden. Auch eine Standortkarte und eine Tabelle für touristische Orientierung fehlen nicht. Ingeborg Hecht

Friedrich Seyfahrt: „Unser Freiburg und seine Umgebung“ (eine Heimatkunde für Schule und Haus) 1913. Nachdruck 1979 mit einem Nachwort von Dr. Erich Seyfahrt, sowie einem Nachwort von Dr. Helmut Bender. 329 Seiten. 56 Abb. Verlag Karl Schillinger, Freiburg. DM 28,—

Nicht zuletzt für all jene, die erst „Beruf und Leben, Pflicht und Neigung in unsere Stadt geführt“, stellte im Jahr 1913 der Lehrer, Rektor und Schularat Friedrich Seyfarth ein heimatkundliches Freiburgbuch zusammen, das in seiner übersichtlich gegliederten Vielfalt noch heute dazu anreizt, es näher zu betrachten. Je mehr man darin liest — und vergleicht —, je mehr begrüßt man auch diese Reprint-Neuerscheinung; hier dürfte dieser Zeitrend einem wirklichen Lesebedürfnis entgegengekommen sein.

Des Verfassers Sohn fügte eine themenbezogene Kurzbiographie seines Vaters hinzu.

Von der Altstadt her mit ihrem Münster wird die Stadt bis hin zu ihrer Peripherie beschrieben — mit ihren Baudenkmalern, Stadtteilen, dem Schloßberg, den Vororten. Es folgen weitere interessante Themen des damaligen Amtsbezirkes: u. a. über die Gemarkung, über das Gebiet der Dreisam und ihrer Zuflüsse. Es wird berichtet von den Lebensformen der Schwarzwälder auf ihren Höfen und Weiden, in Wäldern, Bergwerken, Handwerksstuben. — Von den 56 Abbildungen des Jahres 1913 mußten einige wenige durch ähnliche Reproduktionen ersetzt werden, wobei — ein Heimatkundiger verriet es uns — die Alma mater aus dem Jahr 1934 dazwischenrutschte!

Helmut Bender hat in seinem einfühlsamen Nachwort die Brücke vom Freiburg des zweiten zu unserem späten Jahrzehnt geschlagen, mit Reflexionen nicht zuletzt über andere „Lobpreisungen“ unserer Stadt, und er hat mit dieser „Bestandsaufnahme“, die er in bezug brachte zur Gegenwart, die Neuerscheinung reizvoll abgerundet. Wenn er von der „ehrlichen Ergriffenheit“ jenes Biographen unserer Stadt spricht, so hat er wohl eines der Geheimnisse entdeckt, das diese im besten Wortsinn Heimat-Kunde so lebendig erhalten hat.

Ingeborg Hecht

Hecht, Ingeborg: In tausend Teufels Namen. Hexenwahn am Oberrhein. 136 S. mit 20 zeitgenössischen Illustrationen. Rombach Verlag Freiburg, broschiert oder Leinen. DM 12,80

Im Jahre 1487 erschien, gebilligt von Papst Innozenz VIII. und geschrieben von den beiden deutschen Dominikanern Heinrich Krämer (Institoris) und Jakob Sprenger der „Hexenhammer“, ein ebenso dickleibiges wie grausames Machwerk, das auch am Oberrhein dreihundert Jahre lang die entsetzlichsten Hexenverfolgungen inspiriert hat; es bot Predigttexte, Prozeßverfahrensweisen und Arten „peinlicher Befragung“ an, nach denen Geistliche und Richter handelten.

In sechs Kapiteln — mit auf den Inhalt hinweisenden Untertiteln — wird die Geschichte des Wahns unserer Landschaft in die große Geschichte hineingestellt: Zusammenhänge werden klar wie etwa der Hexenwahn als Folge der Ketzerverfolgung und nicht zuletzt auch einer Urangst gegen die unbekannteren Mächte, die Vernichtung der Ernten, die Krankheiten, Epidemien und Tod schickten — und für die man Sündenböcke suchte. — Die Autorin hatte bei der Abfassung dieses Buches noch ein besonderes Anliegen: In den „Schwarzwaldsagen“ von Johannes Künzig beginnt eine folgendermaßen: „Im Breisgau treffen sich alle Hexen auf dem Kandel...“; was dort oben angeblich geschieht, wird höchst detailliert dargestellt. Die Autorin hat nun Prozeßberichte (u. a. aus Freiburg, Waldkirch und Lehen) zitiert, deren Geständnisprotokolle exakt den Erzählungen über das „Hexentreiben“ entsprechen. Daraus ließ sich schließen, daß die Sagen aus (erfolterten) Aus-Sagen entstanden sind. — Dieses Buch zur Landeskunde beruht auf vielen Quellen, doch hauptsächlich sind die Prozeßprotokolle der Ortenau aus dem 16. und 17. Jahrhundert verwendet worden. Hier wurde also etwas, das uns schemenhaft bekannt ist, dokumentarisch belegt. Aufklärung, Emanzipationsprobleme und kulturhistorische Belehrung wurden — wenn man so sagen darf — für jeden lesbar, verständlich und übersichtlich dargestellt. Das letzte Kapitel „Bock und Sündenbock — das Zeichen und das Bezeichnete“ wurde von Johannes Werner verfaßt; es stellt einen fatalen Bezug zur Neuzeit her, d. h. zur Gefahr von Vorurteilen gegen „wechselnde, auswechselbare, dabei stets nur eingebildete Feinde“. Mit Geschick hat der Verlag Stiche ausgewählt, die dem Text optisch entsprechen. Dr. Eckart Ulmann, Staufen

„Elsaß, Land zwischen Rhein und Vogesen“, Text von Rudolf Ritter. Bilder von Willy Prager. Bild-

band mit 10 Farb- und 76 Schwarzweißabbildungen, 4 Übersichtskarten und 3 Zeichnungen im Text. 128 S., Verlag Anton Schroll, Wien — München, 1979.

Soeben erschien in der vom Wiener Schroll-Verlag herausgegebenen Buchreihe „Ferienstraßen“ ein neuer Band über das elsässische Nachbarland zwischen Rhein und Vogesen. Damit wird die in den letzten Jahren reichhaltig erschienene Elsaßliteratur um einen beachtlichen Bildband bereichert, der als Texter einen der namhaftesten Elsaßkenner zum Autor hat, Dr. Rudolf Ritter, den Verfasser des bereits in mehrfachen Auflagen erschienenen und viel gebrauchten gelben Leitfadens „Wanderwege durch das Elsaß“.

Nach einer allgemeinen einleitenden Übersicht über die vom Rhein mitgeprägte Landschaft und ihrer politischen Geschichte nennt der Verfasser mit Städten und Dörfern, Kirchen und Klöstern, Burgen, Rathäusern und Bauernhäusern die vielen Zeugen der in diesem Landstrich aus der Vergangenheit in die Gegenwart wirkenden menschlichen Leistungen. Zugleich zeigt er dem für Land und Leute aufgeschlossenen Elsaßfreund und Touristen die möglichen Wege und Straßen in der Ebene, am Gebirgsrand inmitten grüner Rebhänge oder über den Kamm der Vogesen auf, um die verschiedenen und doch typisch elsässischen Landschaften erfahren zu können.

Für sie, dazu der Stadt Straßburg voran, ist in jeweils eigenen Kapiteln handgerechtes Wissen beigegeben, das mit zahlreichen historischen wie kultur- und kunstgeschichtlichen Hinweisen zum Verständnis der Gegenden südlich von Straßburg mit Hervorhebung der Städte Schlettstadt, Colmar, Rufach, Ottmarsheim und Ebersmünster sowie der Region nördlich von Straßburg mit Hagenau, Weißenburg, Zabern und dessen Umland beiträgt. Auch der Weinstraße und der Route des Crêtes, auch dem Sundgau sind besondere Angaben gewidmet, die insonderheit dem Autofahrer lohnende, wenn auch nur kurze Hinweise bieten. Dem gerafften Text ebenbürtig und ihn erläuternd sind die ausgewählten Fotos, vom Freiburger Fotografen Willy Prager aufgenommen. Ob Landschaften, Bauwerke oder kunstgeschichtliche Details, alle diese Aufnahmen vermögen die Vielseitigkeit und den Zauber des Elsasses, die lukullische Seite nicht ausgenommen, treffend und aussagekräftig zu zeichnen. Dieser Bildband macht deutlich, was René Schickele einmal schrieb: „Das Elsaß ist der Garten, in dem der deutsche und der französische Geist sich treffen und miteinander sprechen.“ Willi Hensle

Literatur in Bayerisch Schwaben. Von der althochdeutschen Zeit bis zur Gegenwart. Text von Hans Pörnbacher unter Mitarbeit von Josef Bellot, Hans Frei, Josef Heinle. (Beiträge zur Landeskunde von Schwaben, Bd. 6), XVI und 206 S. DM 25,— mit 174 Abb. Anton H. Konrad Verlag 1979.

Anlässlich der „Schwäbischen Kulturtag“ im Herbst 1979 wurde im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses eine Ausstellung „Literatur in Bayerisch-Schwaben“ gezeigt, die Kenner für eine der gelungensten Buchausstellungen gehalten haben. Zahlreiche Besucher drängten sich um die Vitrinen. Als Dokument dieser Ausstellung liegt ein Katalog vor, der weit mehr ist als eine Erinnerungsstütze. Er bedeutet einen Abriß der Literaturgeschichte dieses Bereichs von den ersten althochdeutschen Texten wie dem „Wessobrunner Gebet“ bis zu den Mundartdichtern des 20. Jhs. und den die Heimat überschreitenden Autoren — nicht zufällig zeigt das letzte großformatige Bild den jugendlichen Bertolt Brecht 1916 in einer Augsburger Straße. Literatur läßt sich in ihrem eigentlichen Wesen nicht ausstellen, zeigen läßt sich der Literaturbetrieb, das Bild der Autoren, die Dokumentation der Literaturorte, die kostbare Ausgabe, die Handschrift, das Autograph. Zweifellos ist die mittelalterliche Literatur durch die (bloß) handschriftliche Reproduzierbarkeit enger mit ihrem Material verbunden, oft nicht ohne sie denkbar, als die nach-Gutenbergische. Das machte den Vorteil der älteren Partien und der handschriftlichen Volksliteratur in der Ausstellung aus. Im Katalog werden Vor- und Nachteile weitgehend ausgeglichen, zum Objekt treten die Charakterisierungen auch des Immateriellen der Literatur. Gerade in diesem Punkt ist Vortreffliches geleistet worden. Kurze Einführungen eröffnen die meisten der über vierzig Abteilungen, die den weiten Bereich der hohen und der Gebrauchsliteratur überschaubar machen. Auch die einzelnen Nummern sind so prägnant charakterisiert (und mit einer weiterführenden Literaturangabe versehen), daß sie auch ohne die Präsenz des Objektes für Laien und Fachleute von Nutzen bleiben. Meist muß man aber gar nicht ohne das Objekt auskommen, denn eine Fülle von offenbar sorgfältig ausgewählten und in hoher Qualität wiedergegebenen Abbildungen (bes. bei den 31 vierfarbigen Tafeln) verleiht der einstigen Versammlung von Kostbarkeiten Dauer.

Schwaben ist heute ein Regierungsbezirk; ob es von der althochdeutschen bis zur heutigen Zeit eine Literaturlandschaft war, wird sich nicht so einfach bestätigen lassen. Wie weit spezifische Literatur einer Landschaft vorliegt, wird letztlich der

Erfolg der Betrachtungsweise entscheiden. „Hauptsache ist, daß alles provinziell bleibt“, hat einmal Jacob Grimm bei einem vergleichbaren Anlaß, der Sammlung von Volksliteratur und -kultur betont. In Bayrisch Schwaben ist der regionale Anfang gemacht. Die unterschiedlichen Zentren treten hervor, etwa die mal. Klöster, die Druckerstadt Augsburg. Die Bezüge nach außen, etwa zum übrigen Alemannischen sind zumeist auch in diesem Katalog auffindbar, sie drängen sich aber nicht auf. Hervorgehoben für manch andere sei der Schreibmeister Leonhard Wagner (1454—1522; Kat. Nr. 87), dessen Lebensweg von Augsburg auch über Salem und die Reichenau führte. Sein Bild aus dem in Stuttgart aufbewahrten Graduale schmückt den Einband. War die Abschottung durch die politischen und kirchlichen Grenzen und die Schwarzwaldschanke doch immer beträchtlich? Gerade in den Fragen, die man sich jetzt stellen kann, erweist sich der Wert des Buches. Bezüge im Innern werden bei regionaler Betrachtung eindrücklicher, der Vergleich nach außen zeigt die Übereinstimmungen, die hinaus- und hereindringenden Ströme, die unterschiedliche Besetzung der Epochen der deutschen Literaturgeschichte wie beispielsweise den altbekannten fehlenden Anteil an der deutschen Klassik, der durch anderes kompensiert wird. Im ganzen muß man Schwaben um diese Zusammenschau beglückwünschen und auf Nachfolge der übrigen alemannischen Regionen hoffen. Volker Schupp

das nachtcfé (Heft 1—15). Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kritik. Herausgabe, Redaktion und Vertrieb Heiner Egge, Talstraße 1, 7801 Buchenbach. Preis pro Heft: 5 DM.

Die alternativen Literaturzeitschriften waren unter dem Anspruch angetreten, neue Zugangsmöglichkeiten zu literarischer Kommunikation für Leser und Autoren gleichermaßen zu eröffnen. Was in den großen Verlagen als nicht oder noch nicht bestsellerreif unter den Tisch fiel und vom institutionalisierten Literaturbetrieb nicht aufgenommen werden konnte, sollte hier eine Chance erhalten. Für eine neue Literatur brauchte man angesichts der beschränkten Innovationsfähigkeit des literarischen Marktes neue Medien: so entstanden die alternativen Literaturzeitschriften.

Die Anfangsschwierigkeiten für die Gründer der neuen Zeitschriften — Autoren, die sich zwar mit präzisen literarischen Vorstellungen und viel Eifer, aber als kaufmännische Laien an das Projekt heranzumachen — die Anfangsschwierigkeiten waren beträchtlich. Erhebliche Investitionen für Druck

und Satz mußten aufgebracht werden, neue Vertriebsformen mußten gefunden werden, die Texte wollten sorgfältig lektoriert und ausgewählt werden. Alternative Literaturzeitschriften sahen sich schon in statu nascendi einem besonderen Widerspruch gegenüber: einmal mußten die Zeitschriften sich eine unterscheidbare Konzeption und ein eigenes Image schaffen, sobald sie sich auf den literarischen Markt wagten; andererseits mußten sie wieder offen genug bleiben, um ihrem Selbstverständnis treu zu bleiben, um neue Entwicklungen aufnehmen und junge Autoren fördern zu können. Qualitätsschwankungen mußten notwendigermaßen in Kauf genommen werden, mit der Kritik des Lesers wurde nicht nur gerechnet, sie wurde sogar erwünscht. Bei der „Etablierung des Nichtetablierten“ waren die gängigen Maßstäbe nicht mehr verlässlich, da sie für eine Literatur galten, die man ja gerade überwinden wollte. Probleme genug also, an denen auch viele neugegründete Zeitschriften tatsächlich dann gescheitert sind.

Das Freiburger „nachtcafé“ (der Name wurde vom gleichnamigen Bild V. van Goghs inspiriert), das mittlerweile in 15 Ausgaben vorliegt, hat diese Schwierigkeiten bislang gemeistert. Die Zeitschrift verdankt ihre Existenz und ihre lange Lebensdauer dem Wagemut und dem Durchhaltevermögen ihres Herausgebers, dem jungen, bereits mit einem Mackensen-Preis ausgezeichneten Schriftsteller Heiner Egge. Sie wird inzwischen in allen bundesdeutschen Großstädten vertrieben und hat eine beachtliche Reputation erlangt.

Dabei waren die Anfänge eher bescheiden. In Freiburger Mensen wurden in kleiner Auflage farbige Hefte, verwechselbar mit Schulheften, verkauft. Ein kleiner Kreis vorwiegend Freiburger Autoren, der sich hin und wieder zu internen Lesungen und Diskussionen traf, lieferte die Texte. Vergleicht man die neueste Ausgabe der Zeitschrift mit den ersten Heften, so kann man bereits äußerlich erkennen, daß das „nachtcafé“ eine beachtliche Entwicklung vollzogen hat: die Hefte sind inzwischen 120 S. stark, mit zahlreichen Grafiken und Photographien illustriert, die Textseiten sind gesetzt. Autoren aus der ganzen Bundesrepublik schreiben inzwischen für das „nachtcafé“, darunter auch durchaus bereits von der Öffentlichkeit anerkannte Autoren. Für jede Nummer treffen jeweils über 600 Manuskripte ein. Die einzelnen Ausgaben sind auf einen Themenschwerpunkt zentriert. „Reisen und Angemessenheit“, „Schreiben im Gefängnis“, „Leben und Arbeiten auf dem Land“, „Frauen schreiben“ waren u. a. Themenkreise der Hefte. Daran läßt sich bereits eine besondere Auffassung von „Literatur“ erkennen: Schreiben ist keine Veranstaltung eines räumlich und zeitlich

entgrenzten Ich, sondern eine besondere Form der Dokumentation, nämlich Kristallisation von Realität und Gegenwirklichkeit in individueller Erfahrung und subjektivem Entwurf.

Die literarische Entwicklung der Zeitschrift läßt sich am leichtesten am Beispiel der Lyrik skizzieren. In den ersten Heften finden sich dünnhäutige, manchmal etwas blasse Sprachgebilde. Perspektivische Engführung und eine bisweilen konstruiert wirkende Diktion markieren die Gedichte, die nicht mehr sein wollen als sprachlich sensibilisierte Erfahrung und Vergewisserung. Ansatzpunkte für eine Weiterentwicklung lieferte einmal die Celansche Hermetik verdichteter Sprache, andererseits die unartifizellen, differenzierenden Langgedichte, die sich Banalem und Alltäglichem öffneten.

Die Gedichte der Hefte 4–9 kennzeichnet eine seltsame Zwiespältigkeit: einerseits die Rückwendung in das Private, in das persönlich Verbindliche, andererseits die Umwandlung der Lyrik zu einer Art linker Polit-Kommunikation. Die saloppe lyrische Diktion, die Lyrik gerade der Alltagserfahrung öffnen sollte, verdinglichte sich zum bloßen Sprachsignal linker Gruppenkommunikation und brachte dem Autor offensichtlich einzig die Gewißheit, auf der „Linie“ zu liegen. Der Selbstvergewisserung auf seine — notwendig bürgerliche — Identität glaubte man durch die Flucht in einen unreflektierten Modernismus ausweichen zu können.

Die Sackgasse der Theobaldy-Lyrik wurde von den nachtcafé-Autoren überwunden, indem man „in diese Gesellschaft zurückkehrte“, ohne dabei Distanz und Kritik aufzugeben. Beobachtungen und sprachliche Präzision traten wieder an die Stelle eines bloßen politischen Vorzeigegestus, das Gedicht näherte sich wieder dem dokumentarischen Verfahren. Insgesamt muß man feststellen, daß die Lyrik erheblich im Vergleich zur Prosa zurückgegangen ist: darin manifestiert sich die allgemeine Tendenz zum Objektiven.

Über seine Autoren hatte das „nachtcafé“ immer schon einen besonderen Bezug zu der Region. Die „Freiburger Anthologie“ enthält ausschließlich Texte südbadischer Autoren, von Eckerle, Moosmann, Fitterer, Wegener, Böttiger u. a. Die Regionalismusbewegung greift auch auf die Literatur über Auseinander-Setzung mit der Umwelt aus der Nahperspektive und Engagement für die Probleme der Region, aber auch Bestimmungsversuche dessen, was man heute Identität und früher Heimat nannte, haben sich literarisch niedergeschlagen. Die Anthologie von H. 6 war der Literatur und den Problemen des Elsaß gewidmet, wo sich zum ersten Mal ein neues Heimatverständnis formuliert

hat, in H. 8 waren zwei Essays der Mundartliteratur gewidmet, ferner findet sich auch alemannische Dialektichtung in dieser Zeitschrift. Bekannte Künstler der Region, wie Gaymann, Schuchard, Grund, Trautmann u. a. werden ausführlich in einem Galerieteil vorgestellt.

Blättert man sich durch die 15 bislang erschienenen Nummern hindurch, so kann man mit Recht feststellen, daß hier ein gutes Stück neuer Freiburger Literaturgeschichte sich niedergeschlagen hat.

Heinz G. Huber

Wolf Hockenjos, Winter auf dem Wald. Freiburg: Schillinger 1979. 168 S., mit zahlreichen, teils farbigen Abb. Großoktav, in mehrfarbig überzogenem Pappband. Mit beigefügter Höhenquerschnittsilhouette u. a.

„Hundert Kilometer auf dem Fern-Skiwanderweg Schonach—Belchen“ heißt es im Untertitel, und wenn man die beiden Geleitworte (von J. Ertl, dem Präsidenten des Deutschen Skiverbands, und Dr. F. Stober, dem Präsidenten des Schwarzwälder Skiverbands) einer ersten Orientierung miteinander bezieht, ist man zunächst versucht, das Vorgelegte für ein bloßes Skibuch zu halten. Weit gefehlt — das ist viel mehr, ist in manchem geradezu eine Kulturgeschichte des winterlichen Schwarzwalds, ein „Mosaik“ von Sportlichem und Chronikalem, von Gegenwärtigem und Vergangenen, von Meteorologischem und Naturkundlichem, von Forst und Wild, von Wirtschaftshistorischem und Anekdotischem. Was noch? wird man fragen, aber der Verf. hat das alles so attraktiv und wohlwollend erzählt und so geschickt ineinander gefügt, daß man sich der (bewußten) Kunterbuntmischung als Leser gerne unterordnet, zumal der beigegebene reichliche und qualitativ hochwertige Bildteil das Seine dazu beiträgt, parallel zum gut gewählten Titel irgend ein Ganzes daraus werden zu lassen. — Mit „Marathon — oder: die Wechselbäder des Winters“ setzt es munter und wirklichkeitsgetreu ein (Schneemangel und Witterungsungunsten bei Skiwetttläufen u. ä.); es folgen Beiträge über Skiwanderungen und ihr erstes Zustandekommen (wobei die stets ansprechende und niveaureiche Art des Vortrags hervorzuheben wäre); in einer Art Zwischenschaltungen wird etwa — in großteils zeitgenössischen Wiedergaben — von der Einweihung des Aussichtsturmes auf dem Brend oder von früher „Winterwerbung“ berichtet; „An der Wiege der Schwarzwälder Uhr“ ist mehr als eine Dreingabe; „Der Schneckenwirt erfindet den Skilift“ wird schon zur Dokumentation; „Straßen und Übergänge“ gibt sich sowohl historisch als land-

schaftsbezogen; aufschlußreich sodann der Beitrag über die alten Schanzen am Hohlen Graben; es folgen fachmännische Bemerkungen über die Anpflanzung und Zukunft von Weiß- und Rottannen sowie über Eis- und Zwischeneiszeiten; wie ein Herzstück des Bandes macht sich der zitierte Lucian-Reich-Erzählausschnitt „Winter auf dem Walde“, er leitet zu einem Kapitel „Lawinengefahr“ über und berichtet erschütternd von der Neukircher Lawine anno 1844, der der Königshof mit 17 Menschen zum Opfer fiel; hübsch gibt sich „Feldberggeist und Alpensicht“; gefolgt von einer „Wintererstbesteigung“ des Feldbergs 1808/09 (nach J. A. v. Ittners Darstellung); „Salonschwarzwald“ fußt auf des Freiburger Geographieprofessors L. Neumann Schwarzwaldmonumentalwerk und soll bewußt glossenhaft wirken; dann aber kehren die Themen zu den Skiern zurück: „Schwarzwälder Skigeschichte — deutsche Skigeschichte“, „Langlaufzentren“ ganz gegenwartsbezogen; „Ski-zoides vom Schwarzwälder Erfindergeist“; „Wie Bjarne Nilssen den Schwarzwald kennenlernt und erster Deutscher Meister wird“ (anno 1901) sowie „Diplomatische Verwicklungen um den alten Feldbergturm“ geben sich wieder sehr historisch; „Fährten im Schnee“, der Fauna gewidmet; „Höfe am Weg“, der Besiedlungsgeschichte und Volkskunde zugehörig; ähnliches gilt für „Hungerleider“, das die Armut der Belchenge-meinde Multen zum Thema hat; und mit dem aktuellen Thema „Rucksacklauf“ und etlichen gut gelungenen Stimmungsaufnahmen beschließt Hockenjos seinen Band, der ebenso den aktiven Ski- und Langläufer wie den passiven Schwarzwaldgenießer anspricht: und selbst wer unsern „Großen Wald“ nur sommers schätzt und liebt, kann sich dem hier Gebotenen letztlich nicht verschließen. Es gibt ja bekanntlich eine stattliche Reihe von Schwarzwaldbüchern, doch daß Hockenjos' „Winter auf dem Wald“ ein in vieler Hinsicht besonderer Band, wird man ihm gerne zustehen.

Dr. Helmut Bender

Karl Stiefel, Baden 1648—1952. Karlsruhe: Badi-sche Neueste Nachrichten Badendruck 1978 (2. unveränderte Aufl. 1979). 2 Bde., insges. 2104 S. Großoktav, Halbleinen.

Wenn der Rez. in seiner Besprechung der „Badi-schen Geschichte — Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart“ (vgl. in diesem H.) das St.sche Werk nicht erwähnte, so hat dies gleich mehrere Gründe: einmal war die Erstaufll. bereits kurz nach Erscheinen vergriffen, die zweite aber erst danach erschienen, und zum andern handelt es sich beim

hier vorgelegten Monumentalwerk nicht um eine badische Geschichte, sondern vielmehr um ein Handbuch, um eine Art Enzyklopädie, ohne Übertreibung gesagt.

Sein Verf. hat daran im Alleingang ca. 30 Jahre gearbeitet. Zuletzt als Verwaltungsgerichtspräsident in Karlsruhe tätig und danach in den Ruhestand getreten und nach Freiburg übersiedelt, verstarb er 1973 und konnte so sein Œuvre leider nicht mehr in Buchform erleben. „Das hinterlassene, insgesamt zehn Aktenordner füllende Manuskript war wohl im wesentlichen in sich abgeschlossen, doch hatte es der Verfasser bis zuletzt noch durch hunderte von Notizzetteln ergänzt...“ berichtet der Hrsg. Rudolf Haas u.a. in einem 1977 datierten Vorwort, so daß es nicht verwundert, wenn das Werk erst einige Jahre danach publiziert werden konnte. Eine Realisierung konnte zudem nur deshalb zustande kommen, weil sich das Historische Institut der Universität Freiburg und insbesondere der eigens gegründete „Verein für ober-rheinische Rechts- und Verwaltungsgeschichte“ (und mit ihm sein Vorsitzender Haas und das Vereinsmitglied Kurt Ulrich Bauch) der Stiefelschen Hinterlassenschaft intensiv und selbstlos annahm und weil zahlreiche öffentliche Instanzen und auch Privatunternehmen die Drucklegung durch Spenden förderten und sich schließlich in Hans W. Baur, dem Geschäftsführer der Badendruck GmbH, ein ideal gesonnener Verleger fand.

Man hätte sich das Werk ebenso in lexikographischer Durchgestaltung vorstellen können. In ihm will in erster Linie nachgeschlagen werden. Daß es jedoch nunmehr in 15 Hauptteilen vorliegt, hat auch seine Berechtigung und seine Vorteile, zumal es dem Verf. gelang, die Fülle des Vorgetragenen in übersichtlicher Systematik und mittels eingängiger Untergliederungen zu bewältigen. Was zunächst die zeitliche Fixierung angeht, so ging Stiefel von der Tatsache aus, daß erst nach dem Dreißigjährigen Krieg die beiden Markgrafschaften Baden-Durlach und Baden-Baden zu souveränen landeshoheitlichen Staatsgebilden aufgestiegen waren. Und mit der Geburtsstunde des neugeschaffenen Landes Baden-Württemberg (am 25. April 1952) war der geschichtlichen Entwicklung und Existenz Badens ein Ende gesetzt. Was nicht heißen will, daß Stiefel solche zeitlichen Limitierungen, wo es nötig wurde, nach der Vergangenheit wie zur Gegenwart hin sprengt.

Der Verf., dessen Liebe zum Detail und dessen Kenntnisse aller einschlägigen Materie Bewunderung und Erstaunen von jedem Leser bzw. Benutzer des Werkes auslöst, kann geradezu als ein badischer Polyhistor bezeichnet werden. Seine Unermüdlichkeit ist einmalig, ist geradezu verblüffend.

Eine „Summa“ ohne allen primitiv-kompilatorischen Charakter. Nach einer grundsätzlichen Einleitung „Zur territorialen Entwicklung im ober-rheinischen Raum und zur Geschichte der badischen Landesherrschaft bis zum Dreißigjährigen Krieg“ gibt der I. Hauptteil den nötigen geschichtlichen Überblick, von einer Regententafel der markgräflichen Häuser Baden-Durlach und Baden-Baden gefolgt. Im II. Hauptteil wird der badische Staat detailliert angegangen, auch Außenpolitisches und die jeweiligen Rechtsverhältnisse finden sich ausführlich behandelt. „Staat und Kirche“ ist der III. Hauptteil gewidmet. Sachlichkeit zeichnet gerade diesen Teil besonders aus. Ein IV. Hauptteil „Staatsfinanzen“ beschließt den ersten Bd. — Mit dem V. Hauptteil „Rechtspflege“ setzt der zweite Bd. ein. Es folgen die „Landesverteidigung“, die „Allgemeine Innere Verwaltung“, das „Polizeiwesen“ und die „Einzelbereiche der Innenverwaltung“. Gesundheits- und Sozialwesen sowie „Presse-, Rundfunk- und Fernsehwesen“ finden sich hier eingegliedert. Dem „Verkehrswesen“ ist der Hauptteil X gewidmet. Separiert werden in XI und XII das „Postwesen“ wie das „Eisenbahnwesen“ behandelt. Was hier im einzelnen vorgetragen wird, gäbe ein durchaus tragendes Bändchen für sich. Der XIII. Hauptteil umfaßt die „Wirtschaft“, einerseits chronologisch gegliedert und zum andern nach den einzelnen Gruppen wie Acker-, Wein- und Obstbau, Tierzucht, Forstwirtschaft, Jagdwesen, Fischerei, Bergbau, Energiewirtschaft, aber auch Landwirtschaftsverwaltung und -förderung, Organisation, Krisenzeiten, Ordnung des Preiswesens. Ein XIV. Hauptteil beinhaltet „Geistiges Leben, Wissenschaften und Künste“, daß hier nur übersichts- und mitunter andeutungsweise verfahren werden konnte, versteht sich von selbst. Das „Schul- und Bildungswesen“ bildet den XV. Hauptteil, auch den Privatschulen, dem Zweiten Bildungsweg, den PHs sowie jeder Hochschule sind eigene Kapitel gewidmet. Wertvoll das angeschlossene Literaturverzeichnis sowie ein „Verzeichnis der Angehörigen des Zähringerhauses“; Personen-, Sach- und Ortsregister erhöhen die Brauchbarkeit des Ganzen.

Man wünscht sich das Werk nicht nur in jeder öffentlichen Bibliothek, auch jede kommunale Verwaltungsbehörde wird daran nicht vorbeigehen können, darüber hinaus aber gehört es in die Hand bzw. in den Besitz eines jeden Badenfreundes und -kenners. Der Preis von insgesamt DM 98,— dürfte dies ermöglichen: bleibt nur die Frage, ob mit dem Erscheinen des zweiten Tausends ein solcher Bedarf genügend abgedeckt werden kann.

Dr. Helmut Bender

Hermann Brommer, Freiburg-St. Georgen. München und Zürich: Schnell & Steiner 1979 (Kunstführer Nr. 1199). Geheftet, mit (teils) farbigen Abbildungen.

In seiner Freiburg-St. Georgen-Festschrift (1964) hatte Stadtpfarrer Hans Stärk der katholischen Pfarrkirche ebda. eine ausführliche Würdigung zuteil werden lassen. Gewissermaßen als Ergänzung hierzu gibt sich der besonders in kunstgeschichtlicher Hinsicht fachkundige B.sche Kunstführer. Nach einem kurzen Abriss von Pfarrei und Gemeinde stellt der Verf. „Die ehemalige Hartkirche, eine der ältesten Kirchen dieser Gegend“, vor (in einer St. Galler Urkunde bereits 804 genannt). Über die Barockisierung von „St. Jergen“ referiert B. detailliert. Die Pläne zu einem Neubau stammen (1852 ff.) vom großherzoglich-badischen Oberbaudirektor Heinrich Hübsch, nach dessen Tod vom Karlsruher Baudirektor Fischer und dem erzbischöflichen Baudirektor Lukas Engesser realisiert. 1869 konnte die neue Kirche als Pfeilerbasilika vom damaligen Erzbistumsverweser Lothar v. Kübel konsekriert werden. Nicht zuletzt sind es die beachtlichen Skulpturenreste der barocken Umgestaltung durch Anton Xaver Hauser u. a., die der Kirche ihren künstlerischen Rang gewährleisten. B. geht auch auf die Kirchenrenovierung in den Jahren 1961–63 ein, danach gibt er eine Führung durch den Innenraum, in der er Altes und Neues präzise beschreibt und kunstgeschichtlich einordnet. Aufschlußreich so auch der Absatz über die 1978 geweihte Orgel: „Gelungener Neubau im historischen Gehäuse“. Und selbst wenn man dem Historismus des vergangenen Jahrhunderts nicht ganz gut gesonnen, muß man dem Verf. beistimmen, vom „Wahrzeichen Freiburg-St. Georgens für Pfarrangehörige und Menschen im vorbeiflutenden Straßenverkehr“ zu Recht zu sprechen und „Wachtposten am Südeingang der Stadt“ und eigentümlich mehr als bloßer Blickfang zu sein.

Dr. Helmut Bender

Julius Naecher, Die Burgenkunde für das Südwestdeutsche Gebiet. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe von 1901. Frankfurt/Main: Weidlich 1979. 210 S., mit zahlreichen Abb. u. Karte auf Vors. Linson, Subskr.-Pr. DM 48,—, später DM 60,—.

1895 hatte der Ingenieur und Heimatforscher Julius Naecher (* 1. 4. 1824 in Pforzheim, † 18. 2. 1911 in Tolkewitz/Sachsen) zusammen mit H. Maurer das Bändchen „Die Alt-Badischen Burgen und Schlösser des Breisgaues“ als „Beiträge zur Lan-

deskunde“ herausgebracht (2. verbesserte Aufl. Emmendingen 1896), gewissermaßen eine der detaillierten Vorstudien zu dem eben in Reprint vorgelegten südwestdeutschen Burgenband. Dieses Werk, jedem Burgenforscher und -kenner unentbehrlich, war bislang kaum noch antiquarisch zu besorgen, so daß es höchst begrüßenswert, daß der Verlag es mit dem wohlgelungenen Nachdruck wieder zugänglich gemacht hat. Das Feld ist sowohl zeitlich als topographisch weitgespannt, was ihm auch eine Art Nachschlagcharakter verleiht. Im ersten Teil werden „germanische Verschanzungen“ gewissermaßen als Vorläufer mittelalterlicher Burgen im Elsaß, in Lothringen und der linksrheinischen Pfalz sowie in Baden, Württemberg und Hessen behandelt; im zweiten Teil „Die Feudalburgen: I. In Schwaben und Alemannien; II. Im fränkischen Gebiet; III. In der burgundischen Schweiz; IV. Die normannische Bauart der Burgen“ behandelt. Ein Anhang berichtet über Mauertechnik und Steinmetzzeichen sowie über die „Quaderornamentik in der romanischen Bauzeit und die Wetzmarken“. In der „Einleitung“ weist der Verf. zu Recht stolz darauf hin, daß er „im Gebiete der Schweiz, des Oberrheines und des schwäbischen Gebietes an 600 Ruinen von Burgen besucht und aufgenommen“ hat, was ihm nur durch seine zeitige Zuruhesetzung als badischer Staatsingenieur (1885) möglich war. Ein danach eingerücktes Verzeichnis der bis dahin erschienenen Schriften des Verf. bestätigt dessen Zuständigkeit in jeder Weise. Neben Grundsätzlichem geht es Naecher gerade auch im zweiten Teil um eine Art Bestandsaufnahme aus topographischer Sicht, sehr dienlich ist in diesem Zusammenhang das beigegebene Namensregister am Bandende. Besonders wertvoll aber sind die von ihm selbst gezeichneten sorgfältig reproduzierten Abbildungen, teils Ansichten, teils Grundrisse, auch Details wie Wapensteinen usw. Eine Anzahl Burgen wurde symptomatisch breiter behandelt. Naechers Werk ist in jeder Hinsicht auf der Höhe der Zeit; daß er einen (vernünftigen) Historismus begrüßt (etwa am Beispiel des Wiederaufbaus der Hohkönigsburg), versteht sich von selbst und wirkt in keiner Weise störend, vielmehr sind auch solche Äußerungen und Ansichten schon wieder aufschlußreiche Dokumentation geworden.

Dr. Helmut Bender

H.A. Eckert und H.M.D. Monten, Sämtliche Truppen von Europa — nach altkolorierten Lithographien um 1840 — Großherzogtum Baden. 21 Farbtafeln 26 × 36 cm, in Kassette. Frankfurt: Flechsig 1979. DM 125,—.

Das gesamte, 1838—43 in München und Würzburg erschienene Œuvre (mit über 600 farbkolorierten Tafeln) hatte auf einer Aktion 1976 DM 36 000,— gebracht. Ein solcher Preis wurde hauptsächlich durch die hohe künstlerische Qualität erreicht. Der Verlag war gut beraten, diese Qualität in seiner Neuausgabe zu halten, was auch den Preis (bei einer begrenzten Auflage von 400 Ex.) verständlich macht. Außer dem Großherzogtum Baden liegen bereits vor: Königreich Bayern, Herzogtum Braunschweig, Königreich Hannover, Großherzogtum Hessen, Kurfürstentum Hessen, Nassau, Großherzogtum Oldenburg und Königreich Württemberg. So exakt die Uniformen in ihren Details, so künstlerisch ausdrucksvoll wurden die Figurinen entworfen. Keine starren Aufreihungen, vielmehr Bewegung, Elan, Eleganz, eben künstlerische Durchgestaltung der Personen wie der Beigaben. Das reicht vom General über das Offizierscorps, von den Dragonern zur Infanterie und Artillerie bis zu den Gendarmen, Pionieren und bis zum Regimentsarzt. Keine verkümmerte Staffage, dafür immer wieder neue Situationen und in gewisser Weise spannungsgeladene lebensvolle Hintergründe. Ein Stück Militär- und Kulturgeschichte in einem, die sich hier gibt und die auf solche Weise gebührend tradiert wurde.

Dr. Helmut Bender

Rolf Italiaander, Hugo Eckener — Ein moderner Columbus. Die Weltgeltung der Zeppelin-Luftschiffahrt in Bildern und Dokumenten. Konstanz: Stadler 1979. 191 S., Großquart, Leinen DM 39,—.

„Der Flensburger Hugo Eckener besuchte seiner Wahlheimat, Friedrichshafen am Bodensee, Welt ruhm... Eckener war ein Mann der Völkerverständigung, ein Demokrat... Er sollte deutscher Reichspräsident werden...“ heißt es auf dem Klappentext des stattlichen und verlegerisch vorbildlich betreuten Dokumentations- und Sachbandes. Gute 150 S. sind dem Werden und dem Werk Eckeners gewidmet, aus der Feder des seit 1925 mit dem Luftschiffpionier bekannten Schriftstellers Italiaander. Das Erfreuliche daran, daß Zeppelin selbst (und damit quasi das Süddeutsche, ja das Badische) dabei nicht zu kurz kommt. Danach finden sich „Zeugnisse von Zeitgenossen“, u. a. von Bundespräsident Carstens, von Silvius Dornier, Thilo Koch, Martin Niemöller, Hermann Oberth, Bundeskanzler Schmidt und Wolfgang von Zeppelin. Im „Dankeswort“ wird auch vermerkt, daß Eckeners Tochter, Frau Lotte Simon-E., dem Hrsg. den Nachlaß zur Auswertung überlassen habe. Ein Namensregister erleichtert dem Benut-

zer das Nachschlagen und Sichzurechtfinden. Der I. s. Text gibt sich schlicht und mehr als Dreingabe zu dem ausgezeichneten Bildmaterial und den gut gewählten Zitaten. Aufschlußreich ist hier vieles, einmal über das Phänomen Zeppelin und Luftschiffahrt, zum andern über Eckener selbst, so etwa: „Der Journalist Eckener war Anfang des Jahrhunderts Mitarbeiter der ‚Frankfurter Zeitung‘... er wurde aufgefordert einen Bericht über die Versuche mit starren Luftschiffen des Grafen Zeppelin zu veröffentlichen...“ (im Kapitel „Der junge Eckener kritisierte den Grafen Zeppelin“). Und: „So wurde also ein Autodidakt der beste Luftschiffkommandant, den die Geschichte der Luftfahrt bislang gekannt hat.“

Dr. Helmut Bender

Badische Geschichte — Vom Großherzogtum bis zur Gegenwart. Von Josef Becker, Lothar Gall, Gerd Hepp, Hugo Ott, Bernd Otnad, Paul Saurer, Hermann Schäfer, Franz X. Vollmer, Paul-Ludwig Weinacht und Hans Georg Zier. Hrsg. von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg. Stuttgart: Theiss 1979. 392 S. mit 148 Abb. und Kartenskizzen. Leinen. Subskr.- Pr. DM 39,—, danach DM 45,—.

Im Gegensatz zur Mehrzahl bisheriger Baden-Geschichts-Bände (etwa R. G. Haebler, „Badische Geschichte“, Karlsruhe 1951; B. Sütterlin, „Geschichte Badens I“, Karlsruhe 1968; H. Bender, „Baden — 1000 Jahre europäische Geschichte und Kultur“, Konstanz 1977) handelt es sich hier um die eigentliche badische Geschichte der vergangenen „170 Jahre“ — die „Vorgeschichte“ wird auf wenigen Seiten abgehandelt — der Entwicklung nach der Gründung von Baden-Württemberg wird ein größeres Kapitel (25 S.) gewidmet: so gesehen, ergeben sich in etwa die „170 Jahre“. Hinzu kommt, daß, auch im Gegensatz zu den älteren einschlägigen Werken (etwa von Jung, Krieger und v. Weech), 10 Autoren tätig wurden: „Entstanden ist dieses Buch aus einer erfolgreichen Vortragsreihe, die im Jahre 1977/78 ... an der Universität Freiburg stattgefunden hat.“ Demnach ein zunächst akademisches Buch, von dem der Verlag allerdings behauptet: „Dieses Buch ist nicht nur für den Badener, sondern ebenso für die übrigen Bewohner Baden-Württembergs gedacht ...“ Neben der eigentlichen politischen Geschichte „nimmt ... die Darstellung der sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung einen relativ breiten Raum ein“ (aus dem Vorwort). An Fakten wird so viel geboten, mag man auch hie und da mit dem „Nachschlagecharakter“ des Bandes nicht ganz

zufrieden sein (Beispiel Kaspar Hauser: da ist generell nur von der „weidlich ausgeschlachteten Affäre“ die Rede, Beispiel: Rastatt zu knapp). Dennoch ist hier entschieden mehr als in einem Oberstufen-Schulbuch geboten; wenn es, wie zugegeben wird, wegen der Vielzahl der Autoren auch nicht aus einem Guß sein kann (was seltsamerweise „nicht beabsichtigt“ war), wurde nicht nur die gesamtchronologische Linie eingehalten, sondern dank umsichtiger Redaktion eine kontinuierliche Darstellung der Ereignisse mit nötiger Schwerpunktbildung geschaffen. — Gall setzt mit der „Gründung und politischen Entwicklung des Großherzogtums bis 1848“ ein, Vollmer schließt mit der „48er Revolution“ an, die 3 folgenden Kapitel behandeln die „Politische Geschichte von 1850 bis 1918“ (Otnad), den „Badischen Kulturkampf und die Problematik des Liberalismus“ (Becker) sowie „Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung“ eben in diesem Zeitraum (Ott). „Politische Geschichte von 1918 bis 1933“ gibt Zier (bitte Konstantin, nicht Konradin Fehrenbach!), parallel dazu Schäfer mit den „Wirtschaftlichen und sozialen Problemen des Grenzlandes“. Ott behandelt im folgenden „Das Land Baden im Dritten Reich“ (man hätte sich „Gänsefüßchen“ für den Begriff „Drittes Reich“ gewünscht); „Die politische Nachkriegsentwicklung und die Auseinandersetzungen um den Südweststaat“ werden von Weinacht und Sauer angegangen (für Süd- und Nordbaden separiert). Schließlich umreißt Hepp den „badischen Landesteil in Baden-Württemberg“. Folgt eine genügend detaillierte Zeittafel, ein Literaturverzeichnis (hier hätte man nicht nur separierte Angaben zu jedem Kapitel, sondern auch eine Gesamtbibliographie gewünscht), alsdann ein Autorenverzeichnis sowie ein wertvolles Register. Wie stets in solchen Sammelwerken, gibt es dankbare und weniger dankbare, tragende und weniger tragende Kapitel. Daß Spezialisten am Werk waren, ist unverkennbar, daß von ihnen an eine Allgemeindarstellung gedacht wurde, ist erfreulich. Besonders hervorzuheben aber ist die Bildredaktion (Vollmer), die sich um Anschaulichkeit und, wenn irgend möglich, auch um Nicht-Alltägliches bemühte. Dabei stand der Informationswert im Vordergrund, auf künstlerische Gesichtspunkte wurde bewußt verzichtet, vielmehr empfindet man diesen Bildteil als eine Art Parallele zum Stoffgeschichtlichen, dem etwa Anekdotisches zwar nicht versagt bleibt, das aber — vielleicht schon durch satztechnische Anordnung (der breit laufenden Zeilen) mitunter eine gewisse Spröde und dann und wann auch ein Wortschatz-Akdemikertum nicht vermeidet. Ein Ohne-weiteres-Lesebuch ist daraus auch nicht geworden: der Leser, wenn er

nicht nur dies und jenes nachschlagen möchte, muß schon tapfer und mit einigem Zeitaufwand einsteigen, was sich indes vom Thema her ja gewiß verlohnt. Und was die anderen sich noch auf dem Buchmarkt befindlichen Baden-Bände betrifft, so möchte man resümieren, daß das vorliegende Buch diesen keinesfalls im Weg stehen dürfte.

Dr. Helmut Bender

Reihe REGIONEN AM OBERRHEIN.

Hans Leopold Zollner: RASTATT — einst und jetzt. Fotos: Gerd Popp, Verlag G. Braun, Karlsruhe, 112 Seiten, davon 8 Seiten 4farbig, 60 Seiten s/w, Format 21,5 × 27 cm, vierfarbiger Pappband, DM 39,—, 1. Auflage 1979, ISBN Nr. 37650 8024 1

Mit diesem Text- und Bildband wurde die beliebte neue Buchreihe „Regionen am Oberrhein“ um einen attraktiven Band bereichert. Der Verlag beauftragte einen der besten Kenner der mittelbadischen Landschaft, Geschichte und Kultur, Hans Leopold Zollner, mit der Betextung. In Kurzkapiteln schildert er die Entstehung der einstigen markgräfllich-badischen Residenz und Festung und der jetzigen Großen Kreisstadt an der Murg. Die Bedeutung ihrer barocken Baudenkmäler mit dem Schloß als Spitzenleistung oberrheinischer Profanbaukunst wird ebenso gewürdigt, wie die aktuellen Existenzanliegen der mittelbadischen Metropole. Und schließlich wird die nächste Umgebung, vor allem mit dem Barockjuwel Schloß Favorite, einbezogen.

Neben den überzeugenden Textaussagen steht ein Bildteil, der von Gerd Popp in fast zweijähriger Arbeit vorbereitet wurde. Er offenbart bis ins Detail die städtebaulichen, kunsthistorischen und landschaftlichen Besonderheiten, wie sie bisher in dieser technisch vollendeten Art noch nicht erfaßt wurden. Eine große Anzahl Farbbilder, die auch die Museumsbestände einbeziehen, und historische Darstellungen erhöhen den dokumentarischen Wert dieses sorgfältig durchgeführten Werkes. Es wird ebenso als Geschenkbuch für die Freunde und Familien Rastatts viel Anklang finden, wie unter den Liebhabern und Kennern der oberrheinischen Geschichte und ihrer Baudenkmäler.

Gerhard W. Baur, Bibliographie zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein. (Idiomata). Veröffentlichungen der Tübinger Arbeitsstelle „Sprache in Südwest-

deutschland“, Bd. 7.) Tübingen, Max Niemeyer Verlag, 1978. 250 S., 9 Karten auf 4 Beilagen. DM 84,—.

Gerhard W. Baur (Freiburg), der Bearbeiter des „Badischen Wörterbuches“, hat sich der Mühe unterzogen, sämtliche erreichbaren Titel, die bis zum 31. 12. 1977 zur Mundartforschung in Baden-Württemberg, Vorarlberg und Liechtenstein erschienen sind, zu sammeln und in ein bibliographisches Handbuch einzubringen, wie es bisher nicht existiert hat. Dies werden alle Freunde der Mundart begrüßen; ihre Zahl ist bekanntlich im Wachsen, und mit dem Interesse an den Heimatdialekten nahm auch das Bedürfnis nach mehr Information zu. Wer nun wissen will, was es an spezieller Literatur über seinen Wohn- oder Heimatort gibt, kann dies mit Hilfe des zwölfseitigen Ortsregisters in Baur's Handbuch rasch feststellen. Das Orts- und das ebenso umfangreiche Personenregister wird ihn darüber hinaus an Titel heranzuführen, die nach sachlichen Gesichtspunkten gruppiert sind und mit den Problemen der Mundartforschung vertraut machen. Und durch diese Anlage des Literaturverzeichnisses ist zugleich den Bedürfnissen der übergreifenden germanistisch-volkskundlichen Forschung Rechnung getragen: die Forschungslage zeichnet sich nun klar ab, und zur Weiterarbeit ist ein solider Grund gelegt. 2384 Titel verzeichnet die Bibliographie insgesamt. Vorarlberg und Liechtenstein sind als alemannische Sprachlandschaften bewußt miteinbezogen worden, so daß jetzt mit Einschluß schweizerischer Vorleistungen fast der ganze deutschsprachige Südwesten im Hinblick auf die Mundartkunde bibliographisch erschlossen ist. Nur eine Gesamtbibliographie des Elsaß steht noch aus. Für die Schweiz existiert seit 1962 insbesondere Stefan Sondereggers Handbuch „Die schweizerdeutsche Mundartforschung 1800—1959“. An dieses Handbuch wurde Gerhard W. Baur's Bibliographie bewußt angeschlossen, mit gewissen Modifizierungen auch der Gliederung nach, damit Vergleichbares rasch aufgefunden werden kann.

Das die Literatur erfassende Spektrum ist erfreulich weit gefächert und bezieht ältere Bibliographien und forschungsgeschichtliche Beiträge, Literatur zur allgemeinen Problematik der Mundartforschung, zu den Mundarten des Referenzgebietes im Rahmen der germanischen Sprachen und Dialekte, grammatische Darstellungen, Wörterbücher, Wortkundliches, sprachgeographische Darstellungen und Untersuchungen über die ältere Schriftsprache, über das Eindringen der neuhochdeutschen Schriftsprache und über Schriftsprache und Mundart mit ein. Diese Hauptabschnitte sind

übersichtlich untergliedert und enthalten eine Fülle von Beiträgen, die nicht nur aus der Mundartforschung, sondern auch aus der Volkskunde und anderen verwandten Wissenschaften stammen (sofern sie wort- und sprachkundlich von Belang waren). Dadurch arbeitet die Bibliographie der gesamten Erforschung volkstümlicher Kultur zu und isoliert nicht die Sprachkultur, sondern stellt sie in einen einheitlichen Funktionsrahmen und zeigt vielfältige Querbezüge auf. Schon bei erstem sich informierendem Durchblättern ist dies äußerst anregend, auch wenn sich — was in der Natur der Sache liegt und wissenschaftsgeschichtliche Gründe hat — neben Forschungsschwerpunkten zugleich Forschungslücken abzeichnen. Es überwiegen die Sammelleistungen und deskriptiven Darstellungen, während die analytischen — zumal zum Mundartwandel und seinen Gründen, zu Sozio- und Psycholinguistik, zur Neubeschäftigung mit der Mundart — als bleibende Aufgabe sich abzeichnen.

Dem Handbuch ist weite Verbreitung zu wünschen. Als Hilfsmittel sollte es zumindest in Schul-, Stadt- und Museumsbibliotheken jederzeit verfügbar sein.

Dr. Peter Assion

Alfons Wiesinger, Narrenschaus und Fastenspeise im schwäbisch-alemannischen Brauch. (Schriftenreihe der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, Allgemeine Reihe, Bd. 4.) Konstanz, Verlag des Südkurier, 1980. 74 S., 38 Abb. im Text, 1 Karte. DM 24,—.

Die bedeutend angewachsene Literatur über die schwäbisch-alemannische Fastnacht ist neuerdings von Alfons Wiesinger, dem Säckinger Brauchtumsspezialisten und Chronisten der Vereinigung schwäbisch-alemannischer Narrenzünfte, um einen Beitrag vermehrt worden, der sich mit dem reizvollen Thema der brauchtümlichen Fastnachts- und Fastenspeisen befaßt. Daß Essen und Trinken — streng reguliert — einst nicht nur der Fastenzeit Inhalt und Namen gaben, sondern — üppig und ausgiebig — zuvor schon die Fastnachtszeit ganz wesentlich bestimmten und bestimmen, ist eine bekannte Tatsache und schon in den Fastnachtsspielen des 15. Jahrhunderts thematisiert worden. In dem „Spiel von der Fasnacht und der Fasten“ (Nr. 73 der Standard-Ausgabe von A. von Keller) klagt die personifizierte Fastnacht ihre Gegnerin u. a. mit dem Argument an, sie lasse die vielen übriggebliebenen Fastnachtsspeisen („sulzen, krapfen und hun“) verderben. Aus weiteren Quellen wissen wir von regelrechten „Freßorgien“ und kirchlichen Stellungnahmen dagegen, und volkskundliche Er-

hebungen aus jüngerer Zeit — so auch von ca. 1930 der „Atlas der deutschen Volkskunde“ mit den Ergebnissen zur Frage 198 — dokumentierten die landschaftlich und örtlich ausgebildeten Besonderheiten auf diesem Gebiet. Alfons Wiesinger hat solche älteren und neueren Belege umsichtig zur ersten Buch-Monographie über die fastnächtliche Volksnahrung zusammengestellt, für Südwestdeutschland die Auszüge aus der Literatur um neue Text- und Bildfunde sowie das unveröffentlichte Atlas-Material vermehrt und einen Überblick über spezielle Fastenspeisen angeschlossen. Dieser zweite Teil ist die sinnvolle Ergänzung zur Zusammenstellung der fastnächtlichen Eßgebräuche und bezeugt, daß Fasten nicht nur in Verzicht bestand, sondern daß „der zum Fasten verpflichtete Mensch so lange köchelte und brozzelte, bis er etwas fand, das seiner Zutaten wegen noch als Fastenspeise gelten konnte, in Wirklichkeit aber einem Festessen nahe kam, mit dem er das Fastengebot hintergehen konnte“ (so Wilhelm Kutter treffend im Vorwort zu Wiesingers Buch).

Das über den Aschermittwoch hinausreichende Schlemmen und der spätere Austausch von Fastnachts- und Fastenspeisen sollte freilich nicht die eben doch noch bis in die Speise-Zutaten hineinwirkende Gegensätzlichkeit zwischen Fastnacht und Fastenzeit verkennen lassen. Fett und fleischreich war die Fastnachtskost vor allem deshalb, weil in der Fastenzeit mager und fleischlos gekocht werden mußte. Wie etwa Karl Meisen 1966/67 im „Rheinischen Jahrbuch für Volkskunde“ überzeugend dargelegt hat, erklärt eine entsprechende Dialektik auch das Wesen der sonstigen Ausschweifungen der mittelalterlich-neuzeitlichen Fastnacht: im vorliegenden Buch kommt sie jedoch zu wenig zur Geltung, und zwar deshalb, weil für die Fastnachtsbräuche überwiegend vorchristliche Anknüpfungspunkte gesucht werden und die Fastnacht als Reaktion auf die Fastenzeit unterbewertet wird. Deshalb interessierte auch mehr die mythologische Bedeutung von „kultischen Teigfiguren“ (Gebildbrotten) usw., als etwa die Funktion, die den spätwinterlichen Fettgebäcken im Nahrungshaushalt des ganzen Jahres und vor dem Hintergrund sonstiger Entbehrungen zukam. In diesen letzteren Zusammenhang hätte auch das Kühle- und Speck-Heischen gerückt werden müssen: die, die nichts hatten, forderten von den Besitzenden ihr Teil, um sich wenigstens einmal im Jahr (im Anschluß an die winterlichen Schlachtungen) satt essen zu können. Solche

Aspekte hätten die Darstellung noch wesentlich bereichert, und die Benutzung neuester Literatur hätte wohl auch vermeiden lassen, die Fastnacht dem Wort und der Sache nach von einer fruchtbarkeitskultischen Fas-Nacht herzuleiten. Daß die Fast-Nacht (sekundär abgewandelt zur Fas-Nacht) als „Nacht“ (Vorabend) der Fasten schon begrifflich mit der Fastenzeit in engstem Zusammenhang steht, ist bei Germanisten und Volkskundlern heute unbestritten. Dr. Peter Assion

Buggingen — Eine Markgräfler Gemeinde im Wandel der Zeit — Aus der Geschichte von Buggingen, Seefeldern und Betberg. Herausgegeben von der Gemeinde Buggingen anlässlich der 1200-Jahr-Feier. Freiburg: Schillinger (Gesamtherstellung) 1978. 313 S. mit zahlr. teils farb. Abb. Kart. geb. mit farb. Überzug.

Der vorgelegte Band gibt sich in erstaunlicher Breite, allgemeine bzw. badische Geschichte wurde ins Lokalhistorische wissenschaftlich und gutverständlich miteingefügt. W. Werth (Müllheim) übernahm Frühgeschichte und erstes Christentum; W. Fauler (Bad Krozingen) behandelte die Geschichte Buggingen bis 1805 in vorbildlicher Gliederung, referiert auch über alte Flur- und Familiennamen und fügt eine Zeittafel bei; es schließt die Geschichte der Pfarrei Betberg (ehemals zu Seefeldern gehörig) von G. Teutsch (Sulzburg) an; das 19. und 20. Jahrhundert und damit auch das Aktuelle schildert J. Helm (Badenweiler), die hier beigegebenen Abbildungen (alte Postkarten u. ä.) geben dem Ganzen auch hübsch chronikalen Charakter; es folgt „Das Kaliwerk Buggingen“ von G. Albiez (Freiburg; hatte auch schon im „Markgräflerland“ vorbildlich darüber gehandelt); abschließend erzählen W. Jost und H. Schlenker (beide Buggingen) von Brauchtum, Sagen, Namen und Sprache usw., dabei wird u. a. auch auf Dialektnuancen zwischen den Ortsteilen Buggingen und Seefeldern hingewiesen. Mit der altbewährten Verlagserschaft von Schillinger hat sich die Gemeinde so ein „wertvolles Informations-, Nachschlage- und Unterhaltungswerk“ (vgl. Geleitwort des Bürgermeisters E. Erler) geschaffen, das mit seinen mannigfaltigen Detaillierungen bewußt den Rahmen des Lokalhistorischen gesprengt hat und zu einer beachtenswerten landeskundlichen Miszelle ausgebaut werden konnte.

Dr. Helmut Bender

Dieser Ausgabe liegt ein Schreiben des Generallandesarchivs Karlsruhe bei. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.